

Bismarcks Bildung

ihre Quellen und ihre Äußerungen.

Von

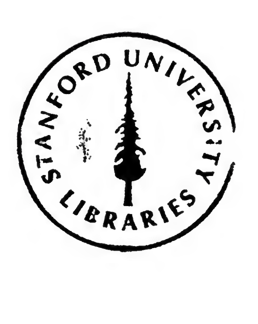
Hans Prutz.



Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1904.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Allezeit gewährt es besonderen Genuß und erschließt gelegentlich lehrreiche Einblicke in Vorgänge innerhalb des menschlichen Geisteslebens, die zu beobachten wir sonst nicht leicht Gelegenheit haben, wenn wir einen schöpferischen Genius durch die einzelnen Momente begleiten können, die er in der Betätigung seines kühnen Wollens und überlegenen Könnens durchläuft. Der Genuß wird um so größer und die Belehrung um so reicher sein, je mehr es sich dabei um die Verwirklichung von Gedanken handelt, welche aus der vorangegangenen Entwicklung von Generationen gewissermaßen die Summe ziehen und in Taten umgesetzt die Schicksale von Völkern und Staaten auf Menschenalter hinaus bestimmen.

Denn kaum noch sonst irgendwo tritt uns das vornehmste und letzte, das eigentliche Problem alles geschichtlichen Erkennens so scharf umrissen, so bestimmt formuliert und gleichsam greifbar entgegen. Handelt es sich dabei doch schließlich immer um die Frage nach dem Verhältnis des Einzelwillens zu dem Gesamtwillen und die nach der Wechselwirkung, welche in großen historischen Krisen stattfindet zwischen dem unbewußten Streben der gleichsam im Halbdunkel vorwärts drängenden Massen und dem freien Entschluß eines zu großem historischen Handeln berufenen Mannes, den er faßt in klarer

Einsicht in die gegebenen Verhältnisse und in der Überzeugung von seiner Notwendigkeit, für dessen Verwirklichung er in kühnem Streben sein Dasein einzusetzen bereit ist und die Kräfte seines Volkes zur höchsten Leistungsfähigkeit zu entfesseln kein Bedenken trägt.

Wird dabei natürlich zunächst unser geschichtliches Interesse erweckt einmal durch die Betrachtung der Bedingungen, die, in der Vergangenheit wurzelnd, ein so folgenreiches Wirken ermöglichten oder gar notwendig machten, dann durch die Erkenntnis der Umstände, unter denen es sich vollzog, mögen sie nun ihm förderlich geworden sein oder sich ihm feindlich entgegengestellt haben, und endlich durch den Versuch, die geistigen und sittlichen Kräfte aufzudecken, die dabei teils unwillkürlich, teils mit wohlberechneter Absicht in Tätigkeit gesetzt wurden: so wird doch das rein menschliche Interesse an den historisch bedeutenden Persönlichkeiten, um deren Kämpfe und Erfolge oder Niederlagen es sich handelt, zugleich in uns den Wunsch erwecken, auch die Art recht zu erfassen und uns in unmittelbarer Lebendigkeit zu vergegenwärtigen, wie in ihrem Handeln ihre Individualitäten, ihre geistigen und sittlichen Eigentümlichkeiten charakteristisch zum Ausdruck kommen und auf den Gang der Dinge bestimmend einwirken. Denn auch den Mann, welchen die Rolle, zu der er in der Geschichte seiner Zeit berufen war, zunächst als den Träger gewisser allgemeiner Ideen vor den Augen der Welt in ein besonders helles Licht gerückt hat, werden wir doch nur dann ganz verstehen und recht würdigen können, wenn wir ihn auch betrachten, gelöst von dem großen geschichtlichen Hintergrunde, von dem wir ihn sich abheben zu sehen sonst gewohnt sind, und uns wenigstens ein ungefähres Bild machen können von dem, was er gewissermaßen an geistigem und sittlichem Rüstzeug mitbrachte für die

Kämpfe, in denen er vermöge seiner überlegenen Einsicht seinen gebietenden Willen und sein schöpferisches Können zum besten seiner Zeit geschichtlich erfolgreich betätigte.

Denn gewiß bedarf gerade, wer vom Schicksal zu solchem Wirken berufen ist, neben dem, was das staatsmännische oder militärische Handeln an besonderer fachmännischer Begabung oder Schulung erfordert, noch eines anderen reichen geistigen Rückhalts, aus dem er sowohl zur Bekämpfung der Gegner wie zur Ermutigung der Freunde und nicht zuletzt zur Stärkung oder Erneuerung der eigenen Kraft jeden Augenblick neue Mittel ziehen oder altbewährte wiederum zu Hilfe rufen kann. Auf diesen Schatz sozusagen allgemeiner Bildung, der in der Hauptsache immer erworben sein wird, ehe jemand eine historisch bedeutende Rolle, welcher Art sie auch sein möge, zu spielen beginnt, für ihn aber in der Folge gleichsam einen eisernen Bestand ausmacht, wird er unwillkürlich und in vielen Fällen unbewußt, man könnte fast sagen instiktiv, zurückgreifen, wenn es gilt, für die von ihm vertretene Sache zu werben, ihr gutes Recht zu begründen, ihre Ausführbarkeit darzutun oder dagegen erhobene Bedenken zu widerlegen und so die Zahl ihrer Anhänger und Vorkämpfer zu vervielfältigen. Auch vermehrt sich dieser Schatz fortdauernd durch das Zuwachsen neuen geistigen Erwerbes ähnlicher Art. Er wird umso größer und mannigfaltiger sein, je weiter die Gebiete auseinanderliegen, auf welche sich die Tätigkeit des zu geschichtlich bedeutender Wirksamkeit Berufenen in der Erfüllung seiner Mission zu erstrecken hat. Natürlich wird, was ein vielbewegtes und verschiedene Arbeitsgebiete umfassendes Leben an Gewinn der Art nicht sowohl seiner fachmännischen als seiner allgemeinen Bildung zuführt, sich nicht nach allen Seiten hin gleichmäßig erstrecken, sondern in einer Art von Kristallisationsprozeß

vornehmlich an solche Punkte des vorhandenen Besitzes ansetzen, die von jeher besonders fest begründet waren und mit Vorliebe gepflegt wurden. Insofern spiegelt jede geschichtlich bedeutende Persönlichkeit die geistigen Wandlungen ihrer Zeit in sich ab und wiederholt von den Stadien, welche diese durchlaufen, im kleinen diejenigen, von deren Einfluß sie, vielleicht ohne es selbst innezuwerden, besonders häufig oder besonders stark getroffen wurde. Daraus erklären sich die Veränderungen, die bei manchen geschichtlich hervorragenden Männern im Laufe der Zeit in betreff der allgemeinen geistigen Beziehungen eintreten, auf die sie, von den eigentlich sachlichen oder gar technischen Momenten abgesehen, in der Vertretung ihrer Ideen zurückgreifen. Man sieht dabei, wie Erwägungen, die ihnen früher besonders geläufig waren und die sie daher gern immer wieder anstellten, allmählich für sie an Wichtigkeit verlieren, wie dagegen Gesichtspunkte, die ihnen ursprünglich fremd waren, von ihnen späterhin mit entschiedener Vorliebe eingenommen und zuweilen sogar im Widerspruch mit den sonst von ihnen vertretenen Ansichten als die vorzugsweise oder allein berechtigten mit Eifer geltend gemacht werden. Aber auch unter so veränderten Umständen bleibt für sie jener eiserne Bestand allgemeiner Bildung, den sie im wesentlichen als ein in sich abgeschlossenes Ganzes bereits beim Eintritt in ihre aufsteigende Laufbahn wie eine Ausrüstung mitgebracht hatten, die immer von neuem aufgesuchte Quelle nicht bloß der Anregung und Erfrischung für sie selbst und ihre Freunde, sondern auch das seiner Unerschöpfbarkeit wegen unschätzbare Arsenal für die Beschaffung der Beweismittel für und wider.

Dieser Schatz allgemeiner Bildung, die ebenso unentbehrliche wie den meisten unbewußte Grundlage für jede

höhere berufliche oder amtliche Wirksamkeit, der unter dem Einfluß der von dieser ausgehenden Anregungen oder gestellten neuen Anforderungen unwillkürlich allmählich erweitert und in einzelnen Richtungen vertieft wird, setzt sich in der Hauptsache naturgemäß aus zwei verschiedenen Bestandteilen zusammen, von denen der eine durch das Leben in Haus und Familie und dem durch diese erschlossenen größeren Kreis meist ohne bewußtes eigenes Zutun erlangt, gleichsam ererbt wird, der andere im Hinblick auf die für später erstrebte Lebensstellung und die besonderen Ansprüche, welche diese mit sich bringt, planmäßig erworben und im wesentlichen durch die Schule begründet, in der Folge aber durch das Studium und die Berufstätigkeit selbst je nachdem mehr oder minder systematisch erweitert und ausgebaut wird.

So gleichartig aber der Lehrgang unserer höheren Schulen bis auf die antihumanistischen Reformen, die vor einem Jahrzehnt in Preußen durchgeführt wurden, im allgemeinen gewesen sein mag, so ist doch auch bereits in den älteren Generationen Umfang und Richtung der schließlich erlangten allgemeinen Bildung für den einzelnen nicht selten von Zufälligkeiten abhängig gewesen, ganz abgesehen von dem Einfluß, den besondere Neigungen da naturgemäß ausüben und selbst noch in späten Lebensjahren stark wirksam erhalten. Aus dem geistigen Interessenkreise, der dadurch bestimmt wird, kann kein Mensch völlig heraus: die Zugehörigkeit zu ihm bedingt seine Auffassung von Menschen und Dingen, und die ihm dadurch eigen gewordene Art der Betrachtung und des Urteils Zeitereignissen und Zeitgenossen gegenüber wird sich immer wieder entscheidend geltend machen, und zwar nicht bloß im allgemeinen, sondern gelegentlich auch in ganz konkreten Fragen. Je größer die Probleme sind, deren Lösung als Mitarbeiter zu fördern oder gar in

leitender Stellung von sich aus einem widerstrebenden Geschlechte aufzunötigen jemand berufen ist, um so wichtiger wird es für das Verständnis seiner Persönlichkeit und seines Handelns sein, in diese Seite seines Wesens einen Einblick zu gewinnen. Denn nur dann wird es möglich werden die in der Folgezeit so oft verdunkelten oder wohl auch ihm selbst aus dem Gedächtnis gekommenen Grundlinien aufzudecken und festzulegen, welche die Entwicklung seiner geistigen und sittlichen Eigenart am frühesten und daher für alle Zeit maßgebend bestimmt haben.

Es kann daher fast befremdlich erscheinen, daß die gewaltige Persönlichkeit des Schöpfers der deutschen Einheit bisher noch nicht von diesem Standpunkte aus betrachtet worden ist. Zu so außerordentlichem Umfange die noch fortwährend wachsende Bismarckliteratur bereits angeschwollen ist, so ist doch unseres Wissens der Versuch noch nicht gemacht worden, in einem einheitlich zusammenfassenden Bilde zur Anschauung zu bringen, mit welchem geistigen Rüstzeug Bismarck versehen war, als er in das öffentliche Leben eintrat, um, eigentlich ohne je darnach zu streben oder dergleichen von sich aus zu wollen, durch eine eigentümliche Verkettung der Umstände die ihm selbst bisher unbewußt gebliebenen Gaben zu wirksamster Entfaltung brachten, in einer Laufbahn ohnegleichen der Schöpfer der deutschen Einheit und dadurch der Begründer einer neuen Ordnung in Europa zu werden. Jedenfalls kann darnach der besondere Charakter der allgemeinen Bildung, die er sich erwarb, und die Art, wie er sie sich erwarb und dann unwillkürlich weiter ausbaute, die Entfaltung der außerordentlichen Gaben nicht beeinträchtigt haben, denen er seine Erfolge zu verdanken hatte, — die unbeirrbare Klarheit des Blickes, die ihrer selbst gewisse Sicherheit des Urteils und die nie versagende An=

passungsfähigkeit, die alle gleichmäßig in den Dienst einer unbezwingbaren Willenskraft gestellt waren. Abgesehen von dieser glücklichen natürlichen Ausstattung hat aber auch der große deutsche Staatsmann für die welthistorische Arbeit, zu der er vom Schicksal berufen war, eine gewisse erst erworbene geistige Ausrüstung mitgebracht. Ihr entnahm er, welche Sache er auch immer zu vertreten haben mochte, einen Teil der für sie geführten Waffen. Sie befähigte ihn zugleich, was er im Laufe der Zeit an neuem Kampfgerät bedurfte, sich aus anderen, auch ihm ursprünglich fremden Gebieten zu beschaffen und, obgleich er zu seinem Gebrauche nicht geschult war, in Angriff und Abwehr erfolgreich zu führen.

Im nachfolgenden soll der Versuch gemacht werden, diese Lücke in der Kenntnis des großen deutschen Staatsmannes einigermaßen auszufüllen und sein immer von neuem fesselndes Bild durch die Einfügung eines Zuges zu ergänzen, der bisher nicht die gebührende Beachtung gefunden hat, obgleich er für die volle Erkenntnis seines Wesens von hoher Wichtigkeit ist. Es ist ein Versuch und will und kann zurzeit nicht mehr sein als ein solcher. Denn noch liegt für die Beantwortung der damit gestellten Frage das nötige Material nicht entfernt vollständig vor, das aber, was vorliegt, ist in seinen einzelnen Bestandteilen sehr ungleichwertig.

Die vornehmste Quelle sind natürlich Bismarcks eigene Äußerungen, nächst seinen Briefen, für die für die Zukunft wohl noch eine wesentliche Bereicherung zu hoffen sein dürfte, vor allem seine Reden. Den ersten Platz nehmen unter diesen, nicht bloß dem Umfange nach, natürlich die politischen Reden ein. Doch gehören hierher ebensogut auch die oft besonders ergiebigen zwanglosen Äußerungen im Kreise seiner amtlichen oder parlamentarischen Mitarbeiter oder in heiterer

Tafelrunde, sowie gelegentliche Mitteilungen von Personen, die mit ihm in Berührung kamen und diesem Gebiet angehörige Äußerungen von ihm hörten.

Auf Grund dieser Materialien wird durch die Zusammenstellung der von Bismarck gebrauchten Zitate, Bilder und Anspielungen sich wenigstens ungefähr ein Überblick gewinnen lassen über die Gedankenkreise, welche ihm die vertrautesten waren und von denen auszugehen und zu denen zurückzukehren er daher auch da liebte, wo es sich um die Erörterung bestimmter Einzelfragen handelte, gleichviel welchem Gebiete sie angehören mochten, die seine schöpferische Tätigkeit als Diplomat, Staatsmann und Gesetzgeber umfaßte. Es wird sich dabei ergeben, daß er gewisse Gedankenkreise, die ihm besonders lieb oder besonders vertraut waren, häufiger aufsuchte als andere und unmittelbarer mit den großen praktischen Aufgaben in Verbindung setzte, die es für ihn im Laufe der Zeit nacheinander zu lösen galt. Soweit sich der Gesichtskreis, den er beherrscht, nach verschiedenen Seiten hin erstrecken mag: die eigentlichen Wurzeln seines allgemeinen Denkens liegen doch, wie gleich hier bemerkt sein mag, tief eingesenkt in den Boden der humanistischen Bildung, aus der auch er immer neue geistige Nahrung zog. Diese hat er sich in einem Maße zu eigen und zu einem integrierenden Bestandteil seiner ganzen geistigen Individualität gemacht, das denen wohl zu denken geben könnte, welche die historisch gegebene Grundlage unserer deutschen Kultur kurzsichtig unterschätzen, zum Teil bereits preisgegeben haben und vollends zu zerstören verblendet bestrebt sind. Widerlegt es doch schlagend das landläufige Gerede, die Bevorzugung des klassischen Altertums und seiner Sprachen bei der höheren Jugendbildung, deren frühere glänzende Erfolge niemand bestreiten kann, beeinträchtige die

geistige Entwicklung des heranwachsenden Geschlechts, indem sie seine Fähigkeit mindere, sich in der Außenwelt zurechtzufinden, die unendliche Fülle der ihm da gebotenen verschiedenartigen Erscheinungen klar zu erfassen und so den im Leben an es gestellten Ansprüchen einigermaßen zu genügen. Gerade im Hinblick auf diese Frage, welche, obgleich eine der brennendsten für die Zukunft unseres Volkes, durch willkürliche und überstürzte und züm Teil einander widersprechende Neuerungen zurzeit viel mehr verwirrt als einer befriedigenden Lösung entgegengeführt worden ist, kann die liebevolle Versenkung in des größten Deutschen noch lange nicht erschöpfte Eigenart seinem Volke zum Segen gereichen. Denn sie setzt es in den Stand, von dem reichen Erbe, das er ihm hinterlassen hat, ein weiteres kostbares Stück zu heben und für sich nutzbar zu machen: auch auf diesem Gebiete kann Bismarck noch als Erzieher wirken.

I.

Zur Bildungsgeschichte Bismarcks.

An die Anfänge seiner Schullaufbahn in dem damals berühmten Plamannschen Institute zu Berlin hat Bismarck bekanntlich nicht mit angenehmen Gefühlen zurückgedacht. Die Anstalt mit ihrer übermäßigen Pflege des Jahnschen Teutonentums und der ihr entspringenden unzeitgemäßen Nachahmung des unverstandenen spartanischen Vorbildes ließ gerade das vermissen, dessen das Gemüt eines zartbesaiteten und lebhaft empfindenden Kindes, das dem Elternhause und seiner liebenden Pflege bereits so früh entrückt war, vor allem bedurft hätte. Wie ein „Zuchthaus" erschien sie daher noch in späteren Jahren dem Zögling, der ihr vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahre anvertraut gewesen war.[1])

Einem Erlösten gleich wird er daher beglückt aufgeatmet haben, als er im Herbst 1827 in die freiere und gesundere Luft des Friedrich-Wilhelmsgymnasiums verpflanzt wurde. Gut vorbereitet und wohl begabt kam er bei der ihm eigenen schnellen Fassungskraft dort bald in allen Fächern erfreulich vorwärts, und bereits zu Weihnachten rühmt ihm das Zeugnis besondere Aufmerksamkeit nach für die alten Sprachen, die Lektüre des Cäsar und des Ovid und für

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen I S. 1.

Geschichte und Deutsch, während sein häuslicher Fleiß für das Französische noch ganz besondere Anerkennung fand. Neben dem verdienten Bonnell, einem klassischen Philologen von gründlicher Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Schulmann von warmherzigem Verständnis für seine Schüler, in dessen Haus er später als Pensionär alle die liebenswürdigen Seiten seines jugendlich heitern und dabei doch ernsten Wesens entfaltet hat, gehörte zu seinen Lehrern der ebenfalls als Pädagoge hochverdiente spätere Provinzialschulrat Dr. Wendt, der namentlich durch seinen vortrefflichen Unterricht in der Geschichte, dem Lateinischen und dem Griechischen auch bei diesem Schüler zuerst die Neigung erweckt zu haben scheint, die ihm für diese Fächer auch in der Folge eigen geblieben ist.[1])

Im Herbst 1829 ging Bismarck über auf das Berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster, eine von altersher durch ihre hohen philologischen Leistungen berühmte Anstalt. Wenn über seinen Aufenthalt daselbst nach Jahrzehnten geurteilt worden ist, er habe zu den Schülern gehört, die große Begabung und eine stark ausgeprägte Persönlichkeit besitzen und doch von weniger Befähigten überflügelt werden, weil diese ihre ganze Kraft einsetzen, um den Anforderungen der Schule zu genügen, während sie über den Zwang seufzen, dem sie sich unterwerfen müssen und in den Träumen der Zukunft leben,[2]) so können wir uns demgegenüber des Eindrucks nicht entschlagen, als ob wir es da weniger mit einer historischen Tatsache als mit dem Versuch zu tun haben, bei dem Mangel einer zuverlässigen ins einzelne gehenden Überlieferung aus dem Wesen des später die Welt mit seinem

[1]) Annalen und Historien für den Verein ehemaliger Schüler des Fr. W. Gymnasium. Januar 1896.

[2]) Festschrift des Grauen Klosters 1885 S. 10.

Ruhme erfüllenden großen Mannes ungefähr die Art zu erschließen, in der er sich einst auf der Schulbank dargestellt haben könnte. Denn was wir aus den wenigen noch vorliegenden amtlichen Äußerungen seiner Lehrer, namentlich einigen der ihm ausgestellten Zeugnisse von Bismarck als Schüler des Grauen Klosters erfahren, läßt bei ihm nicht das Geringste bemerken von einem Versinken in große Zukunftsträume und einem dadurch verschuldeten Nachlassen der Anstrengungen und Zurückbleiben selbst hinter minder begabten Mitschülern. Vielmehr sehen wir auch bereits den Knaben und Jüngling allezeit ganz bei der Sache, voll frischer Teilnahme für die Unterrichtsgegenstände und dabei von einer lebhaften Neigung, über das von der Schule verlangte Maß hinaus auf eigene Hand und auf eigene Art sich geistig zu beschäftigen und dadurch dem Lehrpensum neue Seiten und damit auch ein höheres Interesse abzugewinnen.

Trotz einzelner kleiner Schwankungen, wie sie naturgemäß bei jedem, auch dem ausgezeichnetsten Schüler eintreten und hier noch durch die besonderen häuslichen Verhältnisse, namentlich wiederholte Reisen der Familie, verursacht worden zu sein scheinen, hat Otto von Bismarck offenbar zu denjenigen Zöglingen des Grauen Klosters gehört, deren die Lehrer in bezug sowohl auf die sittliche Führung wie auch auf gleichmäßige Ausdauer, ernste Gründlichkeit und unbeirrbare Ehrlichkeit in der Arbeit stets gewiß sein konnten. Nur ganz vereinzelte Male wird sein Fleiß als der Verstärkung oder größerer Gleichmäßigkeit bedürftig bezeichnet. Aufmerksamkeit und Teilnahme am Unterricht werden stets nicht bloß als vorhanden anerkannt, sondern mehrfach besonderen Lobes wert erachtet. Wie das ja aber so häufig geschieht, scheint auch bei Bismarck einer ausgesprochenen

Begabung und demgemäß lebhaften Neigung für die alten Sprachen eine verhältnismäßig geringere Befähigung und daraus entspringend eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Mathematik und die Naturwissenschaften gegenübergestanden zu haben. Im Herbst 1828 können ihm in der Naturgeschichte nur „einige“ Fortschritte attestiert werden, während sein Fleiß in der Mathematik als „nicht immer genügend“ bezeichnet wird mit der Bemerkung, daß bei regerem Eifer die Fortschritte weit bedeutendere gewesen sein würden. Auch zu Ende des Jahres 1829 wird in bezug auf die Mathematik bemerkt, der Fleiß bedürfe größerer Sorgfalt und Anstrengung. Es ist daher ganz gewiß kein Zufall, sondern entspricht der sozusagen unmathematischen Richtung seines Geistes, daß Bismarck auch noch in späteren Zeiten, wenn es seine Gedanken ihm selbst und anderen recht klar zu machen galt, dazu niemals auf das mathematische Gebiet hinübergriff. Denn wenn er die Schaffung eines vollen und endgültigen Ausgleichs zwischen der katholischen Kirche und dem Staate als eine „unlösbare Quadratur des Zirkels“ bezeichnet,[1]) wird man das nicht als ein eigentlich mathematisches Bild in Anspruch nehmen dürfen oder gar glauben, er habe gewußt, daß die Unmöglichkeit einer Lösung dieser Aufgabe inzwischen wissenschaftlich erwiesen worden war.

Ganz anders lauten Bismarcks Schulzeugnisse in den sprachlichen Fächern. Obgleich er noch in hohem Alter erklärt hat, Latein habe er „nicht gemocht“[2]) und sich daher nie damit befreunden können,[3]) hat er vielmehr gerade diesem Unterrichtsgegenstande augenscheinlich ein ganz besonders reges Interesse und ungewöhnlichen Fleiß zugewandt. Dem ent-

[1]) Politische Reden IX, S. 165.

[2]) Graues Kloster S. 24.

[3]) Annalen und Historien a. a. O.

spricht es, daß wir ihn selbst noch in späten Jahren in dem Gedankenkreise besonders heimisch finden, den ihm im Knaben- und Jünglingsalter eine eifrige und verständnisvolle Lektüre der auf der Schule behandelten römischen Klassiker erschlossen hatte. Es gibt tatsächlich kein Gebiet, auf das er auch in der Hitze großer parlamentarischer Debatten durch die von ihm gebrauchten Zitate, Anspielungen und Bilder so häufig und so wirksam zurückgreift wie gerade auf dieses. Die durchaus humanistische Grundlage seiner ganzen Bildung tritt schon darin recht augenfällig zu Tage. Doch wird man dabei auch den Umstand nicht außer Rechnung lassen dürfen, daß seine Gymnasialjahre in das Zeitalter fielen, wo die klassisch philologischen Studien in Deutschland besonders blühten und daher auch der Betrieb des altsprachlichen Unterrichts auf den preußischen höheren Schulen getragen und gleichsam geadelt wurde durch den freien, wahrhaft humanen Geist, der die in so stolzer Entfaltung begriffene Altertumswissenschaft damals überhaupt kennzeichnete und Lehrer und Schüler davor bewahrte, in jenes oft bis zur Geistlosigkeit formalistische Treiben zu verfallen, welches, am Wort und am Buchstaben hängend, ohne lebendige Fühlung bleibt mit der Herrlichkeit der Antike und, indem es allmählich weithin die Herrschaft gewann, in verhängnisvoller Weise dazu beigetragen hat, bei der heute tonangebenden Generation zugleich mit der Achtung vor der klassischen Philologie das Verständnis für den Bildungswert des Altertums zu mindern.

Als Primaner, äußerte Bismarck im Jahre 1870,[1]) habe er recht gut Lateinisch schreiben und sprechen können, was ihm zurzeit wohl schwer fallen sollte. Seine Angabe

---

[1]) Busch, Tagebuchblätter I, S. 230.

wird dadurch bestätigt, daß er bei der mündlichen Abgangsprüfung im Frühjahr 1832 die ihm vorgelegten Fragen aus der ägyptischen, persischen und griechischen Geschichte lateinisch beantwortete.[1]) Von dem lateinischen Aufsatz, den er als eine der schriftlichen Prüfungsarbeiten anfertigte, urteilte sein Lehrer Bonnell „Oratio est lucida ac latina, sed non satis castigata.“[2]) Nicht bloß die Bestimmungen, die damals für die Lektüre der römischen Autoren auf den preußischen Gymnasien galten, lassen mit Sicherheit annehmen, daß Bismarck mit diesen eine gründlichere Bekanntschaft gemacht hat, als sie der Mehrzahl der Sekundaner und Primaner späterhin zuteil wurde oder vollends gar heutigentages vermittelt wird, sondern wir begegnen bei ihm auch in der Folgezeit den deutlichen Spuren einer ebenso ausgedehnten wie intensiven Beschäftigung mit denselben. Nach Ausweis der Schulnachrichten umfaßte die Lektüre im Grauen Kloster 1829 die ersten fünfzig von den Briefen Ciceros, Ovids Metamorphosen und Curtius Rufus, außerdem aber privatim Cäsars Bellum civile und Bellum Alexandrinum nebst des Sallust Werk über die Verschwörung des Catilina. Mit welchem Eifer nicht bloß, sondern auch mit welchem Genuß der Primaner Bismarck sich in einzelne der antiken Autoren versenkte, die ihm auf der Schule durch treffliche Lehrer erschlossen wurden, geht schon daraus zur Genüge hervor, daß er die Oden des Horaz zum Teil metrisch übersetzte. Da kann es denn auch nicht wundernehmen, wenn trotz der hohen Ansprüche, die damals auf diesem Gebiete bei uns im allgemeinen und insbesondere gerade auf dem Grauen Kloster an die Schüler gestellt wurden, in dem ihm erteilten Abgangszeugnis vom 3. April 1832 von Bismarck ausgesagt

[1]) Graues Kloster S. 24.

[2]) Hesekiel, Das Buch vom Grafen Bismarck S. 86.

wird, im Lateinischen seien seine Kenntnisse gut, sowohl im Verständnis der Schriftsteller wie in den schriftlichen Übungen.

Weniger innig und infolge dessen auch nicht so dauerhaft und für ihn in späterer Zeit nicht so fruchtbar gestaltete sich sein Verhältnis zum Griechischen. Im Gegensatz zu dem Lateinischen werden seine Kenntnisse da beim Abgang vom Gymnasium nur als „ziemlich gut" bezeichnet, und noch zu Ende des Jahres 1892 meinte er einmal, er wäre vielleicht ein sehr großes Genie geworden, wenn er den enormen Aufwand von Intelligenz, den er der griechischen Grammatik geopfert habe, nützlicheren Arbeiten gewidmet hätte.[1]) Doch wird man diese Äußerung eines gewissen verspäteten Unmuts sicherlich nur anzusehen haben als einen vorübergehenden Widerhall des abfälligen Urteils, welches gerade um jene Zeit ebenfalls auf Grund in der Schulzeit gemachter persönlicher Erfahrungen von einer anderen Stelle autoritativ in Umlauf gesetzt und zum Ausgangspunkt der antihumanistischen Reform des höheren Schulwesens in Preußen gemacht worden war. Denn in offenbarem Widerspruch damit legt der Altreichskanzler ein anderes Mal gerade auf die Kenntnis des Griechischen vielmehr besonderen Wert, weil sie das Kennenlernen der von tiefer Weisheit erfüllten altklassischen griechischen Werke ermögliche.[2])

Man könnte es fast als eine frühzeitige Offenbarung seines durch und durch deutschen Wesens und wohl gar als eine Art von prophetischem Hinweis auf sein späteres Wirken zum Heil seines Volkes ansehen, daß Bismarck schon als Gymnasiast gerade dem deutschen Unterricht eine ganz besonders lebhafte Neigung entgegenbrachte und in ungewöhnlich hervorragenden Leistungen schon damals den künftigen

---

[1]) Dehn, Bismarck als Erzieher S. 488.

[2]) Dehn a. a. O.

Meister des Worts und der Feder ahnen ließ, der auch auf die Entwicklung seiner Muttersprache einen weithin nachwirkenden Einfluß auszuüben berufen war. Bereits in einem Zeugnis von 1827 wird seine Aufmerksamkeit im Deutschen besonders gerühmt, und ein Jahr darnach wird er wegen des Verständnisses und der Sorgfalt belobt, die seinen Fleiß für diesen Gegenstand kennzeichnen. Wenn es dann Ostern 1829 von diesem heißt, er sei „mit Anstrengung" bewiesen, so darf man daraus vielleicht schließen, es sei dem Vierzehnjährigen auf diesem Gebiete zunächst nicht allzu leicht geworden. Aber die „Liebe zur Sache", die ihm weiterhin ausdrücklich nachgerühmt wird, hat ihn die anfänglichen Schwierigkeiten augenscheinlich bald überwinden lassen, und das Deutsche ist ihm offenbar ein besonders lieber Unterrichtsgegenstand und er seinen Lehrern darin ein besonders lieber Schüler geworden. Denn auch später finden wir bei „überall sichtbaren Fortschritten" die „im deutschen Stil" als „wohl bemerkt" ausdrücklich hervorgehoben. Demgemäß wird dann auch schließlich im Abgangszeugnis die „sehr erfreuliche Gewandtheit" besonders lobend erwähnt, die er im Deutschen besitze. In welcher Richtung sein Interesse auf diesem Gebiete sich damals besonders bewegt und auf welche Art er es selbsttätig durch eine umfassende Lektüre zu befriedigen gesucht hat, ist bei dem Mangel an Angaben darüber zwar nicht erkennbar. Doch läßt seine außerordentliche Vertrautheit mit den deutschen Klassikern, obenan mit Goethe und Schiller, mit denen er die in der Jugend gewonnene intime Fühlung niemals verloren hat, dann aber auch mit Uhland und Chamisso, denen sein Geschmack, wie er noch zu Beginn des Jahres 1891 bezeugte, ebenfalls treu geblieben war,[1]) einigermaßen ein Schluß ziehen auf den

[1]) Dehn S. 516.

Kreis von Werken, in deren zum Teil immer wieder erneute Lektüre er sich zu vertiefen geliebt haben wird.

Eigenartig und höchst charakteristisch für den künftigen Mann erscheint während der Schulzeit Bismarcks Verhältnis zu den neueren Sprachen. Entsprechend dem Brauch adeliger Häuser, für deren Söhne der Eintritt in die höhere Beamtenlaufbahn, namentlich die diplomatische, bei der Wahl des künftigen Berufes in erster Linie steht, hatten auch die Eltern Bismarcks dafür gesorgt, daß ihre Söhne von Jugend auf Fertigkeit im mündlichen Gebrauche der französischen Sprache erlangten. Dazu war Otto und seinem älteren Bruder erst der damalige Kammergerichtsreferendarius Hagens, dann ein junger Genfer Gallot und endlich ein nachmals als leichtfertiger Gesell erkannter Philologe Dr. Winkelmann als Mentor und Hausgenosse beigegeben.[1]) Doch scheint sich auch in diesem Falle die nicht eben selten gemachte Erfahrung wiederholt zu haben, daß zwischen solchen sprachkundigen Knaben und dem Lehrer des Französischen in der Schule kein besonders gutes Einverständnis herrscht: infolge der durch frühe häusliche Übung erworbenen Sprachfertigkeit unterschätzt der eine den Wert des schulmäßigen Betriebes der Grammatik der ihm geläufigen Sprache, hält sie für zwecklos und langweilt sich dabei, zumal er in diesem Gegenstande seinen Mitschülern weit voraus zu sein pflegt, der andere, der obenein einem solchen Schüler in der Herrschaft über die Sprache im mündlichen Verkehr zuweilen nachsteht, wird infolge dessen leicht unbewußt dazu verleitet, jenen recht empfinden zu lassen, was ihm doch noch alles fehlt. Daraus entspringt dann nur leicht ein gewisser persönlicher Gegensatz, der wohl gar zu dauernden Reibungen

---

[1]) Hesekiel a. a. O. S. 75.

führt. Unter solchen Umständen fühlt sich gerade der talentvolle und strebsame Schüler nicht recht verstanden oder nicht recht gewürdigt und lebt sich wohl gar in die Vorstellung hinein, er werde absichtlich ungerecht behandelt. So ging es auf dem Grauen Kloster Bismarck mit dem Lehrer des Französischen, Herrn Frings. Um sich daher bei der Abgangsprüfung der, wie er befürchtete, unbilligen Beurteilung durch diesen zu entziehen, warf sich Bismarck im letzten Jahr seiner Schullaufbahn mit leidenschaftlichem Eifer auf die Erlernung des Englischen, da er alsdann die französische Prüfungsarbeit durch eine englische zu ersetzen berechtigt war, und bewältigte die freiwillig übernommene Aufgabe in unglaublich kurzer Zeit so vollständig, daß er schließlich auch in diesem Gegenstande glänzend bestand. Sein Abiturientenzeugnis bezeichnet seine Klassenleistungen im Englischen, aber auch die im Französischen kurzweg als „sehr gut". In Mathematik, Geschichte und Geographie hatte er es bloß zum „befriedigend" gebracht.

Bei Lehrern und Mitschülern hinterließ Otto von Bismarck, als er von dem Grauen Kloster schied, ein gutes Andenken. Der eben siebzehnjährige wurde entlassen „mit den besten Segenswünschen und mit der Hoffnung, daß dieser fähige und wohlvorbereitete Jüngling mit erneutem Eifer an seiner ferneren wissenschaftlichen Ausbildung arbeiten werde".[1]) Ebenso hat auch der zu so großen Dingen berufene Abiturient der Anstalt, welche ihm die grundlegende Ausrüstung für seine Laufbahn gegeben hatte, in aufrichtiger Dankbarkeit allezeit ein treues Gedächtnis bewahrt. Erinnerte er sich auch einmal unmutig der Plagen, die ihm die schwer abwägbaren Feinheiten der griechischen Grammatik

[1]) Graues Kloster a. a. O.

bereitet hatten,[1]) und erklärte er dann wohl, gar nicht begreifen zu können, wie man dieses Studium überhaupt so eifrig betreiben könne,[2]) so hat er doch den unschätzbaren Wert der Gymnasialbildung in Wahrheit niemals verkannt und daher gelegentlich auch sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß dieselbe sich nicht auf der Höhe erhalten habe, auf der sie in seiner Jugend gestanden hatte. Nach seiner Meinung wurde von den Schülern späterhin weniger verlangt,[3]) und von dem Vorhandensein einer Überbürdung der Schüler, die namentlich in nicht fachmännischen Kreisen so oft behauptet worden ist, wollte er nichts haben finden können. Wohl rühme man, urteilte er einmal, daß die Erziehung eine allgemeinere geworden sei, doch sei sie nicht so gesund und nicht so gut, wie in seinen jungen Jahren: seine Söhne hätten mehr Gelegenheit gehabt als er, etwas zu lernen, seien aber vom Gymnasium sehr unwissend zurückgekommen (November 1887).[4]) Die Pietät, welche ihn gegen die Anstalt und die Lehrer erfüllte, denen er seine Bildung verdankte, hat er in einer ihn selbst ehrenden Weise auch dadurch betätigt, daß er seine Söhne den gleichen Weg einschlagen ließ, und dazu der Obhut seines ehemaligen Pensionsvaters Bonnell[5]) anvertraute, der inzwischen an die Spitze des Friedrichswerderschen Gymnasiums in Berlin berufen war. Das ist um so höher anzuschlagen, als auch Bismarck die glänzenden Aussichten vollkommen zu würdigen verstand, die der staunenswerte Aufschwung der Technik strebsamen jungen Leuten für das bürgerliche Fortkommen erschloß, ja es nicht ungern gesehen haben würde, wenn sein jüngerer Sohn Wilhelm sich einem derartigen Berufe gewidmet und darin Millionen verdient hätte. Doch

[1]) Vgl. oben S. 16. [2]) Dehn S. 503. [3]) Ebd. S. 488.
[4]) Ebd. S. 488. [5]) Vgl. S. 11.

war auch das wohl nur eine vorübergehende Anwandlung: im Grunde seiner Seele war und blieb Bismarck den humanistischen Fundamenten seiner Bildung unwandelbar und dankbar treu und teilte nicht die Ansicht seines ältesten und intimsten Freundes, des Grafen Alexander Keyserling, des letzten deutschfreundlichen Kurators der Universität Dorpat, welcher neben „der Kirche, namentlich der katholischen, in dem latein-griechischen Stammeln und Buchstabieren, damit die Lernjahre unserer Jünglinge hingenommen werden", das größte Hemmnis der Entwicklung des menschlichen Geistes erkennen zu müssen glaubte, weil sie in eine Phase hinübertrete, wo eine größere Gewöhnung an Beobachtung der Außenwelt erforderlich sei, als man sie aus bloßer Büchernahrung gewinnen könne.[1]) Wenn bei irgend jemandem, so ist die hier behauptete nachteilige Wirkung der humanistischen Bildung, die man doch so lange für jeden höheren Beruf als unentbehrlich angesehen hat, bei Bismarck nicht zu spüren gewesen. Im Gegenteil, weil er wußte, was er ihr verdankte, hat er sich in der Folge entschieden zu ihr bekannt, mag er auch erst in späteren Jahren sich des Schatzes recht bewußt geworden sein, der ihm in ihr auf den Lebensweg mitgegeben worden war.

„Als normales Produkt unseres staatlichen Unterrichts" verließ er im Frühjahr 1832 die Schule. Von seiner Studienzeit in Göttingen und Berlin wissen wir wenig, was die Geschichte seiner Bildung in eigentlich wissenschaftlicher Hinsicht aufzuklären geeignet wäre. Welch nachhaltigen Einfluß die in frischer Lebenslust genossenen Burschenjahre auf die Ausbildung seines Charakters ausgeübt haben, braucht

---

[1]) Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild aus Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter. (Berlin 1902) II, S. 218.

hier nicht näher erörtert zu werden. Vielleicht aber darf man ein glückliches Erbteil, das er von seinen Vorfahren mütterlicherseits, dem aus der Geschichte der deutschen Wissenschaft rühmlich bekannten Gelehrtengeschlecht der Mencke, überkommen hatte, darin erblicken, wenn er auch in jener Zeit gelegentlich wohl ein wenig wilden Austobens die erhebende und läuternde Fühlung mit den höheren geistigen Interessen niemals verlor, mochte auch die Art, wie er sie betätigte und pflegte, mit dem eigentlichen Gegenstand seiner Studien zunächst wenig gemein haben.

Schon in Göttingen trat er namentlich einem Kreise dort studierender Amerikaner nahe, von denen der später als Staatsmann und Geschichtsschreiber seines Vaterlandes berühmt gewordene Motley ihm bis an sein Lebensende freundschaftlich verbunden geblieben ist. Das veranlaßte ihn zur Fortsetzung der ihm durch so eigentümliche Umstände[1]) besonders lieb gewordenen Beschäftigung mit der englischen Sprache und Literatur. Namentlich scheint er immer wieder zur Lektüre Shakespeares zurückgekehrt zu sein. In noch innigerer Gemeinschaft der allgemein geistigen Bestrebungen hat er dann während der Berliner Studienzeit mit Graf Alexander Keyserling gestanden, einem feinen und vielseitig gebildeten Kopf, der nicht bloß im Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften als Forscher verdienstvoll tätig war, sondern auch starke philosophische Neigungen hatte und namentlich mit den Schriften Platons wohlvertraut war. Wenn Bismarck später einmal erklärt (Januar 1891),[2]) „durch Kant habe er sich nicht völlig hindurchbringen können“, doch finde er sehr schön, was derselbe über das Moralische sage, „zumal das vom kategorischen Imperativ“, so wird

[1]) Vgl. S. 19.

[2]) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 170.

man annehmen dürfen, daß er auch seine ziemlich auf der Oberfläche gebliebene Bekanntschaft mit dem großen Königsberger Philosophen Keyserling zu verdanken gehabt hat. Sehr lockend kann ihm die Beschäftigung mit Kants schwer genießbaren Werken schon deshalb nicht erschienen sein, weil er, wie er bei derselben Gelegenheit freimütig bekennt, „am liebsten ohne das Gefühl des Imperativs" lebte und demgemäß auch überhaupt nie nach Grundsätzen gelebt habe, sondern zugegriffen und getan, was er für gut gehalten. Freilich sei ihm dieser Mangel an Grundsätzen oft vorgeworfen worden: wenn er aber mit Grundsätzen durchs Leben gehen solle, so komme ihm das vor, „als wenn er durch einen engen Waldweg gehen und dabei eine lange Stange im Munde halten müßte".[1]) Dementsprechend erklärte er denn auch gelegentlich einmal die Moralphilosophie schlechtweg für einen schalen Bodensatz des Christentums (15. Nov. 1849)[2]) und außer einigen gewissermaßen technischen philosophischen Ausdrücken, die aber ohne Rücksicht auf die ihnen ursprünglich eigene Bedeutung längst als Gemeingut in den Sprachschatz aller Gebildeten übergegangen sind, finden wir bei ihm an hierher gehörigen Wendungen und Schlagwörtern fast nur solche gebraucht, die aus der formalen Logik entlehnt sind. Er spricht wohl von dem horror vacui[3]) auch in der Gesetzgebung,[4]) von einer petitio principii,[5]) von der materia peccans,[6]) von der ratio dubitandi,[7]) aber auch von der Schlußfolgerung post hoc, propter hoc[8]) und von etwas,

---

[1]) v. Poschinger, Bismarck u. d. Parlamentarier I, 170.
[2]) Politische Reden I S. 158.
[3]) Ebd. II S. 84, VIII S. 226.
[4]) Briefe an Gerlach S. 263. [5]) Politische Reden IX, 425.
[6]) Ebd. IV, 382. [7]) Ebd. VI, 44.
[8]) Ebd. VIII, 247, XI, 56.

was gilt omni exceptione maioris[1]) und kommt sonst auf diesem Gebiete aus mit den Wendungen a priori,[2]) circulus vitiosus[3]) oder vitiöser Zirkel,[4]) hiatus in der Argumentation,[5]) non liquet,[6]) tertium non datur[7]) und argumentum e contrario.[8]) Dagegen führt er den kategorischen Imperativ des Pflichtgefühls, welches ihn, so lange er am Platze auszuharren genötigt ist, auch seine Schuldigkeit zu tun antreibt, nur einmal ins Gefecht.[9]) Vielleicht war ihm, ganz abgesehen von der geringen Neigung zur Philosophie und der ausgesprochenen Abneigung gegen Grundsätze, diese Wendung, die von Berufenen und Unberufenen bei passenden und unpassenden Gelegenheiten ohne rechtes Verständnis für ihren eigentlichen Sinn so unzählige Male gebraucht wird, bereits zu abgenutzt, um sich ihrer häufiger zu bedienen. Meisterhaft übersetzte er sie in das ihm und anderen geläufigere und verständlichere Preußisch, als er bald nach der Übernahme des Ministeriums den kleinmütigen König Wilhelm während der Fahrt von Jüterbogk nach Berlin, wie er sagt, bei dem Portepée des preußischen Offiziers zu fassen wußte und den zur Abdankung Geneigten dadurch bestimmte auf seinem Posten auszuharren.[10]) Wenn er nach einem Bekenntnis, das er bei der Werbung um die Lebensgefährtin deren streng kirchlich gesinntem Vater gegenüber abzulegen sich gedrungen fühlte,[11]) in einer an inneren Kämpfen reichen Periode seiner Entwicklung dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit nahe gebracht zu sein erklärt hat durch „Philosophien des Altertums, unverstandene Hegelsche Schriften

[1]) P. R. X, 23. [2]) P. R. XII, 111. [3]) P. R. II, 230.
[4]) P. R. VII 171, 172. [5]) P. R. X 488. [6]) P. R. VIII 324.
[7]) P. R. X 328, 429. [8]) P. R. IX 39. [9]) P. R. IX 110.
[10]) Gedanken und Erinnerungen I S. 286.
[11]) Briefe an die Braut und Gattin S. 2 u. ff.

und vor allem Spinozas anscheinend mathematische Klarheit", so hat die damit angedeutete Lektüre mit eigentlich philosophischen Studien doch wohl kaum etwas zu tun gehabt. Vielmehr war er dazu durch die Skrupel und Zweifel veranlaßt worden, die ihn damals in religiöser Hinsicht erschütterten und Beruhigung über das suchen ließen, was dem menschlichen Verstande nicht faßlich ist. Auch wenn er der Braut gelegentlich erzählt, Hobbes, „der materialistische Gottesleugner", habe vor Gespensterfurcht nicht allein schlafen können,[1]) wird man daraus nicht folgern dürfen, er habe die Werke des englischen Philosophen studiert, so wenig wie aus seiner Bekanntschaft mit der Trugschlußform des Sorites, von dem er weiß, daß Cicero ihn lubricum et periculosum nennt, auf einstige Beschäftigung mit diesem Gebiet geschlossen werden darf, wie er ja auch fälschlich von einer Schule der Soriten spricht: vielmehr liegt auch hier nur eine Reminiscenz aus der formalen Logik vor.[2])

Mit seinem eigentlichen Fachstudium, der Rechtswissenschaft, hat es Bismarck nicht bloß während der flotten Göttinger Semester, sondern auch noch in Berlin offenbar leichter genommen, als das selbst heutigentages von unsern künftigen Ministerkandidaten zu geschehen pflegt. So pietätvoll er der von ihm besuchten Schule gedachte, so geringschätzig urteilte er über die Universitäten und die Art des Lehrens und Lernens, die nach seinen Vorstellungen zu seiner Zeit dort üblich gewesen sein sollte. Doch wird man bei seinem heiteren „Losziehen" gegen sie nicht unbeachtet lassen dürfen, daß es bei dem beglückenden Zusammensein mit seinem Jugendfreunde Keyserling und bei fröhlicher Tafelrunde erfolgte, wo ihn in der Erinnerung an die mit jenem

---

[1]) Ebd. S. 59. [2]) P. R. III 17.

verlebten frohen Jahre behaglich auch etwas von dem Übermut überkommen mochte, der ihn einst erfüllt hatte. Denn er kannte die Bedeutung und das Verdienst der deutschen Universitäten doch zu gut, um je im Ernste behaupten zu wollen, sie „seien nur da für die Professoren, die bei einem ziemlich kleinen lächerlichen Familienleben eine wissenschaftliche Gemeinschaft bilden und einen Lebensunterhalt jetzt haben, um ihre Bücher zu schreiben: die Vorträge sind pure Form, man lernt in acht Tagen aus den Heften, was zum Examen nötig ist". Aus eigener Kenntnis hat Bismarck dies Urteil über die Vorlesungen seiner Berliner Lehrer, wenn man unter solchen Umständen die damals dort wirkenden Professoren überhaupt als solche bezeichnen kann, sicherlich nicht geschöpft. Hat er doch einmal seiner Gemahlin, als sie die Berliner Universität im Andenken an die Zeit, die nach ihrer Meinung ihr Gatte einst darin zugebracht hatte, gefühlvoll betrachtete, „ganz wild" erklärt, niemals sei er darin gewesen, und Freund Keyserling bestätigte das mit dem Bemerken, Bismarck habe sich wirklich in einer Woche zum Examen präpariert und es bestanden, sei aber bei der Rückkehr noch ganz wütend darüber gewesen, daß er so viel gelernt habe: denn nach dem meisten, was er gelernt, sei er gar nicht gefragt worden, hätte es eigentlich also gar nicht nötig gehabt sich auch nur so viel abzumühen.[1])

Weder das bescheidene Maß von juristischer Vorbildung, das zum Eintritt in die höhere Verwaltungslaufbahn gefordert wurde, die er statt der anfangs ins Auge gefaßten diplomatischen schließlich erwählte, noch die solide und breit fundierte allgemeine Bildung, die er sich während einer wohl

[1]) Keyserling I S. 547.

angewandten Schulzeit erworben hatte, hat bei Bismarck unter dieser souveränen Verachtung des akademischen Studiums irgend Schaden gelitten. In dem Zeugnis, das ihm am 30. Juni 1836 über das zu Aachen bestandene Examen als Regierungsreferendar ausgestellt ist,[1]) wird bekundet, daß die Prüfung, soweit sie sich auf die allgemeinen Wissenschaften, Griechisch, Lateinisch, Philosophie und Geschichte erstreckte, „recht gute Schulstudien" erwiesen habe: insbesondere habe der Kandidat „durch Übersetzung und Interpretation einiger Stellen aus des Xenophon Cyropaedie sowie aus Ciceros Buch de officiis seine Vertrautheit mit den alten Sprachen" gezeigt, „auch die ihm vorgelegten philosophischen und historischen Fragen durchaus befriedigend" beantwortet. Man darf leider mit gutem Grunde zweifeln, ob bei der heute üblichen Art des Gymnasialunterrichts unter ähnlichen Umständen noch ein ähnlich erfreuliches Ergebnis gewonnen werden würde. In dem Maße waren die ernsten und zugleich liebevoll betriebenen humanistischen Studien, die in den empfänglichsten und eindrucksfähigsten Jugendjahren einen guten Teil seines Daseins ausgemacht hatten, für Bismarcks ganzes Denken bestimmend geworden, daß er, dessen Wirksamkeit in das Zeitalter eines staunenswerten Aufschwungs der Naturwissenschaften und der Technik fiel, der die Bedingungen des menschlichen Daseins in mancher Hinsicht von Grund aus wandelte, trotz einsichtsvollen Verständnisses auch dafür an dieser gewiß großartigen Seite der zeitgenössischen Entwicklung doch niemals in dem Maße innerlich teilgenommen hat, daß er für die Gestaltung und den Ausdruck seiner Gedanken von dorther neue Anregung empfangen und dementsprechende Ausdrücke und Bilder sich angeeignet hätte.

---

[1]) Bismarckjahrbuch III S. 13.

Solche kommen in seinen Reden und Briefen nur ganz vereinzelt vor.

Ob man die „Boa constrictor der Bureaukratie", von der er einmal spricht,[1]) hierher rechnen kann, mag freilich ebenso bezweifelt werden, wie es fraglich bleibt, ob er zu dem Satze, den er bei der Feier seines 80. Geburtstages in der Antwort auf die Glückwünsche der Rektoren der deutschen Universitäten aussprach:[2]) „Aus Kampf besteht das Leben in der ganzen Natur" wirklich nur, wie er andeutet, die Summe gezogen hat aus den von ihm als Forstmann bei seinen Kulturen gemachten Erfahrungen oder ob ihm der Satz des griechischen Philosophen in den Ohren klang, der den Krieg für den Vater aller Dinge erklärt hat. Wohl spricht er einmal in einem Vergleiche, wie er dem Staatsmanne nahe genug liegt, der mit verschiedenen Parteien zusammen zu arbeiten genötigt ist, von der „Diagonale der Kräfte",[3]) und ein anderes Mal von dem callus, der bei allen den Deutschland im Laufe der Jahrhunderte beschieden gewesenen Knochenbrüchen, die man nun zu heilen versucht habe, doch noch nicht soweit verwachsen sei, daß nicht Verstimmungen oder ein Druck parlamentarischer Machtprobe und dergleichen das Reich empfindlicher treffen sollten als den Partikularstaat.[4]) Auch wünscht er einmal, es möchte sich ein einziger Kopf oder ein Ausschuß finden, der imstande wäre alle unsere wirtschaftlichen und kommunalen Verhältnisse mit einem Blick und von einer Stelle aus zu beschauen und sie wie eine Chladnische Figur mit einem Strich zurechtzulegen.[5]) Dieselbe Anspielung auf die nach ihrem Entdecker Chladni benannten symmetrischen Figuren, die sich auf einer mit Sand bestreuten Glas- oder Metallscheibe bilden,

[1]) Dehn 278. [2]) Ebd. 528. [3]) Politische Reden IV 374.
[4]) Ebd. VI 297. [5]) Ebd. VIII 246.

wenn man deren Rand mit einem Violinbogen streicht, benutzt er, wenn er im Hinblick darauf, daß jede herrschsüchtige Minorität von der Neigung erfüllt ist die ihr gegenüberstehende Mehrheit zu sprengen und zu teilen, einem oppositionellen Abgeordneten nachsagt, er wünsche die jetzige Majorität zu zerschneiden und zu zerlegen, wie das der Bogenstrich mit der Hervorbringung phonetischer Figuren auf einer bestreuten Glasscheibe tue.[1] Sicherlich aber wird man darum doch nicht sagen dürfen, Bismarck habe für solche dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik angehörigen Dinge kein Interesse oder kein Verständnis gehabt. Vielmehr wird das Gegenteil schon durch die Art erwiesen, wie er als Gutsherr von Varzin alle hierher gehörigen Errungenschaften der Zeit nutzbar zu machen wußte: auch da bewunderte ihn sein Freund Keyserling als einen „Schöpfer".[2])

---

[1]) Ebd. XI 31. [2]) Keyserling I 635.

II.

Elemente der Gemütsbildung Bismarcks.

Neben jenem sozusagen eisernen Bestande an allgemeiner Bildung, der Summe von Kenntnissen und Anschauungen, wie sie jeder zu einer höheren Stellung im bürgerlichen Leben bestimmte Sohn gebildeter Eltern neben der besonderen Ausrüstung für den von ihm zu ergreifenden Beruf mit in das Leben zu nehmen pflegt, um ihn dann unter dessen wechselnden Eindrücken und Anregungen je nach Neigung oder Berufspflicht nach dieser oder jener Seite hin zu erweitern oder zu vertiefen, wird ihm nicht sowohl durch die Schule als durch die geistige Atmosphäre des Hauses und der Familie eine gewisse Summe von Anschauungen mit auf den Weg gegeben. Wenn sie ihm als ein besonderer Besitz wohl meistens erst in späteren Jahren recht zum Bewußtsein kommt, so ist sie doch für die Entwicklung seiner Individualität gleich von Anfang an insofern von hoher Bedeutung, als sie wenigstens zu einem Teile die Richtung seines Gemütes und damit die Art bestimmt, wie er von der Seite des Gefühls her Menschen und Dinge auffaßt und dadurch in seinem Denken und Handeln nicht selten entscheidend beeinflußt wird. Bei Männern, die wie Bismarck in Erfüllung eines großen historischen Berufes eigentlich dauernd vor der Öffentlichkeit zu leben und jede

ihrer Handlungen an der Wirkung auf diese zu messen genötigt sind, tritt diese Seite der Individualität gewöhnlich zurück, schon weil sie ihr nicht den Einfluß auf sich einräumen können, dem Leute in minder verantwortlicher Stellung nachgeben zu können das Glück haben. Schon deshalb erscheinen solche historische Persönlichkeiten nicht bloß den Mitlebenden, sondern oft auch noch der Betrachtung späterer Generationen so häufig gewissermaßen gemütsarm und werden leicht überhaupt für unfähig gehalten, ein lebhaftes Gefühl in sich aufkommen zu lassen und warmherzig zu betätigen. Auch von Bismarck ist nur allzu häufig so geurteilt worden, während doch die neuerdings bekannt gewordenen Briefe von ihm, namentlich die an die Braut und Gattin gerichteten, vielmehr gelehrt haben, welch inniger Empfindungen zärtlichster Liebe und hingebendster Fürsorge dieses starke Herz fähig war auch in Zeiten, wo die größten politischen Entscheidungen mit erdrückender Schwere auf ihm lasteten. Selbst in den Jahren erbitterten parlamentarischen Kampfes und aufreibenden Ringens um die Zukunft des Vaterlandes, wo er Freund und Feind wie die in Erz gepanzerte Verkörperung eines starren politischen Prinzipes erscheinen konnte, hat Bismarck in einem kleinen, gleichsam geweihten Bezirke, der sein und der Seinen sorgsam gehütetes Heiligtum blieb, ein ihn selbst erquickendes und beglückendes inniges Gemütsleben geführt, dessen wohltuende Äußerungen nicht selten durch das nur allzu erklärliche Anklingen eines stark elegischen oder resignierten Tones gekennzeichnet werden, nun aber auch weiteren Kreisen keinen Zweifel darüber lassen können, wie warmherzig und der Liebe bedürftig, aber auch wie des Erweisens von Liebe fähig dieser scheinbar so harte und nur auf den Kampf gerichtete Mann im Grunde seines Wesens gestimmt war.

Daß er sich in einem Leben, wie es ihm beschieden war, diese köstliche Mitgift der Natur unverkümmert bewahren und sie auch noch nach dem jähen Ende, das seinem Wirken bereitet wurde, zum eigenen Glück wie zu dem der Seinen eindrucksvoll betätigen konnte, ist nicht bloß einer der menschlich schönsten Züge in dem Bilde des Heros, sondern eröffnet überhaupt erst den rechten Einblick in sein Wesen und setzt von da aus auch in seinem weltgeschichtlichen Handeln manches erst in das rechte Licht. Doch auch bei ihm haben wir es dabei mit etwas zu tun, was er nur zu einem kleinen Teil sich selbst erworben und dann unbewußt als Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke in sich gepflegt und ausgebildet hat. Vielmehr hatte auch Bismarck auf diesem Gebiete eine gewisse Ausstattung mitbekommen, welche, von den Eltern ererbt, durch die Eindrücke des Hauses, der Familie und der Freundschaft gefestigt und entwickelt, in der Folge gewissermaßen für den Ton entscheidend wurde, auf den seine Individualität gestimmt war. Damit wurde sie gleichsam der Grundstock, an den verwandte oder ähnlich geartete Eindrücke sich ansetzten, und bedingte die Wirkung fremder in ihrer Art. Aus alledem erwuchs unvermerkt ein in sich festgefügter Schatz von Lebensweisheit und Gemütsfreudigkeit, auf den er, ohne sich dessen im einzelnen Falle recht bewußt zu werden, unwillkürlich immer wieder zurückgriff. Es mag dabei hier abgesehen werden von dem feinsinnigen und gefühlsinnigen Verständnis für die zum Gemüt des Menschen sprechenden Vorgänge in der Natur, das ihm in hervorragendem Maße eigen war, wie z. B. seine Empfänglichkeit für die Poesie des nächtlichen Eisgangs auf der Elbe oder der brütenden Einsamkeit der ungarischen Pußta offenbart. Entsprechend den dieser Studie gezogenen Grenzen soll hier nur von dem gehandelt werden, was sich

in der heißen Tagesarbeit staatsmännischen Ringens und Schaffens als immer bereites Rüstzeug dieser Art bei ihm erkennen läßt.

Ohne auf die interessante Frage nach Bismarcks religiöser Stellung, der auch auf sein politisches Handeln ein größerer Einfluß zugeschrieben zu werden müssen scheint, als man zunächst anzunehmen geneigt war, an dieser Stelle des näheren einzugehen, darf doch darauf hingewiesen werden, daß die Beschäftigung mit der Bibel und zeitweise eindringliches Grübeln über ihre deutbaren Worte in der Entwicklung seines Gemütslebens und damit der Ausgestaltung seiner sittlichen Persönlichkeit eine recht bedeutende Rolle gespielt haben. Das ist um so beachtenswerter, als er gerade in dieser Richtung besonders nachhaltige Anregung im Elternhause nicht erhalten haben will. In dem merkwürdigen Briefe, durch den er Ende Dezember 1846 bei Herrn von Puttkamer um die Hand seiner Tochter Johanna anhielt,[1]) beklagt er selbst, dem elterlichen Hause in frühester Kindheit fremd und nie darin wieder völlig heimisch geworden zu sein, und bedauert, daß auch seine Erziehung von Anfang an ausschließlich auf die Ausbildung des Verstandes und den frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse gerichtet gewesen sei. Doch nicht darin allein sieht er den Grund für die geringe Pflege des religiösen Moments durch die Eltern. Mit seinem Vater will er über Glaubenssachen niemals gesprochen haben: dessen Glaube, meint er, sei wohl nicht der christliche gewesen, da er so sehr auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit vertraut habe, daß ihm alles andere als dieses Vertrauen überflüssig erschienen sei.[2]) In betreff der religiösen Stellung seiner Mutter erinnert er

[1]) Briefe an Braut und Gattin S. 1. [2]) Ebd. S. 49.

sich später nur, daß sie viel in den „Stunden der Andacht" gelesen und über seine pantheistische Richtung und gänzlichen Unglauben an Bibel und Christentum oft erschrocken und zornig gewesen sei, zur Kirche aber sei auch sie nicht gegangen, und da sie in seltsamem Widerspruch zu der ihr sonst eigenen kalten Verstandesklarheit viel von Swedenborg, der Seherin von Prevorst und Mesmerschen Theorien, Schuberth und Justinus Kerner gehalten habe, kommt er zu dem Schluß, „christlich in dem Sinne, wie wir es verstehen", sei auch ihr Glaube nicht gewesen. Er selbst aber dachte schließlich doch nicht mehr wie jener friesische Häuptling, der, wie er der Braut erzählt, bei der Taufe den Geistlichen gefragt haben soll, ob seine Vorfahren wegen ihres Unglaubens in der Verdammnis seien, und auf die bejahende Antwort den Empfang der Taufe ablehnte, weil er bleiben wolle, wo sein Vater sei.

Während seiner Universitätszeit und der nächstfolgenden Jahre sind Bismarck dann nach seiner Meinung „Rat und Lehre anderer buchstäblich fern geblieben": der Vater ließ ihn nachsichtig gewähren, die Mutter tadelte ihn aus der Ferne, wenn er seine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, „wohl in der Meinung, daß sie das übrige höherer Führung überlassen müsse".[1]) Andererseits berichtet sein Jugendfreund und Stubengenosse Graf Alexander Keyserling, während des gemeinsamen Berliner Lebens hätten sie beide nicht bloß über philosophische Probleme, sondern auch über religiöse Fragen ernste Gespräche gehabt.[2]) In diese Zeit dürfte wohl auch die Beschäftigung mit den Philosophen des Altertums, mit Hegel und Spinoza gehören, in der Bismarck vergeblich Beruhigung gesucht haben will, die wir

[1]) Briefe an die Braut und Gattin S. 2.

[2]) Keyserling I, S. 33.

uns aber sicherlich nicht systematisch und gründlich getrieben denken dürfen.[1]) Erst nach dem Tode der Mutter will er dann in der Einsamkeit des Kniephofer Lebens über diese Dinge tiefer nachzudenken angefangen haben, aber durch die Lektüre der Schriften von Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer „nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels" geführt worden sein. Entscheidend für diese Seite seines Geistes- und Gemütslebens wurde es, daß er die Lebensgefährtin aus einem Kreise pommerscher Adelsfamilien gewonnen, in denen seit Generationen tiefernste Frömmigkeit gepflegt und die Bibel als letzte Quelle aller Weisheit und höchste Bürgschaft alles Friedens in kindlichem Glauben verehrungsvoll hochgehalten wurde. Er schloß sich dieser Richtung um so bereitwilliger an, als sie ihm durch die geliebte Braut in eindrucksvollster Unmittelbarkeit nahe gebracht wurde und er überzeugt war, nur durch vorbehaltlose Hingabe an sie der vollen Seelengemeinschaft mit der schwärmerisch verehrten Lebensgefährtin auf die Dauer gewiß werden zu können. Augenscheinlich hat Johanna von Puttkamer ihren Verlobten alsbald zu eifrigem und zeitweise ganz systematisch getriebenem Bibelstudium veranlaßt, ohne es freilich hindern zu können, daß der in ihm gärende übermütige weltliche Sinn gelegentlich auch dem Wort der Schrift gegenüber in derbem Humor witzig zum Ausbruch kam, wie z. B. in einem Schreiben an Wagener, in dem er Lust zu haben bekennt, ähnlich wie einst der Khalif Omar es mit den Schätzen der griechischen Literatur in Alexandria getan haben soll, mit Ausnahme des „christlichen Koran" alle Ergebnisse der Buchdruckerkunst dem Untergange zu weihen.[2])

---

[1]) Vgl. S. 24—25.

[2]) Politische Briefe Bismarcks 1849—89 (Berlin 1889) S. 36.

In dem Briefwechsel der Brautleute aber nahmen Erörterungen über die Deutung biblischer Stellen und die Darlegung des dadurch angeregten Gedankenganges beträchtlichen Raum ein. Unter Bezugnahme auf 1. Korinther VII Vers 13 und 14 („Und so ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und Er läßt es sich gefallen, bey ihr zu wohnen; die scheide nicht von ihm. Denn der ungläubige Mann ist geheiligt durch das Weib und das ungläubige Weib wird geheiligt durch den Mann. Sonst wären eure Kinder unrein; nun aber sind sie heilig") hofft Bismarck,[1]) obgleich er sich noch als Ungläubiger fühlt, durch die gläubige Frau geheiligt zu werden. Dabei scheint er sogar verschiedene Erklärer der Stellen zu Rate gezogen zu haben. Freimütig aber weist er die Geliebte bei dieser Gelegenheit doch auch darauf hin, wie wenig Vertrauen in ihren Glauben sie und ihre Gesinnungsgenossen nach ihrem Verhalten gegen Andersdenkende zu besitzen scheinen, während der Christ doch in allen Lebensverhältnissen das Reich Gottes als das mächtigere, sieghafte, zuletzt jeden Widerstand überwältigende, das der Finsternis als das ohnmächtige, immer mehr zusammenstürzende ansehen solle: statt dessen wickelten sie, meint er, ihren Glauben sorgfältig in die Baumwolle der Abgeschlossenheit, damit kein Luftzug der Welt ihn erkälte, sodaß andere sich an ihnen vielmehr ärgern und sie als Leute ausschreien, die sich zu heilig dünken um von Zöllnern und dergleichen berührt zu werden. Wenn jeder so dächte, der das Wahre gefunden zu haben glaube, und viele ernste, aufrichtige, demütige Sucher glaubten es doch wo anders oder in anderer Gestalt zu finden, so würde nach seiner Ansicht Gottes schöne Erde zu einem pensylvanischen Zellengefängnis werden, in dem unübersteigliche

---

[1]) Briefe an d. Braut u. Gattin S. 18 (7. Februar 1847).

Scheidewände tausend und abertausend exklusive Koterien von einander trennen. Wie sehr aber das einst in Zweifeln ringende Weltkind bereits in der heiligen Schrift heimisch geworden ist und mit welcher Sicherheit es sich auf dem Gebiete der pastoralen Dialektik bewegt, beweist die überraschende Schlagfertigkeit, womit er in demselben Brief weiterhin die Kritik, die er durch jene Worte an der Frömmigkeit der schwiegerelterlichen Familie und ihres Kreises geübt hatte, durch treffend ausgewählte Schriftstellen als berechtigt zu begründen weiß. Er beruft sich auf Römer 14 Vers 22 (Hast du den Glauben, so habe ihn bey dir selbst vor Gott. Selig ist, der sich selbst kein Gewissen macht in dem, das er annimmt.) und 15, 2 (Es stelle sich aber ein jeglicher unter uns also, daß er seinem Nächsten gefalle zum Guten, zur Besserung), besonders auch auf 1. Korinther 4, Vers 5 (Darum richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr komme, welcher auch wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rat der Herzen offenbaren; alsdann wird einem jeglichen von Gott Lob widerfahren), 8, 2 (So aber sich jemand dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll), 9, 20 (Den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne; denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich geworden als unter dem Gesetz, auf daß ich die, so unter dem Gesetz sind, gewinne) und 12, 4 u. ff. (Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist. Und es sind mancherlei Ämter und Ein Herr 2c.) sowie endlich auf 13, 2 (Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts). Zur Begründung der Ansicht über die Werktätigkeit, die er der Braut in einem früheren Briefe entwickelt haben muß, ist er ein anderes

Mal bereit, dieselbe mit Bibelstellen zu „überschwemmen“, wie namentlich Ev. Matthäi 25, 34 (Da wird denn der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist, von Anbeginn der Welt usw.), Römer 2, 6 (Welcher geben wird einem jeglichen nach seinen Werken), 2 Korinther 5, 10 (Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfange, nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sey gut oder böse), Römer 2, 13 (Sintemal vor Gott nicht die das Gesetz hören, gerecht sind, sondern die das Gesetz tun, werden gerecht sein), 1. Epistel Johannis 3, 7 (Kindlein, lasset euch niemand verführen. Wer recht tut, der ist gerecht, gleichwie Er gerecht ist) und unzähligen andern, obgleich er es selbst für unfruchtbar erklärt mit abgerissenen Sätzen der Schrift außer dem Zusammenhang zu rechten. Auch weist er darauf hin, wie verschiedenartiger Auslegung allein schon das Wort „Glauben“ in sich selbst fähig sei in bezug sowohl auf das, was die Schrift zu glauben befiehlt in jedem einzelnen Falle, wo sie das Wort gebraucht: es komme eben zuletzt alles auf die Auslegung an.[1]) Doch scheint Johanna von Puttkamer ihm in der Erörterung solcher Fragen doch überlegen gewesen zu sein: infolge eines Meinungsaustausches über Epistel Jakobi 5, 16 (Bekenne einer dem andern seine Sünden; und betet füreinander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist) bekennt er, sie habe ganz recht, und was er davon gemeint habe, sei „nur so eine augenblickliche schiefe Idee“ von ihm gewesen.[2]) Übel dürfte demnach die Braut den Versuch aufgenommen haben, seine — vermutlich einmal von ihr ge-

[1]) Briefe an die Braut und Gattin S. 19. [2]) Ebd. S. 44.

rügte — Neigung, sich gelegentlich in einem nicht eben böse gemeinten Fluche Luft zu machen, durch die Erklärung zu entschuldigen, er könne in der Bibel doch keine Stelle finden, wo es verboten wäre den Namen des Teufels zu mißbrauchen: „Weißt du eine, so sage sie mir".[1]) Überhaupt ging ihm sein derber Humor gelegentlich auch dem Bibelwort gegenüber durch, sodaß er es scherzend travestierte, so z. B. wenn er Leopold von Gerlach gegenüber in bezug auf den ihm unbequemen und unfähigen preußischen Militärbevollmächtigten in Frankfurt Major von Diest einmal brieflich äußerte, er bete morgens und abends: „Domine, libera nos a majore".[2]) Wie schnell aber der einstige Freidenker von dem unduldsamen Eifer angesteckt wurde, der im Puttkamerschen Hause und den ihm verwandten und befreundeten pommerschen Adelsfamilien herrschte, beweist seine rückhaltlose Zustimmung zu dem Einschreiten des Magdeburger Konsistoriums gegen den freigemeindlichen Prediger Uhlich: er wünscht der Behörde Glück dazu, wenn sie sich zu entschiedenem Auftreten entschließen könne, nur müsse dann auch energische Konsequenz durchführen, was man begonnen habe: Halbheit habe noch keiner Sache genützt.[3])

Nach alledem ist es begreiflich, wenn auch späterhin Frau von Bismarck ihren Gatten, der mit ihr nach dem Schriftwort (1. Mosis 2, 24: Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen, und an seinem Weibe hangen, und sie werden seyn Ein Fleisch) „Ein Fleisch" sein wollte,[4]) in der gleichen Richtung noch stärker beeinflußte. Inmitten der Ansprüche, welche die parlamentarische Tätigkeit, diplomatische Beschäftigung, politisches Wirken der verschiedensten Art und ein von alledem nicht zu trennendes höchst be-

[1]) Ebd. S. 36 (7. Febr. 1847. [2]) Briefe an Gerlach S. 94.
[3]) Briefe an die Braut u. Gattin S. 37. [4]) Ebd. S. 43.

wegtes weltliches Treiben an ihn stellten, hat sie ihn immer wieder zu dem Studium der heiligen Schrift zurückzuführen gewußt. Las er mit ihr gelegentlich auch Luthersche Predigten, wie z. B. einmal die über Matthäus 18, 21 u. ff.,[1]) so setzte er doch auch von ihr getrennt seine Bibelstudien wenigstens zeitweise eifrig fort. Bestärkt wurde er darin, wie es scheint, besonders noch durch die ersten Eindrücke des leeren und nichtigen Frankfurter Treibens. Im Hinblick darauf schreibt er zur Zeit der Übersiedelung an den Sitz des Bundestages der Schwiegermutter 16. Mai 1851, er wolle mit Johanna gemeinsam an dem starken Stabe des Wortes Gottes wandeln in diesem toten und ruchlosen Treiben der Welt, dessen Nacktheit ihnen in der neuen Stellung mehr zu Tage treten werde als früher.[2]) Sah er doch obenein in der Wendung die mit der überraschenden Verpflanzung in die diplomatische Laufbahn in seinem und der Seinen Schicksal eingetreten war, eine unmittelbare Fügung Gottes: aus seiner pommerschen harmlosen Einsamkeit auf die Höhe des Lebens erhoben, hatte er den Wunsch, „Gott möge ihre Seelen ähnlich erheben aus ihrem Dunkel auf die lichten Höhen seiner Gnade.[3]) Unter solchen Umständen nahm er gerade in jener Zeit die Bibelstudien mit erneutem Eifer auf, zumal die längere Zeit von ihm getrennte Gattin, wie es scheint, einigermaßen um sein Seelenheil in der neuen Umgebung besorgt, ihn veranlaßte, es „mit System" zu treiben. Ein von dieser bisher gebrauchtes kleines Neues Testament begleitete ihn auch auf den frohen Fahrten, die er von Frankfurt aus in die Rheinlande unternahm. Alter Gewohnheit gemäß aber verwandte er auch zu dieser Lektüre mit Vorliebe schlaflose Nachtstunden. Am 26. Juni 1851 schreibt er der Gattin:

[1]) Briefe an die Braut u. Gattin S. 172 (Novemb. 1849).
[2]) Ebd. S. 280. [3]) Ebd. 360.

„Ich will zu Bett gehen und mir Kapitel 2 der zweiten Epistel Petri lesen, ich treibe das jetzt mit System, und wenn ich Petri auf Deine Empfehlung aus habe, will ich die Ebräer lesen, die ich noch gar nicht kenne",[1]) nachdem er ihr bereits am 10. Juni gemeldet: „Ich lese mir jetzt die Römer, heut Kapitel 8, ein Goldregenblättchen von Dir ist als Zeichen noch darin."[2]) In Sorge um das Leben des in der pommerschen Heimat erkrankten Töchterchens schlägt er (30. August 1851) zu seinem Trost einen Psalm auf und trifft auf den 112., den er, „recht schön" findet.[3]) Wie er in diesen Dingen damals lebte und webte, läßt sein Bericht an die Gattin über einen Ausflug erkennen, den er mit seinem Attaché, Fürst Lynar, Anfang Juli nach Rüdesheim unternommen und auf dem er den Zauber der rheinischen Mondscheinnacht genossen hatte, indem er ein Stück Strom hinabschwamm, um dann mit seinem Gefährten bei „sehr nettem Wein" auf dem Balkon zu sitzen. „Mein kleines Testament", erzählt er weiter mit einem überraschenden und wohl nicht ganz unbeabsichtigten Anklang an eine oft angeführte Stelle des ihm sonst ja nicht allzu sympathischen[4]) großen Königsberger Philosophen, „und der Sternhimmel brachten uns auf christliche Gespräche, und ich rüttelte lange an der Rousseauschen Tugendhaftigkeit seiner Seele, ohne etwas anderes als daß ich ihn zum Schweigen brachte."[5]) Das blieb auch in der Folgezeit so. Am 30. August 1853 meldet er von Norderney aus der Gattin, das 12. Kapitel des Römerbriefes habe er gelesen, „zwar nicht — wie jene wohl erwartet haben mochte — auf dem Balkon im Mondschein, sondern im Seegrasbett bei Sturm und Regen, die am Fenster rüttelten". Er bekennt dabei recht haben er-

[1]) Briefe an die Braut und Gattin S. 296. [2]) Ebd. S. 290.
[3]) Ebd. S. 316. [4]) Vergl. S. 23. [5]) Ebd. S. 299.

messen zu können, wie glaubensarm und bös er sei, und bemerkt zur Begründung dieser strengen Selbstkritik im Hinblick auf Vers 14 und 20 (Segnet, die euch verfolgen; segnet, und fluchet nicht — So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn Du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.): „Speisen wollte ich meinen Feind schon, wenn ihn hungert, — aber ihn segnen, das würde doch sehr äußerlich sein, wenn ichs überhaupt täte! Gott bessers!“[1]) Auch später noch fand sich seine kampffrohe Natur nicht leicht ab mit dem Gebote des Heilands, das dem Christen auch erlittenem Unrecht gegenüber ergebenes Dulden zur Pflicht macht. Namentlich da meinte er solches nicht auf sich nehmen zu können, wo ihm erwiesene Feindschaft nicht ihm persönlich, sondern der von ihm vertretenen Staatsautorität galt. „Ich bin ein Christ, äußerte er am 13. März 1883 in der Debatte über seine Weigerung, die Kondolenzadresse, welche aus Anlaß des auf einer Reise in Nordamerika erfolgten Todes des „großen Staatsmannes Lasker“ der Kongreß der Vereinigten Staaten durch den Botschafter Sargent ihm zur Übermittlung an den Reichstag hatte zugehen lassen, amtlich an diesen weiterzubefördern, im Hinblick auf Evangelium Matthäi 5, 39 (Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel; sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar), aber doch als Reichskanzler nicht so, daß, wenn ich eine Ohrfeige auf die eine Backe bekomme, ich die andere hinhalte und frage, ist dir nicht die zweite gefällig?!“[2]). Ebenso stimmt er dem „alten Luther“ von ganzem Herzen bei, wenn er in der Predigt über Matthäus 18 Vers 21

[1]) Briefe an die Braut und Gattin S. 360.

[2]) Politische Reden X S. 26.

u. ff. (Da trat Petrus zu ihm und sprach: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir gesündigt, vergeben? Ists genug siebenmal?), die er sonst „ganz voll Liebe und Verehrung" findet, am Eingange ausdrücklich bemerkt, „weltliche Obrigkeiten sollen nicht vergeben, was man Unrecht tut, sondern strafen".[1])

Gern und vertrauensvoll hat Bismarck dem Einfluß seiner Gattin auf diesem Gebiete nachgegeben. Empfand er doch gelegentlich recht wohltätig den Segen, der inmitten eines von aufreibenden Kämpfen erfüllten Lebens dadurch auf sein Gemüt und von da aus gerade in den schwersten Zeiten auf seine ganze geistige Disposition ausgeübt wurde. Gern versorgt er daher die geliebte Lebensgefährtin mit der von ihr gewünschten Lektüre dieser Art: kamen doch die beruhigenden und erhebenden Wirkungen derselben mittelbar ihm selbst zugute. So besorgt er Anfang März 1857 ihr neben anderen Aufträgen, die sie ihm von Frankfurt aus gegeben, Flechten und Hampelmänner für die Kinder, in Berlin in der Besserschen Buchhandlung auch die bisher erschienenen fünf Bände der „Bibelstunden".[2]) Ein fleißiger Kirchgänger aber ist der im Dienst des Vaterlandes sich aufreibende Staatsmann trotz alledem doch nicht geworden und deshalb von den Frommen in den höfischen Kreisen stets mit einem gewissen bedauernden Mitleid und zuweilen wohl gar mit einer Art von Mißtrauen angesehen worden. Auch auf diesem Gebiete gab Bismarck nichts auf die herkömmliche Form, sondern legte wie überall alles Gewicht auf das Wesen der Sache. Mochte er sich auch den gottesdienstlichen Handlungen fernhalten, durch deren zuweilen demonstrativen Besuch andere in ähnlichen Stellungen

[1]) Briefe an die Braut und Gattin S. 172.

[2]) Ebd. S. 371.

ihre Kirchlichkeit vor der Welt und vor sich selbst wohlgefällig betätigen: er war sich bewußt, mit seinem Gotte gutzustehen, und hat, wie es sein soll, in der Stille den Verkehr mit ihm in kindlichem Vertrauen auf seine Art eifrig gepflegt. Während des Feldzuges gegen Frankreich fand man in seinem Quartier auf dem Nachttisch am Bett die „Täglichen Lesungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde für 1870" und die „Tägliche Erquickung für gläubige Christen".[1] Auch in den Briefen, die er aus dem Felde an die Gattin richtete, spiegelt sich seine stete Beschäftigung mit der Bibel wider. „Gott bessers, sein Arm ist nicht Fleisch", schreibt er ihr Weihnachten 1870 im Hinblick auf die unverkennbaren Schwierigkeiten der militärischen Lage in Frankreich, „darauf traue ich, wenn ich dieses wüste Volk gegenüber sehe. Wir sind auch Sünder, aber doch nicht so babylonisch und nicht so trotzig gegen Gott."[2] Napoleon III. gut zu behandeln hält er für geboten nicht bloß aus Gründen der politischen Nützlichkeit, sondern weil „die Rache Gottes ist" nach Römer 12, 19 (Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn; denn es stehet geschrieben: die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.)[3] Am 9. Januar 1871 schreibt er der Gattin: „Las mir gestern Abend im Bett Psalm 27 und schlief bei Vers 14 (Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt, und harre des Herrn) getrost ein".[4] Man sieht, wo er inmitten jener furchtbar aufregenden Zeit nach stürmisch bewegten und an gewaltigen Ereignissen überreichen Tagen Sammlung und Erholung suchte und für die am andern Morgen seiner

---

[1]) Busch, Tagebuchblätter I, S. 153.

[2]) Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870—71. S. 70.

[3]) Ebd. S. 46. [4]) Ebd. S. 76.

harrenden neuen ungeheuren Anforderungen Kraft und Rat zu finden gewiß war.

Daß ein Staatsmann, der wenigstens zeitweise so ernstliche und dabei dem Grundzug seines Wesens entsprechend so selbständige Bibelstudien getrieben hatte und aus wahrem Herzensbedürfnis immer wieder zu der erbaulichen Lektüre der Heiligen Schrift zurückkehrte, die gewonnene Vertrautheit mit ihr auch bei anderen Gelegenheiten unwillkürlich betätigte, kann kaum überraschen. Er war in dem durch sie umschriebenen Gedankenkreise zu heimisch und wurzelte mit den empfindlichsten und empfänglichsten Fasern seines Herzens zu tief in diesem Boden, als daß ihm nicht auch bei der Behandlung rein weltlicher Angelegenheiten dort geläufige Ausdrücke und Bilder hätten in den Mund kommen sollen und daß er gerade bei Dingen, auf die er besonders hohen Wert legte und bei deren Vertretung oder Bekämpfung er gewissermaßen eine heilige Pflicht zu erfüllen glaubte, die großen leitenden Gesichtspunkte und die schlagendsten Argumente nicht hätte von dorther entnehmen sollen. Daher spielen auch in den politischen Reden Bismarcks Anklänge an die Bibel und Beziehungen auf das Schriftwort eine bedeutende Rolle, und zwar nicht bloß solche, wo er biblische Wendungen, die, meist durch den Gebrauch und zum Gebrauch in der charakteristischen Weise abgeschliffen, bereits zu geflügelten Worten geworden sind, auch seinerseits als solche benutzt, vielleicht ohne sich dabei ihrer Herkunft gleich klar zu erinnern und diese als wirksames Moment geltend machen zu wollen, sondern auch solche, die er mit dem Anspruch auf Anerkennung ihrer besonderen Autorität wie andere Beweismittel zur Begründung seines Standpunktes in der parlamentarischen Debatte wider die Gegner ins Gefecht führt. Wenn er z. B. gegen ihn gerichtete spitze

Bemerkungen des Abgeordneten Eugen Richter als „Dornen und Disteln" bezeichnet (1. Mosis 5, 18),[1]) wenn er von einem „Methusalemsalter" spricht, (1. Mosis, 5, 27),[2]) des „Josephinischen Traumes" gedenkt (1. Mosis 41)[3]) und ein anderes Mal sich des darin vorkommenden Bildes von Pharaos sieben fetten Kühen bedient[4]) oder wenn er Ausdrücke gebraucht wie „Salomos Urteil" (1. Kön. 3, V. 16—28),[5]) „Uriasbrief (2. Samuelis 11, V. 14)[6]) und das Bild von den „tönernen Füßen" verwertet, auf denen (Daniel 2, V. 31—34) der Koloß ruht, den Nebukadnezar im Traum gesehen hat,[7]) und mit Bezugnahme auf Evangelium Matthäi 7, V. 9 klagt, seit sechzehn Jahren müsse er, seines Königs erster Minister, bei dem Reichstag um Brot betteln und erhalte doch nur Steine, oder wenn er gelegentlich die Zahl der geflügelten Worte biblischen Ursprungs vermehrt um das kostbare von der „konstitutionellen Delila" nach Buch der Richter 16, V. 4 u. ff.:[8]) — so wird man in alledem ebenso wenig einen Appell an die Autorität der Heiligen Schrift erblicken dürfen, wie wenn er sich des Gleichnisses vom verlorenen Sohne (Ev. Lucä 15, V. 11 u. ff.) bedient[9]) oder seinen politischen Gegnern vorhält, sie seieten Mücken und verschluckten Kameele (Ev. Matthäi 23, V. 24[10]) oder vom getreuen Knecht spricht (Ev. Matthäi 25, V. 21)[11]) und selbst nichts weiter als ein solcher gewesen zu sein beansprucht, da er nicht um Dank gehandelt, sondern nur seine Pflicht getan habe und wer das tue, ein treuer Knecht sei. Ebenfalls nur als Benutzung

---

[1]) Politische Reden III, S. 23. Vgl. Büchmann Geflügelte Worte, 21. Auflage. Berlin 1903. S. 4.

[2]) Politische Reden VII, S. 57; XI, S. 356. [3]) Ebd. X, S. 470. [4]) Ebd. VIII, S. 275. [5]) Ebd. X, S. 336, 395. [6]) Ebd. IX, S. 336. [7]) Ebd. XI, S. 446. [8]) Ebd. I, S. 246. [9]) Ebd. I, S. 116, 117, 118. [10]) Ebd. VIII, S. 339. [11]) Ebd. IX, S. 113.

geflügelter Worte biblischen Ursprungs und nicht als eigentliches biblisches Zitat wird es zu gelten haben, wenn auch Bismarck sich des so viel gebrauchten Bildes bedient von dem Balken im eigenen Auge, den man über den Splitter im Auge des Mitmenschen übersieht (Ev. Matthäi 7, V. 5),[1]) oder desjenigen von dem „alten Adam" (Römer 5, V. 14 u. ff. 6, V. 6; Epheser 4, V. 22; Kolosser 3, V. 9 und 1. Korinther 15, V. 45),[2]) der in unserm Fleische stecke und aus dem wir alle nicht herauskönnen.[3]) Ja, bei dem auch von ihm gebrauchten Noli me tangere (Ev. Johannis 20, V. 17) dürfte er sich des biblischen Ursprungs[4]) dieses Ausdrucks ebenso wenig erinnert haben, wie alle die, die sich seiner in den verschiedensten Bedeutungen bedienen.

Nicht wesentlich anders verhält es sich mit solchen ursprünglich biblischen Wendungen, die geradezu als Sprichwörter im Munde des Volkes heimisch geworden sind, so daß man ihre Herkunft längst vergessen hat, wie: „Weß das Herz voll ist, deß — oder davon — geht der Mund über" (Ev. Matthäi 12, V. 34)[5]) und: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland" (Ev. Matthäi 13, V. 57).[6]) Dasselbe gilt von solchen Ausdrücken wie: „Auf einen grünen Zweig kommen" (Hiob 15, V. 32)[7]) und: „Nachdem so etwas an dem grünen Holz geschehen konnte usw." (Ev. Lucä 23, V. 31)[8]) und von der „Herzenshärtigkeit" (Ev. Marci 10, V. 5),[9]) deren er sich von seinen Gegnern beschuldigt weiß.

---

[1]) Politische Reden VI, S. 100; XI, S. 342.

[2]) Vgl. Büchmann a. a. O. S. 81. [3]) Politische Reden V, S. 243.

[4]) Vgl. Büchmann a. a. O. S. 78.

[5]) Politische Reden VI, S. 306, 309, 438.

[6]) Ebd. IX, S. 365 u. v. Poschinger, Ansprachen des Fürsten Bismarck S. 253.

[7]) Politische Reden X, S. 463. [8]) Ebd. X, S. 114. [9]) Ebd. X, S. 26.

Als eigentliche, d. h. bewußte und absichtliche Bezugnahme auf den ihm auch in weniger bezeichnenden Stellen wohlvertrauten Wortlaut der Schrift wird man es dagegen in Anspruch nehmen dürfen, wenn Bismarck einmal von dem Abgeordneten Lasker in Erinnerung an Ev. Matthäi 6, V. 26, 28 u. 29 ironisch bemerkt, derselbe treibe die Finanzpolitik eines Besitzlosen, da er zu denjenigen Herren von der bei der Gesetzgebung entscheidenden Mehrheit gehöre, von denen die Schrift sage: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie weben nicht, sie spinnen nicht und doch sind sie gekleidet",[1]) und wenn er Deutschland als in dem Maße disponiert bezeichnet für die Aufnahme der Sozialisten, daß diese in ihm das Land erkannt hätten, von dem sie nach Ev. Matthäi 17, V. 4 sagen könnten: „Lasset uns Hütten bauen".[2]) Hierher gehört es auch, wenn er einmal im Hinblick auf die wenig entgegenkommende Haltung, welche die Mehrheitsparteien in den Kommissionsberatungen den Regierungsvorlagen gegenüber einnehmen, humoristisch meint, durch die Teilnahme an diesen, die Windthorst von ihm gewünscht habe, sehe er sich dort ungefähr zu einer Rolle verurteilt, wie sie Psalm 137, V. 3 den Juden an den Wassern Babylons zugeteilt werde mit den Worten: „Lieber, singe uns ein Lied von Zion, damit wir uns an deinem Kummer erfreuen".[3]) Bitterer Ernst dagegen ist es ihm, wenn ihn das Bündnis des Zentrums mit der Fortschrittspartei an das erinnert, in dem sich Herodes und Pilatus zusammenfanden (Ev. Lucä 23, V. 12)[4]) oder wenn er bereits während seines Frankfurter Aufenthaltes die Schleswig-Holsteinische Frage nach Jesaias 66, V. 24 und Ev. Marci 9, V. 44 als den „Wurm" erkannt

---

[1]) Politische Reden VIII, S. 36. [2]) Ebd. VII, S. 283.
[3]) Ebd. XI, S. 340. [4]) Ebd. XII, S. 296.

haben will, der nicht sterben wird".[1]) „Was ist Wahrheit? möchte ich auf diesem Gebiete mit Pilatus fragen", sagt er im Anklang an Ev. Johannis 18, V. 38 angesichts der Schwierigkeiten, welche sich in wirtschaftlichen Fragen einer sicheren Ergründung der wirklichen Lage der Dinge entgegenstellen.[2]) Gegen die Art, wie man trotz der völlig veränderten Verhältnisse ihm von seiten der Opposition in den parlamentarischen Debatten immer wieder das vorhielt, was er als Ministerpräsident vor zwanzig und mehr Jahren gesagt hatte, wehrt er sich humoristisch mit dem Worte des Psalmisten: „Delicta juventutis meae ne memineris" (Psalm 24, V. 7).[3]) Während des schweren Konfliktes, der im Sommer 1863 durch des Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf einer Reise in Danzig erfolgte offene Erklärung gegen die berüchtigte Preßordonnanz zwischen diesem und seinem königlichen Vater zu entbrennen drohte und dessen weitere Verschärfung vornehmlich des Ministers milde und klug begütigende Vermittelung abwandte, drang Bismarck, wie er selbst erzählt,[4]) in den aufs äußerste entrüsteten König, „jeden Entschluß ab irato zu vermeiden und nur die Staatsräson entscheidend sein zu lassen", indem er, augenscheinlich um den Eindruck seiner wohlvorbereiteten Worte zu steigern, gehört zu haben behauptete, daß schon Geistliche im Lande über 2. Samuelis 15, V. 3 u. 4 (So sprach Absalom zu ihm: Siehe, deine Sache ist recht und schlecht, aber du hast keinen Verhörer vom Könige. — Und Absalom sprach: O, wer setzet mich zum Richter im Lande, daß jedermann zu mir käme, der eine Sache und Gericht hat, daß ich ihm zum Rechten hülfe!) predigten, also der Wunsch sich hervorwage,

---

[1]) v. Poschinger, Ansprachen S. 252.

[2]) Politische Reden IX, S. 194. [3]) Ebd. IX, S. 138.

[4]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 318.

den Kronprinzen möglichst bald an des Vaters Stelle treten zu sehen. In Erinnerung an die Bibelstelle, von der man beinahe annehmen möchte, er habe sie zur Vorbereitung auf die wichtige Unterredung mit seinem königlichen Herrn nachgelesen, drang er in diesen: „Verfahren Sie fein säuberlich mit dem Knaben Absalom“ (2. Samuelis 18, V. 5 u. 12). Auf dasselbe Bibelwort, das ihm in Verbindung mit naheliegenden Erinnerungen aus der preußischen Geschichte sich unwillkürlich aufdrängte und damals begreiflicherweise einen besonders tiefen Eindruck auf ihn machte, griff er in einem anderen allgemeineren Sinn zurück in der Ansprache, die er am 12. Juli 1891 an die vor ihm erschienenen Schüler des Weimarischen Lehrerseminars im Hinblick auf ihren künftigen Beruf hielt: „Beachten Sie immer das biblische Rezept, fahret fein säuberlich mit dem Knaben Absalom“.[1])

Wie schlagfertig der bibelkundige Reichskanzler die Worte der Schrift auch ohne politische Nebenbedeutung einfach als sittliche Gebote zu gebrauchen wußte, bestimmt des Menschen gesamtes Handeln zu regeln, zeigt namentlich die Abfertigung, die er seinem einstigen Parteigenossen Senfft von Pilsach zuteil werden ließ, als dieser im Beginn des Kulturkampfes zu seinen hochkonservativen und hochkirchlichen Gegnern übergegangen war und mit selbstgefälliger Überlegenheit ihm sozusagen ins Gewissen zu reden für nötig fand. Er warnte ihn vor so unchristlicher Überhebung, indem er ihn auf Psalm 12 Vers 4 und 5 hinwies, wo es heißt: „Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet — die da sagen: Unsere Zunge soll überhand haben, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?“[2]) Allgemein moralisierend meint er einmal, das Bischen Eitelkeit, das an

[1]) Dehn S. 489. [2]) Bismarck-Jahrbuch I S. 87.

dem Angestauntwerden seine Befriedigung finde, halte doch auch nicht lange vor: denn all die kleinen Eitelkeiten seien nur so lange von Reiz, als man sie nicht besitze; sobald man sie erreicht habe, gelte von ihnen der Spruch des Königs Salomo, daß es eitel ist und keine wahre Befriedigung gewähre[1]) — eine bekannte Variation des bekannten Themas Prediger Salomon 1 Vers 2: „Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel."

Freilich ist ihm trotz aller Bibelfestigkeit auch auf diesem Gebiete gelegentlich einmal ein Irrtum mit untergelaufen. In einem Gespräch mit Professor von Bluntschli macht er die Redensart: „Wir haben eine Seele gerettet" zu einem Sprichwort, während sie biblischen Ursprungs ist und auf Hesekiel 3 Vers 19 zurückgeht, wo es heißt: „Wo du aber den Gottlosen warnest, und Er sich nicht bekehret von seinem gottlosen Wesen und Wege: so wird er um seiner Sünde willen sterben; aber du hast deine Seele errettet."[2])

Sehr beachtenswert für die Entwicklung von Bismarcks Stellung zur sozialen politischen Gesetzgebung, der die letzte Periode seines großartigen Wirkens gewidmet sein sollte, sind schon aus früherer Zeit gelegentliche Äußerungen über Schriftstellen, welche dieses Gebiet berühren. Wie zeitig ihn, wenn auch zunächst nur vorübergehend und auf bestimmte äußere Anlässe hin die Verhältnisse beschäftigt haben, aus denen, was man gewöhnlich kurzweg die soziale Frage nennt, hervorwächst und von deren Besserung die Lösung derselben abhängt, soweit eine solche überhaupt möglich ist, beweist ein Schreiben an die Braut,[3]) worin er die sich bei ihm regen-

[1]) v. Poschinger, Bismarck u. d. Parlament. II 110. Dehn S. 512.

[2]) v. Poschinger, a. a. O. II 124. Vgl. Büchman a. a. O. S. 46.

[3]) Briefe an die Braut und Gattin S. 38.

den Gewissensbisse über den Aufwand, den ein beabsichtigter Besuch bei der Geliebten nötig macht, dadurch zu beschwichtigen sucht, daß er den Vorsatz faßt, den Betrag der Reisekosten in gleicher Höhe auch den Armen zuzuwenden. Er erinnert sich nämlich an das Wort des Heilands zu dem reichen Jüngling Ev. Matthäi 19 Vers 21: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen", und bezeichnet es als „ein sehr kitzliges Thema", inwieweit er sich berechtigt halten dürfe, was Gott seiner Verwaltung anvertraut habe, zu seinem Vergnügen zu verwenden, so lange es Leute gibt, die vor Mangel und Frost krank sind, in seiner nächsten Nähe, deren Betten und Kleider im Versatz sind, sodaß sie nicht ausgehen können um zu arbeiten.

In einer gewissen Verwandtschaft mit denjenigen Bismarck geläufigen biblischen Wendungen und Ausdrücken, die so ganz zu geflügelten Worten geworden und als solche in den Mund des Volkes übergegangen sind, daß, wer sie gebraucht, ihrer Herkunft nur ganz ausnahmsweise noch eingedenk ist, stehen die Sprüchwörter, die er als kurze und schlagende Fassung altüberkommener Volksweisheit ebenfalls hochhält und von denen er manche, weil sie der ihm eigenen Art zu denken und zu fühlen besonders entsprachen, mit einer gewissen Vorliebe gebrauchte. Der ausgesprochen volkstümliche Zug, der diesem märkischen Junker im Grunde seines Wesens eigen war, offenbart sich darin eben so sehr wie das ihm innewohnende feine Verständnis für die unwillkürlichen Regungen der deutschen Volksseele.

Ob der Bemerkung: langsam anzuspannen und schnell zu fahren sei eine charakteristische Eigentümlichkeit der Russen,[1])

---

[1]) Briefe an die Braut u. Gattin S. 436.

ein Sprichwort zugrunde liegt, muß dahingestellt bleiben. Überhaupt spielt die Bezugnahme auf solche bezeichnenderweise in Bismarcks parlamentarischen Reden eine größere Rolle als in seinen schriftlichen Äußerungen. Da zitiert er: „Jeder ist sich selbst der Nächste" [1]) und in ähnlichem Sinne: „Das Hemd ist uns — oder mir — näher als der Rock." [2]) „Wo Holz gehauen wird", bemerkt er „fallen Spähne" [3]) oder: „Wo man hackt, da fallen Spähne". [4]) Besonders gern bedient er sich bei der Erörterung finanzieller Fragen solcher Äußerungen der Volksweisheit, die auf diesem Gebiete ja immer besonders produktiv gewesen ist. Die darin übliche kurze und bündige Argumentation erschien ihm ganz besonders einleuchtend und zwingend. So sagt er, „Hat der Bauer Geld, so hat es die ganze Welt" [5]) und „Wer den Daumen auf dem Beutel hat, hat die Macht." [6]) Auch er meint: „Ein Schelm gibt mehr als er hat" [7]) und „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren". [8]) Wie für das Volk ist ihm ebenfalls „Besseres — oder das Beste — des Guten Feind". [9]) Er sieht die Vorsicht an als die Mutter der Weisheit [10]) und hält dafür, probieren gehe über studieren. [11]) Auch solche volkstümliche Erfahrungssätze macht er sich zu eigen wie: „Wens juckt, der kratze sich," [12]) oder „Wer das Kreuz hat, segnet sich". [13]) Auch des „Es gibt viele Wege, die nach Rom führen" bedient er sich gelegentlich. [14]) „Was

---

[1]) Politische Reden X, S. 481.
[2]) Ebd. VIII, S. 187. Geflügelte Worte Bismarcks 22. Jan. 1864.
[3]) Politische Reden VI, S. 36. X. S. 170.
[4]) v. Poschinger, Ansprachen S. 153.
[5]) Politische Reden X, S. 433. v. Poschinger, Ansprachen S. 282.
[6]) Politische Reden IV, S. 208, 232. [7]) Ebd. X, S. 25.
[8]) Ebd. XII, S. 325. [9]) Ebd. X, S. 43. XI, S. 70.
[10]) Ebd. VIII, S. 341. [11]) Ebd. VII, S. 179.
[12]) Ebd. VII, S. 299. [13]) Ebd. XII, S. 325. [14]) Ebd. VIII, S. 329.

deines Amtes nicht ist, davon laß deinen Fürwitz", sagt er,[1]) als es bei der Revision der Maigesetze den von ihm vertretenen Standpunkt zu rechtfertigen gilt, von dem aus er die den Bischöfen auferlegte Verpflichtung zur Anzeige von ihnen vorgenommener Pfarrerernennungen ihrem Werte nach maßgebend zu beurteilen sich für seine Person nicht für berufen und befähigt hält. Weiter finden wir bei ihm gelegentlich noch folgende Sprichwörter gebraucht: „Zeit gewonnen, alles gewonnen";[2]) „Jeder ist seines Glückes Schmied";[3]) „Wer zuletzt lacht, lacht am besten";[4]) „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist"[5]) und „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen".[6]) Das Sprichwort „Wie es in den Wald schallt, so schallt es heraus" paßt er den parlamentarischen Verhältnissen an, indem er es ändert in „Aus den meisten Wäldern ruft es so heraus, wie man hineinschreit".[7]) In einem ähnlichen Gedankenkreise bewegt er sich, wenn er im Dezember 1849 in der zweiten preußischen Kammer bei der Beratung des Gesetzes über die Rentenbanken unter Hinweis auf die Unzufriedenheit, welche die dadurch hervorgerufene Mehrbelastung zu erzeugen drohe, seinen politischen Gegnern warnend zuruft: „Wer Wind sät, wird Sturm ernten" und damit das aus dem französischen entlehnte „Unter den Blinden ist der Einäugige König" in Verbindung bringt.[8])

Gerade diese ihm allezeit eigen gebliebene Vorliebe für Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten gibt der parlamentarischen Beredtsamkeit Bismarcks gelegentlich einen be-

---

[1]) Politische Reden XII, S. 243. [2]) Ebd. IX, S. 362.
[3]) Ebd. XI, S. 142. [4]) Ebd. XI, S. 381. [5]) Ebd. XI, S. 277.
[6]) Busch, Tagebuchblätter I, S. 126.
[7]) Politische Reden IX, S. 38. [8]) Ebd. I, S. 188.

sonders anziehenden volkstümlichen Ton. Er wundert sich nicht „Über faule Äpfel bei Wahlangelegenheiten"[1]) und „hängt der Katze die Schelle an".[2]) Einmal freilich ist auch „sein Latein zu Ende".[3]) Er weiß, daß „gebrannte Kinder das Feuer scheuen",[4]) und vergleicht den Abgeordneten Eugen Richter, als die Annahme einer von demselben bekämpften Regierungsvorlage bevorsteht, mit dem Lohgerber, der seine Felle fortschwimmen sieht.[5]) Auch plattdeutscher Wendungen der Art bedient er sich, wie „Wat nich will dieken, dat mut wieken", d. h. was sich nicht bücken will, muß aus dem Wege.[6]) Wie er aber auch seine eigenen großen Gedanken gelegentlich unwillkürlich in solche ältere volkstümliche Formen kleidete, lehrt, was er in einer Ansprache an eine Deputation aus Schleswig-Holstein (1. April 1893) erzählt, bei der Ordnung seiner Papiere habe er eine auf die Erwerbung der Herzogtümer bezügliche plattdeutsche Niederschrift von seiner eigenen Hand gefunden, die lautete: „Da walt' Gott und kolt Isen".[7]) Ein andermal sagt er: „Wir können dem Küken, das wir ausgebrütet haben, auch den Hals umdrehen".[8]) Demselben gewissermaßen landwirtschaftlichen Anschauungskreis entnimmt er Sprichwörter wie: „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul"[9]) und „Ein braves Pferd stirbt in den Sielen".[10]) Hierher könnte man auch die Bemerkung rechnen, die er 1845 in einem Reisebericht an den Vater über die unterwegs empfangenen Eindrücke macht: „Die Ostpreußen sagen zwar, es sei besser in der Niederung zu ersaufen, als auf der Höhe zu ver-

[1]) Politische Reden V, S. 248. [2]) Ebd. VIII, S. 387.
[3]) Ebd. X, S. 437. [4]) Ebd. V, S. 320. [5]) Ebd. XII, S. 120.
[6]) Ebd. XI, S. 435. [7]) von Poschinger, Ansprachen S. 252.
[8]) Busch, Tagebuchblätter I, S. 143.
[9]) Politische Reden VI, S. 376. [10]) Ebd. VIII, S. 249.

hungern".[1]) Wenn er sich einmal bei einer Debatte über die russischen Juden und deren Verkehr in den preußischen Grenzbezirken scherzend andeutungsweise „auf das bekannte Sprichwort" beruft, das er aber nicht zitieren will,[2]) so ist ihm, der Büchmanns „Geflügelte Worte" zu studieren sicherlich keine Zeit gehabt hat, augenscheinlich nicht bekannt gewesen, daß „Haust du meinen Juden, so haue ich deinen Juden" nicht ein Sprichwort ist, sondern die verkürzte Wiedergabe einer Äußerung aus einer Geschichte „Die zwei Postillone", die Johann Peter Hebel in dem 1811 erschienenen „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" seinen Lesern zum besten gibt.[3]) Ebenso verhält es sich mit dem „Morgen, morgen, nur nicht heute rc.", das er als Sprichwort zitiert, das aber aus Christian Weises (1726 bis 1804) Gedicht „Der Aufschub" stammt.[4]) Ob es sich bei dem von Bismarck gebrauchten Ausdruck „Vertrauen ist eine zarte Pflanze"[5]) um ein Sprichwort oder ein geflügeltes Wort handelt oder ob wir es mit einem Bismarck eigenen schönen Bilde zu tun haben, muß dahingestellt bleiben.

Wie in dieser Vorliebe für Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten offenbart sich Bismarcks feines Verständnis für alles, was die Seele seines Volkes in Freud und Leid bewegt, auch in dem hohen Werte, den er dem Volksliede beimaß. Er glaubte beobachtet zu haben, daß der Deutsche sich der Wirkung des Liedes nicht zu entziehen vermöge, und erkannte diesem für die Anregung und Stärkung des Nationalgefühls schon deshalb hohe praktische Be-

---

[1]) Bismarck Jahrbuch I, S. 7.
[2]) Politische Reden III, S. 134. [3]) Büchmann S. 235.
[4]) Politische Reden X, S. 111 u. 112. Vgl. Büchmann S. 151.
[5]) Politische Reden S. 383.

deutung zu, weil es, sowie es ernst wird, „immer Anklang ans Vaterland“ nehme.[1]) Sah er in der Musik überhaupt „eine treue Gefährtin im Leben“,[2]) so ist doch für die Pflege dieser zarten Seite seines Gemütslebens ebenso wie für seine unausgesetzte Beschäftigung mit der Bibel augenscheinlich der Einfluß der Gattin entscheidend gewesen, welche dann später aus der Zahl der Gehilfen des Kanzlers in dem mit Recht als Meister gefeierten Herrn von Keudell einen überlegenen Gehilfen und Vertreter fand. Johanna von Puttkamer war, so berichtet dieser kompetente Beurteiler,[3]) für Musik besonders begabt und spielte, obgleich sie keinen höheren Unterricht genossen hatte, viel auswendig: namentlich volkstümliche Melodien trug sie mit natürlichem Ausdruck vor. Andererseits hatte Bismarck gerade für das Volkslied, bei dem Wort und Melodie ja besonders innig verwachsen zu sein pflegen, ein sehr lebhaftes Verständnis und gab daher den ihn bewegenden Stimmungen gern durch Bezugnahme darauf Ausdruck. So schreibt er am 22. Februar 1847 im Hinblick auf die Pflichten, die bei dem bevorstehenden Eisgang auf der Elbe seiner in der Eigenschaft als Deichhauptmann warten, an die Braut: Heut Nacht „Steh' ich in finstrer Mitternacht“ und „Du schickst ein fromm Gebet zum Herrn wohl für den Liebsten in der Fern“.[4]) Unwillkürlich klingt ihm in dieser Situation Wilhelm Hauffs volksümliches Lied „Soldatenliebe“[5]) in den Ohren. Bei dem Aufenthalt in Gastein 1864/65 quälte ihn, wie so manchen der dort Heilung Suchenden, anfangs das ununter-

[1]) von Poschinger, Ansprachen S. 294. [2]) Ebd. S. 266.

[3]) v. Keudell. Fürst und Fürstin Bismarck S. 4.

[4]) Briefe an die Braut u. Gattin S. 44.

[5]) Vgl. Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 7. Auflage. Nr. 1074.

brochene Tosen der in gewaltigem Fall einherstürzenden und mit wildem Brausen talwärts eilenden Ache, und da erst meinte er den tiefen Sinn des Liedes „Bächlein, laß dein Rauschen sein“ ganz zu erfassen,[1]) des „schönsten Liedes“ von Wilhelm Müller.[2]) Nach dem Ausscheiden von Roons aus dem Ministerium, zu dem diesen seine geschwächte Gesundheit genötigt hatte, schreibt er dem treubewährten Mitkämpfer, mit dem er sich trotz gelegentlicher Irrungen in allen wichtigen Fragen immer gut verstanden und den er wie sich selbst, frei von allen persönlichen Interessen, ganz der großen Sache des Vaterlandes hingegeben gewußt hatte, am 20. November 1873, wenn er in den Sitzungen des Ministerrates den bisher von jenem eingenommenen Sessel leer sähe, ziehe es wehmütig durch seine Seele: „Ich hatt' einen Kameraden“,[3]) jenes stimmungsvolle Lied Uhlands, das ebenfalls schnell zum Volksliede geworden ist.[4]) Derselben Strophe bedient er sich aber auch, um das innige Verhältnis zu kennzeichnen, das für ihn zwischen dem Reiter und seinem treuen Pferde besteht, das ihm „wie ein Stück von jenem“ erscheint.[5]) Als in den Verhandlungen über eine Eugen Richtersche Interpellation betreffend den Schutz der deutschen Industrie gegenüber der neuen russischen Zollpolitik behauptet wurde, er habe einmal geäußert, im ganzen Orient stecke kein Interesse, das so viel Wert sei als der Ertrag eines pommerschen Rittergutes, erklärte er das zwar für irrtümlich, gab aber doch zu, daß wie bei allen solchen Legenden auch bei dieser ein Stückchen Wahrheit „und a bisserle Falschheit

---

[1]) v. Keudell S. 168.

[2]) Hoffmann von Fallersleben a. a. O. Nr. 108.

[3]) Bismarck Jahrbuch III, S. 303.

[4]) Hoffmann von Fallersleben a. a. O. Nr. 633.

[5]) Busch, Tagebuchblätter I, S. 382.

alleweil dabei sei",[1]) indem er auf die dritte Strophe des Volksliedes anspielte „Die Würzburger Glöckli", wo es heißt:

„Und e bisserle Liab und e bisserle Treu
Und e bisserle Falschheit ist alleweil dabei."

Nach dem für seine Pläne ungünstigen Ausfall der Reichstagswahlen im Herbst 1881 gab er seinen Besorgnissen für die Zukunft des von ihm geschaffenen Reiches bei einem abendlichen Spaziergange durch die gewundenen Wege des Parks hinter seinem Berliner Palais Moritz Busch gegenüber in einer für diese Seite seines Geisteslebens besonders charakteristischen Weise Ausdruck, indem er erst die Melodie des Liedes von August von Binzer: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus", das am 26. August 1819 bei der Auflösung der deutschen Burschenschaft gesungen war, vor sich hinsummte, nach einer Weile aber von dem Uhlandschen Gedicht „Das Glück von Edenhall" sprach und die deutsche Verfassung mit jenem zerbrechlichen Kristall verglich. „Die Melodie ging in seiner Seele dem Gleichnis und dem darin liegenden Gedanken voraus."[2]) Im Laufe der Verhandlungen über den Schutz der deutschen Landwirtschaft durch den Getreidezoll, den er für notwendig erklärte, um den Bauern kaufkräftig zu erhalten, damit er den zahlreichen Handwerkern auf dem Lande zu verdienen geben könne, leitet er (10. Februar 1885) den Hinweis auf die Verschiedenartigkeit der letzteren ein durch die Bezugnahme auf das alte Lied:

„Es ist kein Dörfchen so klein,
Ein Hammerschmied muß darinnen sein."[3])

In einem Brief an Leopold von Gerlach[4]) findet sich auch das „Volkslied" angeführt: „Es sind einmal drei

---

1) Politische Reden VI, S. 461.

2) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier, III, S. 69.

3) Polit. Reden, X, S. 464. 4) Briefe an Gerlach, S. 148.

Schneider gewesen". Gelegentlich[1]) bedient sich Bismarck, freilich nicht mit dem üblen Nebensinne, den es ursprünglich hat, auch des „Nur immer langsam voran", des Refrains aus einem 1813 aufgekommenen spöttischen Volkslied auf die österreichische Landwehr, das dann wieder auflebend 1850 auf die preußische und 1866 auf den bayrischen Landsturm angewendet worden ist.[2]) Hält er einmal im preußischen Landtage (9. Februar 1892) dem Abgeordneten Windthorst vor, nach der Geringschätzung, mit der er von den im parlamentarischen Leben verfassungsmäßig doch den Ausschlag gebenden Majoritäten gesprochen habe, scheine derselbe trotz des auf die Verfassung geleisteten Eides geneigt zu sein, gegebenenfalls im ganzen nach dem Prinzip zu regieren

„Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen tut,"[3])

so glaubte er damit wohl ebenfalls ein Volkslied zu benutzen, das ihm aus den preußischen Verfassungskämpfen der fünfziger Jahre noch in den Ohren klang, und wußte nicht, daß die so viel angeführten Verse aus Chamissos 1831 entstandenem „Nachtwächterliede" stammen.[4]) Wie ihm auch im Alter noch die in der Jugend so oft gesungenen Studentenlieder gegenwärtig waren, beweist er, wenn er eine Ansprache an eine Deputation der deutschen Studentenschaft, die ihm zur Erinnerung an das zwanzigjährige Bestehen des deutschen Reiches am 10. August 1891 in Kissingen einen Ehrenhumpen überreichte, mit den Worten schloß:

„Vivat membrum quodlibet,
Vivant membra quaelibet,
Semper sint in flore."[5])

---

[1]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 72.
[2]) Hoffmann von Fallersleben a. a. O., Nr. 708.
[3]) Polit. Reden, V, S. 260.
[4]) Büchmann a. a. O., 256. [5]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 171.

Ähnlich trinkt er bei einem Besuche in Augsburg (26. Juni 1892) festlich empfangen auf das Wohl „Civitatis et qui illam regit“.[1]) Auch die ihm geläufige und mehrfach von ihm angewandte Beziehung auf die bekannte Fabel vom Wanderer, den seines Mantels zu berauben Sonne und Wind einen Wettkampf unternehmen, könnte hierher gerechnet werden.[2])

Allerdings wird es bei manchen von diesen Bezugnahmen auf volkstümliche Formulierungen gewisser öfters wiederkehrender Gedanken und Anschauungen, wie Bismarck sie namentlich in seinen Reden, die ihm nicht eigentlich leicht von den Lippen flossen, sondern in schwerer Gedankenarbeit gewissermaßen stoßweise hervorbrachen, anzuwenden liebte, unentschieden gelassen werden müssen, ob sie dem ursprünglichen Bestande seiner in jüngeren Jahren erworbenen allgemeinen Bildung zugerechnet werden dürfen oder ob sie nicht vielmehr als ein unwillkürlicher und zum Teil unbewußter Neuerwerb aus späterer Zeit anzusehen sind. Aber auch wenn sie das sind, bleiben sie für die hier zur Erörterung stehende Frage insofern sehr lehrreich, als sie einen Beweis mehr geben von der frischen Empfänglichkeit, mit welcher der große Staatsmann dem geistigen Wellenschlag seiner Zeit entgegenkam und nicht verschmähte, auch das leise Gekräusel auf der Oberfläche als wirksame Kraft in den Dienst der von ihm vertretenen Sache zu stellen. So hat er manches bezeichnende Wort, das in der mündlichen und schriftlichen Diskussion der öffentlichen Angelegenheiten, sei es ernst, sei es scherzend gemeint gewesen, aufkam, gern auf- und angenommen und dadurch dazu beigetragen, daß es bald ein geflügeltes wurde. Die Herkunft derartiger

[1]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 208.

[2]) Polit. Reden V, S. 237; XII, S. 373.

Worte ist natürlich nur in einzelnen Fällen mit Sicherheit nachweisbar: wie wir das auch noch in unsern Tagen so häufig beobachten können, tauchen sie auf, niemand weiß recht, woher eigentlich, genießen eine Zeitlang eine Verbreitung, die mit ihrem geistigen Inhalt zuweilen in gar keinem Verhältnis steht, und verschwinden, nachdem sie eine Zeitlang Mode gewesen sind, wieder ebenso spurlos. Weniger Ausdrücke wie „Greifen Sie doch in ihren eigenen Busen",[1] „Gelogen nicht nur wie gedruckt, sondern wie telegraphiert",[2] „Schaudernd hab' ich's selbst erlebt",[3] deren Herkunft bisher nicht hat ausgespürt werden können, sowie die weitverbreitete Wendung von der „Verdammten" oder „verfluchten Pflicht und Schuldigkeit",[4] welche von manchen, freilich nicht mit Sicherheit, auf Friedrich den Großen zurückgeführt wird, möglicherweise aber bereits von diesem als ein geflügeltes Wort älteren Ursprungs aufgenommen wurde,[5] oder das höhnische „Friß Vogel oder stirb"[6] dürften hierher zu rechnen sein, als etwa die bekannte Wendung von der „Politik der freien Hand",[7] die zuerst 1859 von dem damaligen preußischen Minister des Auswärtigen, Grafen Schleinitz, gebraucht worden ist, und mehr noch die zu außerordentlich weiter Verbreitung gelangte Bezeichnung Napoleons III. als des „Hechtes im europäischen Karpfenteich",[8] die von dem Hallenser Professor Heinrich Leo herrührt. Bei manchen dieser Anführungen, namentlich solchen, die dem ihn vorzugsweise beschäftigenden Gedankenkreis ferner liegen, wird man annehmen dürfen, daß sie Bismarck in den Sinn kamen als unwillkürlicher Widerhall oder als Nachklang von unlängst Gelesenem oder Ge-

[1]) Polit. Reden V, S. 278. [2]) Ebd. IV, S. 145. [3]) Ebd. VIII, S. 41.
[4]) Ebd. IX, S. 366, 367. [5]) Büchmann a. a. O. S. 568.
[6]) Polit. Reden XII, S. 295. [7]) Ebd. II, S. 278. [8]) Ebd. XII, S. 456.

hörtem, nicht selten wohl auch nur infolge zwangloser geselliger Unterhaltung oder munteren Geplauders in angeregter Tafelrunde. Mit der Religion der Naturvölker hat sich der mit Geschäften und Sorgen aller Art überbürdete Reichskanzler gewiß ebenso wenig beschäftigt wie mit der Lehre des Mohammed oder der Mythologie der Nordgermanen: dennoch spricht er[1]) von dem Branntwein des armen Mannes als einem angeblichen „Tabu", d. h. einem für heilig und unantastbar erklärten Gegenstand heidnischen Kultus, und von den unheilvollen wirtschaftlichen Folgen der Überproduktion als einem nach mancher Leute Meinung Unabwendbaren, einem „Kismet".[2]) Wenn er einmal[3]) von der „Lokistimme des Parteigeistes" spricht, die den Urwähler Hödur verleite, daß er das eigene Vaterland erschlage, und wenn er in dem Gesamtbegriff „Loki" die Agitatoren zusammenfaßt, welche, wie einst nach Blüchers Wort die von diesem als Federfuchser bezeichneten Diplomaten durch ihre Reden und Zeitungsartikel zu verderben drohen, was das Schwert gewonnen hat,[4]) so haben wir es da augenscheinlich mit einem Nachklang des mächtigen Eindrucks zu tun, den die Wagnerschen Nibelungen und namentlich das Rheingold in allen Kreisen der Hauptstadt hervorgebracht hatten.

Der fortschreitenden Bekanntschaft Europas mit der eigentümlichen Kultur und Staatsordnung des kraftvoll aufstrebenden japanischen Reiches verdankt Bismarck den gern gebrauchten Vergleich gewisser deutscher Einrichtungen mit der absonderlichen Stellung des Taikun und des Mikado in dem alten Inselreiche. Ersterer, der weltliche Kaiser, der einst eine weit höhere Macht besaß als der andere, das geistliche Reichsoberhaupt, werde, so meint er einmal scherzend,[5])

[1]) Polit. Reden XI, S. 349. [2]) Ebd. X, S. 475.
[3]) Ebd. XI, S. 85. [4]) Ebd. XI, S. 91. [5]) Ebd. VII, S. 37.

immer in den Partikularstaaten stecken, während die Reichsministerien im Durchschnitt nur sein würden „wie jene hochverehrten ostasiatischen Persönlichkeiten, die ein großes Ansehen äußerlich haben, aber keine Machtvollkommenheit". Gelängen, so meint er einmal in dem gleichen Tone,[1] „die Absichten der liberalen Opposition in bezug auf die Stellung des preußischen Königtums, so würde aus lauter Verehrung für dieses sein Träger zuletzt, wie früher der geistliche Kaiser in Japan, alle Jahre einmal an einem hohen Festtage gezeigt werden, von unten, auf einem Gitter gehend, so daß man nur seine Sohlen sehen kann". Desselben Vergleichs bedient er sich auch später noch:[2]) in den ostasiatischen Ländern, meint er, habe es solche verehrte Personen gegeben, die so hoch waren, daß man sie nicht sehen und von ihnen nicht sprechen durfte; wer ebenso in Preußen vom König nicht reden lassen wolle und seiner namentlich im Wahlkampf nicht Erwähnung tun, der scheine ihm das Bedürfnis zu haben, die königliche Gewalt in Vergessenheit zu bringen. Auch hatte er bereits am 5. November 1869 an seinen bewährten Mitarbeiter Delbrück, den Präsidenten des Kanzleramtes des Norddeutschen Bundes, in bezug auf ihr künftiges Verhältnis geschrieben, er denke sich, „daß mit der Zeit der Kanzler für innere Bundessachen eine Art von Mikado und der Präsident der Taikun werden wird".[3])

---

[1]) Polit. Reden IX, S. 229. [2]) Ebd. XII, S. 311.
[3]) Gedanken und Erinnerungen, Anhang S. 435.

III.

Bismarcks Verhältnis zum klassischen Altertum.

Bei der Frische und Freudigkeit des Strebens, das in seiner Selbständigkeit über die Pflichten auch des gewissenhaften Schülers beträchtlich hinausging, wie wir sie durch den reichbegabten Otto von Bismarck während seiner Gymnasialzeit betätigt gesehen haben, ist es nur natürlich, wenn gerade diejenigen Gegenstände, die im Mittelpunkte des von ihm mit so lebhafter Empfänglichkeit aufgenommenen Unterrichts standen, ihm auch in der Folgezeit wert blieben, von ihm hochgehalten und, soweit die Verhältnisse es erlaubten, gepflegt wurden. Auch der große Staatsmann hat niemals die humanistische Bildung als die unverrückbare Grundlage seines ganzen geistigen Lebens verleugnet. Geradezu erstaunlich ist es, zu sehen, wie fest er allezeit darin wurzelte, wie geläufig ihm die mit und in ihr gewonnenen Anschauungen blieben, welch reichen Schatz von Lesefrüchten aus den während der Schuljahre studierten klassischen Autoren er stets bereit hatte und wie sehr ihm auch im Alter noch der klare, knappe und streng sachliche Geist der lateinischen Sprache vertraut war. Unsere modernen Sprachreiniger werden ein gewisses Unbehagen kaum unterdrücken können, wenn sie einmal einigermaßen erschöpfend zusammengestellt sehen, mit welcher Fülle von Entlehnungen aus dem Latei=

nischen namentlich Bismarcks Reden durchsetzt sind, und zwar nicht bloß eigentlichen Citaten, Sentenzen und geflügelten Worten, sondern auch Ausdrücken und Wendungen, für die entsprechende gute deutsche reichlich zur Verfügung gestanden hätten, die also doch wohl nach seiner Meinung das, was er sagen wollte, kürzer und deutlicher gaben oder aber unter der fremdsprachlichen Hülle eine Spitze einigermaßen verschwinden ließen, die das zumeist entsprechende deutsche Wort für den einen oder den andern seiner Hörer hätte enthalten können. Und doch entspricht auch das nur der strengen Logik und dem rücksichtslos realistischen Denken des Schöpfers der deutschen Einheit, der überall das dem verfolgten Zweck angemessenste Mittel gebraucht, daß er — bekantlich ein ausgesprochener Gegner der lateinischen Schrift — sich unbedenklich, ja mit einer gewissen Vorliebe der lateinischen Sprache bediente, wenn er darin seinen Gedanken schärfer und verständlicher und unter möglichstem Ausschluß von Mißdeutungen Ausdruck geben konnte. Außerdem waren ihm von seiner Beschäftigung an dem grünen Tisch einer preußischen Provinzialregierung, so kurz sie gewesen war, manche von den da üblichen kanzlei- und aktentechnischen lateinischen Floskeln im Gedächtnis geblieben, welche der Kürze halber anzuwenden auch dieser ausgesprochene Gegner alles Bureaukratischen für erlaubt hielt.

Viel weniger innig als zu der Sprache des alten Roms, die obenein ja in einigen den Staatsmann immer wieder beschäftigenden Gebieten noch bis in unsere Tage ein langes Nachleben geführt hat, war Bismarcks Verhältnis zu der der Hellenen. Wie es so vielen auch philologisch begabten Schülern geht, blieb ihm das Geheimnis des Griechischen, dessen unendlicher Formenreichtum die grammatische Anpassung an die feinsten Nüancen des Gedankens ermöglicht

und daher an das jugendliche Verständnis hohe Anforderungen stellt, einigermaßen verschlossen. Deshalb hat er von dorther für seine allgemeine Bildung nicht entfernt so reichen Gewinn gezogen wie aus der Beschäftigung mit der Sprache und der Literatur der Römer, deren geistiger Eigenart er sich verwandter fühlen durfte. So begegnen wir denn auch Beziehungen nach dieser Seite hin bei ihm entsprechend selten.

Als ein gewissermaßen logischer Terminus ist κατ᾽ ἐξοχήν[1]) anzusehen. Entsprechend dem Sinn, in dem es zuerst Aristoteles gebraucht hat zur Bezeichnung des falschen Grundgedankens, aus dem der falsche Satz mit Notwendigkeit folgen muß,[2]) bediente sich Bismarck des Ausdrucks πρῶτον ψεῦδος zur Bezeichnung von Grundirrtum, Grundfehler, wenn er meint,[3]) die Opposition erkenne dasselbe darin, daß er nach zweiundzwanzig Jahren noch immer Minister sei, oder wenn er auf die Schwierigkeit hinweist, die es macht, bei einer politischen Verwicklung das πρῶτον ψεῦδος aufzufinden, das heißt zu zeigen, wo der falsche Weg, der eingeschlagen ist, sich von dem richtigen trennt, der hätte eingeschlagen werden müssen. So spricht er auch einmal[4]) von dem πρῶτον ψεῦδος der Maigesetzgebung. Es liege, meint er, darin, daß versucht worden sei von seiten des Staates auf den Priester Einfluß zu üben, denn dadurch habe sich die Bureaukratie mit den kirchlichen Vorgesetzten bis zum Papste hinauf in eine Konkurrenz eingelassen, die den ganzen Bestrebungen des Staates etwas Ärgerliches, Verbitterndes gegeben habe. Von demselben Standpunkte aus urteilt er ein anderes Mal[5]) in bezug auf die von Preußen 1786—1806 und von 1842—1862 versäumten

[1]) Politische Reden X, 14, 22, 23, 60. [2]) Büchmann 399, 400.
[3]) Politische Reden X, 204. [4]) Ebd. XII, 87.
[5]) Gedanken und Erinnerungen I, 78.

Gelegenheiten und die Verteilung der Verantwortlichkeit dafür, die Ausschüttung der Archive und die Denkwürdigkeiten Mithandelnder und Mitwissender hätten fünfzig bis hundert Jahre später die öffentliche Meinung in den Stand gesetzt für die einzelnen Mißgriffe „die Gabelung auf den unrichtigen Weg" zu erkennen.

Auf eine Erinnerung an die griechischen Schulstudien greift Bismarck zurück, wenn er bei Auseinandersetzung der Grundverschiedenheit zwischen der katholischen Kirche, die durchaus auf dem Klerus beruhe, und der evangelischen, deren Trägerin die Gemeinde sei,[1]) mit der Frage argumentiert: „Was heißt denn ἐκκλησία anderes als Volksversammlung? was heißt ἐκκλησιάζειν? zur Volksversammlung reden. Ich ekklesiastiziere in diesem Augenblick im alten griechischen Sinn des Wortes." Den ihm wohlbekannten Spruch am Eingang zum Tempel des Apollo in Delphi dagegen führt er in einer Ansprache an den Bayerischen Volksschullehrerverein zu Kissingen (11. August 1893) wohl mit Rücksicht auf seine des Griechischen nicht kundigen Hörer in der deutschen Fassung an: „Erkenne dich selbst."[2])

Lebhafter erhielt sich bei Bismarck von der Lektüre der griechischen Dichter her die Erinnerung an hervorragende Gestalten und Szenen aus der griechischen Götter- und Heldensage, zumal diese ja auch von den ihm geläufigeren römischen Dichtern vielfach behandelt ist. Eingedenk des Mythos von Kronos oder Saturn, nach dem dieser aus Sorge um die eigene Herrschaft seine Kinder verzehrt, spricht er von der „Saturnischen Politik" seines ehemaligen Kollegen Delbrück[3]) und weist den ihm gemachten Vorwurf zurück, daß er die Kirchengesetzgebung durch die von ihm vertretene

[1]) Polit. Reden XII, S. 376. [2]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 291.
[3]) Politische Reden VIII, S. 191.

Revision teilweise verzehre „wie der heidnische Gott Saturn seine eigenen Kinder".[1]) Ein anderes Mal spricht er von der kleinen „Pandorabüchse", aus der das Zentrum „nach rechts und links hin alle möglichen Übel ausstreue",[2]) und im April 1887 nennt er den Antrag von Hammerstein einen „Erisapfel", durch den sehr zur unrechten Zeit die Aussicht auf Herstellung des Friedens zwischen der Regierung einerseits und der Mehrheit ihrer katholischen Untertanen und der päpstlichen Kurie andererseits in Frage gestellt werde.[3]) Im Bewußtsein des von ihm durchmessenen eigenartigen Entwicklungsganges lehnt er es ab, mit der aus dem Haupte Jupiters entsprungenen Minerva verglichen zu werden.[4]) Auch hat er Bedenken gegen die praktische Brauchbarkeit von Systemen, die wie jene Göttin fertig aus dem Haupte ihres Urhebers entspringen.[5]) Den gewaltigen, dann aber so schnell kläglich endenden Anlauf, den die preußische Politik im März 1848 in der deutschen Frage genommen hatte, nennt er nach der griechischen Mythe treffend einen „Phaetonischen Flug".[6]) Der Sage von Jason entlehnt er das Bild von der Aussaat von Drachenzähnen, aus denen geharnischte Männer emporwachsen: Das sei 1813 und 1870 namentlich auch in Deutschland geschehen, doch könne auch hier noch immer durch ein dazwischen geworfenes Steinchen der Medea unter den so entstandenen Helden mit Leichtigkeit Zwietracht erzeugt werden.[7])

Auch sonst greift Bismarck in seinen Bildern auf den altgriechischen Sagenkreis zurück. Trotz des Widerstrebens der Volksvertretung Kolonien künstlich ins Leben rufen zu wollen will ihm wie eine „Danaidenarbeit" erscheinen,[8])

---

[1]) Politische Reden XII, S. 315. [2]) Ebd. X, S. 311.
[3]) Ebd. XII, S. 395. [4]) Ebd. VII, S. 40. Vgl. 221. [5]) Ebd. XI, S. 52.
[6]) Ebd. I, S. 47. [7]) Ebd. XI, S. 64, 205, 309. [8]) Ebd. XI, S. 53.

und bei der Erörterung über das Tabaksmonopol freut er sich durch die prinzipiell ablehnende Haltung der Reichstagsmehrheit einer „Sisyphusarbeit“ überhoben zu sein, die seinen Jahren und seiner Gesundheit zwecklos allzu schweres zugemutet haben würde.[1] In der Durchführung der Steuerreform einschließlich der Zollreform erblickt er eine „Herkulesarbeit“, während über durchgreifende große Reformen im Ministerium Einheit herzustellen ihm gar als eine solche erscheinen will, „für die eine ganze Kompagnie von Herkulessen nicht ausreichend wäre“.[2] Demselben antiken Gedankenkreise entlehnt er das wiederholt gebrauchte Bild von dem durch Herkules überwundenen Riesen Antäus, der aus der Berührung mit dem Erdboden immer neue Kraft sog und so lange sie ihm blieb, unüberwindlich war.[3] Einen ähnlichen Prozeß will er 1878 durch die Auflösung des Reichstages herbeizuführen beabsichtigt haben, um die Abgeordneten wieder in die sie von neuem kräftigende Berührung mit dem sie wählenden Volke zu bringen.[4] Und gewiß durfte Bismarck sich unter dem Druck der ungeheuren Arbeitslast, die ihm von der Geschichte auferlegt war, gewissermaßen als einen neuen Herkules fühlen. Daraus erklärt sich wohl seine besondere Sympathie für den Sagenkreis, in dessen Mittelpunkt dieser griechische Heros steht, und die Vorliebe, mit der er gerade von dorther Bilder und Vergleiche entlehnt. Bereits im September 1849 spricht er von dem „Nessusgewand“ der französischen Staatslehre, das man dem gesunden Körper Preußens anziehen wolle,[5] und im November eifert er dagegen, daß man die heterogensten [Gegen]stände auf eine und dieselbe Weise zu lösen versuche, in-

[1]) Politische Reden IX, S. 331. [2]) Ebd. VI, S. 303.
[3]) Ebd. VI, S. 21; VII, S. 54, 293. [4]) Ebd. VII, S. 293.
[5]) Ebd. I, S. 125.

dem man sie auf ein und dasselbe „Prokustesbette" werfe.[1]) Wie scherzend kommt die Erinnerung an die ihm einst gestellten herkulischen Aufgaben, die ihm eigenen herkulischen Kräfte und die sich gelegentlich in ihm regenden herkulischen Gelüste zum Ausdruck, wenn er im Kreise seiner parlamentarischen Gäste die Äußerung tut, er habe keine Lust mehr auf eine schlechte Hasenjagd, dazu sei er zu müde: wenn es aber einen großen und mächtigen Eber, etwa einen erymanthischen, zu erlegen gelte, dann würde er sich wohl noch einmal etwas zumuten.[2])

Hatte Bismarck auch die unmittelbare Fühlung mit der Literatur des alten Griechenland, von deren unvergleichlichem Wert für die Bildung der Menschheit er tief durchdrungen war,[3]) begreiflicherweise ziemlich früh verloren und dachte er gelegentlich wohl gar mit einem gewissen Unmut zurück an die Opfer an Zeit und Kraft, die er der Bewältigung der griechischen Grammatik hatte bringen müssen, so hafteten doch noch mit frischer Lebendigkeit in seinem Gedächtnis die Heldengestalten aus der Ilias und der Odyssee. Freilich bewahrt er auch ihnen gegenüber die Unabhängigkeit der Auffassung und die Selbständigkeit des Urteils, die ihm frühzeitig eigen waren und allezeit für ihn charakteristisch blieben. Schon auf dem Gymnasium, bemerkt er in einem Briefe an Gerlach,[4]) habe er ein Unbehagen empfunden beim Lesen der Schimpfreden, welche vor dem Beginn ihrer Kämpfe zwischen den von ihm sonst so verehrten homerischen Helden gewechselt werden. Als den Anfang des uralten Kampfes um die Macht zwischen Königtum und Priestertum betrachtet er origineller Weise den Konflikt, in den zu Aulis

[1]) Politische Reden I, S. 173.

[2]) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, S. 71.

[3]) Vgl. S. 16. [4]) Briefe an Gerlach S. 55.

vor der Abfahrt nach Troja Agamemnon mit Kolchas und den übrigen Sehern geriet und der ihn seine Tochter kostete.[1]) Im Laufe der Verhandlungen über die Unfallversicherung meint er scherzend, man habe sich um den „armen Mann" gerissen „wie um die Leiche des Patroklus", indem Herr Lasker ihn an dem einen Ende gefaßt, er selbst aber ihn diesem nach Möglichkeit zu entreißen gesucht habe.[2]) Von dem gleichen Kreise klassischer Reminiszenzen ausgehend erklärt er, er verdenke es einer parlamentarischen Mehrheit nicht, wenn sie in jeder Vorlage der Bundesregierungen, die große nationale Ziele verfolge, gewissermaßen „ein trojanisches Pferd" vermute, in dessen Innern eine Anzahl Gewappneter gegen die Burg der gesamten Gesetzgebung Ilions eingeführt werden sollte.[3]) Wenn er das so häufig gebrauchte Bild von Scylla und Charybdis auch seinerseits öfter anwendet,[4]) — er spricht schon am 24. Oktober 1849 von „der Scylla eines wohltuenden Säbelregiments und der Charybdis der Jakobinerherrschaft, zwischen denen die preußische Verfassung mit Hülfe einer erblichen Pairie wohl am ersten glücklich hindurchzusegeln hoffen dürfe" —[5]) so braucht man allerdings nicht anzunehmen, daß er sich dabei des Zurückgreifens auf den odysseeischen Sagenkreis bewußt gewesen sei. Wohl aber ist das der Fall, wenn er sich gegen die Vorwürfe Virchows, daß er mit der Revision der Maigesetze sein eigenes Werk wiederum vernichte, mit der Bemerkung verteidigt, er treibe durchaus nicht „das Gewerbe der Penelope", welche das im Laufe des Tages vollendete Gewebe nachts wieder heimlich auflöste,[6]) wie er in ähnlicher Art schon früher einmal mit Bezug auf die

[1]) Politische Reden V, S. 384. Vgl. Keyserling II, S. 22.
[2]) Polit. Reden IX, S. 31. [3]) Ebd. IV, S. 337.
[4]) Ebd. X, S. 436; XII, 236. [5]) Ebd. I, S. 151. [6]) Ebd. XII, S. 385.

zwecklose Tätigkeit der Frankfurter Versammlung schrieb, er müsse artig zu Hause sitzen und „Penelope spielen".[1]) Ebenfalls homerische Reminiszenzen liegen vor, wenn er der „Existenz auf der Basis der Spartaner" die im allgemeinen bequemere auf der „Basis der Phäaken" entgegensetzt,[2]) wobei er letztere als Erbteil kleinstaatlicher Verhältnisse in Anspruch nimmt, welche eine allen Leistungen abgeneigte Trägheit erzeugen.

So kehrt Bismarck im Laufe des parlamentarischen Redekampfes immer wieder unwillkürlich zurück in den Gedankenkreis, in dem er sich während seiner Schulzeit durch eifrige Lektüre der homerischen Dichtungen heimisch gemacht hatte und der daher auch ohne Anregung von anderer Seite ganz ungesucht immer wieder vor seinem geistigen Auge sich auftat. Mit den Komödien des Aristophanes dagegen ist er, in dem griechischen Original wenigstens, sicherlich nicht bekannt geworden. Vielleicht hat er sie in der meisterhaften Übersetzung des geistvollen Johann Gustav Droysen kennen gelernt, obgleich, wenn er einmal von „Wolkenkukuksheim" spricht,[3]) ihm dabei möglicherweise auch nur das humoristische Genrebild vorschwebt, das 1859 unter diesem Titel in Frankfurt am Main erschien.[4])

Sehr viel ergiebiger ist eine Durchsicht der Bismarckschen Briefe, Reden und sonstigen Äußerungen in bezug auf sein Verhältnis zu den klassischen römischen Autoren und der lateinischen Sprache. Ist es nicht ebenso bezeichnend für des großen Staatsmannes geistiges Grundwesen, wie für den Geist, der in der Sprache des alten Roms zum Ausdruck kommt, daß kaum noch ein anderer deutscher Autor neuerer Zeit wird nachgewiesen werden können, der im

[1]) Briefe an Gerlach S. 97. [2]) Politische Reden II, S. 356.
[3]) Ebd. IX, S. 238. [4]) Büchmann S. 395.

Suchen nach einem angemessenen Ausdruck für die ihm zuströmende Fülle der Gedanken, um die ihm augenblicklich besonders wichtigen feineren Momente zu bezeichnen, so häufig, man möchte fast sagen, so gewohnheitsmäßig statt des deutschen den lateinischen Ausdruck als den treffenderen und präziseren angewandt hätte? Dabei handelt es sich keineswegs bloß um Ausdrücke, die dem Gebiete des Schul- und Kanzleilateins angehören, oder um solche, die seit langer Zeit zu dem eisernen Bestande unserer wissenschaftlichen Terminologie gehören und zum Teil noch als ein Erbteil von der Scholastik her angesehen werden dürfen. In dem Streben nach einer Bestimmtheit des Ausdrucks, die jede Mißdeutung ausschließt, zieht Bismarck den lateinischen dem deutschen auch da vor, wo der Gebrauch des letzteren die Gefahr, die er vermeiden will, noch keineswegs mit sich gebracht haben würde. Dahin gehören Worte wie funditus,[1]) implicite,[2]) gradatim,[3]) obiter,[4]) promiscue[5]) und furtim,[6]) welches letzte Wort er vielleicht anwendet, weil es einen gewissen Nebensinn hat, der sich deutsch ohne eine gewisse verletzende Spitze gegen seine politischen Widersacher kaum hätte geben lassen, wenn er der Fortschrittspartei vorwirft, sie sei, des Kulturkampfes satt, teils furtim, teils mit fliegenden Fahnen in das Lager des Zentrums übergegangen. Hierher gehören ferner utiliter,[7]) nuperrime,[8]) novissimum[9],) dann ferner Ausdrücke wie ex post,[10]) ex nexu,[11]) in peius,[12]) in discrimine,[13]) in natura,[14]) in specie,[15])

---

[1]) Politische Reden IX, S. 202. [2]) Ebd. VIII, S. 351.
[3]) Ebd. VIII, S. 60. [4]) Ebd. S. 494. [5]) Ebd. XII, S. 596.
[6]) Ebd. XII, S. 316. [7]) Ebd. X, S. 102. [8]) Ebd. X, S. 351.
[9]) Ebd. XI, S. 135. [10]) Ebd. X, S. 32, 308. [11]) Ebd. X, S. 400.
[12]) Ebd. VI, S. 12. [13]) Ebd. VIII, S. 174. [14]) Ebd. VIII, S. 153.
[15]) Ebd. VIII, S. 27, 349.

in concreto,[1]) ex propriis,[2]) und das steuertechnische ad valorem.[3]) Ferner werden hierher zu rechnen sein hiatus,[4]) lapsus calami[5]) und lapsus linguae[6]) und summa diligentia, die er versprechen könne,[7]) und die ironische Wendung von dem „Bedürfnis der Regierungen diligentiam zu prästieren, um ihre Verantwortlichkeit freizustellen".[8])

Dem Gebiete des eigentlichen Schullatein würden Wendungen zugewiesen werden dürfen wie thema probandum[9]) und ad absurdum führen,[10]) wie denn auch bei Bismarck gelegentlich der „alte lateinische Schulsatz" figuriert: „Repetitio est mater studiorum,[11]) ebenso wie das bekannte: „Exceptio firmat regulam".[12]) Auch die Formel der Chrie, die ehemals in den oberen Gymnasialklassen soviel für deutsche Aufsätze verwertet wurde, ist ihm von daher noch geläufig geblieben: „Cur, quando, quomodo, quibus auxiliis"[13]) oder auch: „Quid et ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando".[14]) Mehrfach spricht er von einer terra incognita,[15]) der man sich bei der Vorbereitung gesetzgeberischer Maßregeln gegenüber befinde. Weil der Ausdruck bei den Römern eine sozusagen technisch politische Bedeutung gehabt und daher des üblen Nebensinns entbehrt hat, den man in dem entsprechenden deutschen unter Umständen möglicherweise finden könnte, bezeichnet er Minoritäten als leicht novarum rerum cupidae[16]) und spricht von dem Geschrei der rerum novarum cupidi.[17])

---

[1]) Polit. Reden VIII, S. 13. [2]) Ebd. VIII, S. 39. [3]) Ebd. VIII, S. 26.
[4]) Ebd. IX, S. 35. [5]) Ebd. VII. S. 268. [6]) Ebd. VI, S. 102, 283.
[7]) Ebd. III, S. 320. [8]) Ebd. VII, S. 384; IX, S. 424.
[9]) Ebd. X, S. 350. [10]) Ebd. VIII, S. 26, 400. [11]) Ebd. VI, S. 38.
[12]) Ebd. VII, S. 225. [13]) Ebd. Briefe an Gerlach S. 296.
[14]) Gedanken u. Erinnerungen, Anhang II, S. 155.
[15]) Polit. Reden X, S. 37, 42, 55. [16]) Ebd. X, S. 412.
[17]) Gedanken u. Erinnerungen I, S. 61.

Andere lateinische Worte und Wendungen, für die es ebenso gut bezeichnende deutsche gibt, entlehnt Bismarck dem Sprachgebrauch der Kanzleien. Er spricht von einem responsum des Reichstages,[1]) von einer aus freier Hand und brevi manu nicht herbeizuführenden Entscheidung,[2]) von einer Abweisung a limine,[3]) von einem ante lineam, — d. h. obendrein, abgesehen von den anderen Steuern — die Steuerzahler Belastenden[4]) und nennt den Bundeskanzler mit der Ausführung eines Gesetzes noch in mora befindlich.[5]) Primo loco[6]) gebraucht er ebenso wie prima facie[7]) im Sinne von „auf den ersten Blick" und entlehnt der militärischen Terminologie des siebenzehnten Jahrhunderts die Wendung von „einem Beamten, der von der prima plana" ist,[8]) d. h. zum Stabe gehört und nicht, wie zur Zeit der geworbenen Armeen die Subalternoffiziere und die Gemeinen, erst im Bedarfsfalle zur Ergänzung des vorhandenen Stammes durch Werbung beschafft werden muß. Echtes Kanzleilatein sind Wendungen wie proprio motu,[9]) ex concluso collegii,[10]) ad separatum,[11]) meo voto,[12]) copia vidimata oder copie figurée,[13]) in fidem und de credulitate,[14]) Berichte ad Regem[15]) und nomine Regis[16]) sowie ad faciendum.[17]) Ebendahin können auch gerechnet werden Wendungen wie mutatis mutandis,[18]) rebus sic stantibus,[19]) expressis verbis[20]) und

---

1) Polit. Reden VIII, S. 352.
2) Ebd. IV, S. 77. 3) Ebd. XI, S. 95. 4) Ebd. IX, S. 394.
5) Ebd. IV, S. 31. 6) Ebd. V, S. 327.
7) Ebd. IV, S. 53, 342, Polit. Briefe III, S. 100.
8) Polit. Reden X, S. 419. 9) Ebd. IV, S. 382. 10) Ebd. VII, S. 59.
11) Ebd. X, S. 35. 12) Ebd. X, S. 37. 13) Ebd. X, S. 16.
14) Ebd. X, S. 326. 15) Gedanken und Erinnerungen I, S. 4.
16) Polit. Reden VIII, S. 290. 17) Ebd. X, S. 267; Dehn S. 541.
18) Polit. Reden VI, S. 294. 19) Ebd. IV, S. 321. 20) Ebd. S. 115.

ceteris paribus.[1]) Verwandt mit dem Kanzleilatein, insofern sie wenigstens zum Teil den technischen Ausdrücken der Verwaltungsbehörden älterer Zeit werden zugezählt werden dürfen, erscheinen Wendungen wie ipso jure,[2]) toto die, dessen er sich ganz besonders häufig bedient,[3]) dann ferner alterum tantum im Sinne von das doppelte,[4]) fundus instructus,[5]) publici juris,[6]) uno actu,[7]) res domestica,[8]) ob causas civiles et politicas,[9]) modus vivendi[10]) und in perpetuam rei memoriam.[11]) Endlich seien hier noch angeführt die von ihm statt der entsprechenden deutschen gebrauchten Ausdrücke non liquet[12]) und luce clarius[13]) und endlich die auf das humanistische Zeitalter zurückgehende Formel de rebus omnibus et quibusdam aliis.[14])

Mit dem juristischen Studium hat es Bismarck, wie wir von ihm selbst wissen, während seiner Universitätszeit nichts weniger als genau genommen und nach dem glücklichen Bestehen der Auskultatorprüfung, bei der demnach allerdings von den Kandidaten damals wirklich erschreckend wenig verlangt worden sein muß, humoristisch dem Ärger darüber Ausdruck gegeben, daß er in der einen Woche, die er der Vorbereitung darauf gewidmet hatte, viel zu viel gelernt, d. h. Dinge getrieben habe, nach denen ihn niemand fragte. Eigentlich juristische Gelehrsamkeit ist ihm denn auch allezeit fremd geblieben, ja er hat eine gewisse Antipathie gegen sie und ihre Vertreter niemals ganz überwinden können. Er meinte geradezu, ihre dogmatischen

---

1) Polit. Reden S. 307. 2) Ebd. X, S. 247; VI, S. 14.
3) Ebd. II, S. 191; VI, S. 413; VII, S. 56; IX, S. 13, 329, 352, 393.
4) Ebd. XII, S. 195. 5) XII, S. 120. 6) Ebd. S. 385.
7) Ebd. X, S. 31. 8) Ebd. VII, S. 171. 9) Ebd. XII, S. 484.
10) Ebd. V. S. 387, 391. 11) Ebd. IX, S. 377. 12) Ebd. VI, S. 176.
13) Ebd. X, S. 137. 14) Ebd. I, S. 105; X, 301. Vgl. Büchmann 482.

Neigungen und die Vorliebe für Ausbildung eines streng logisch gegliederten Systems hinderten die Berufsjuristen häufig dem praktischen Leben unbefangen entgegenzutreten und seinen Anforderungen praktisch gerecht zu werden. Für die heillose Zuspitzung des Konfliktes zwischen Regierung und Volksvertretung, zu dem die eigentlich von allen Seiten als sachlich notwendig anerkannte und nachher auch so glänzend bewährte Heeresreorganisation in Preußen den Anlaß gab, machte er bekanntlich — und in gewisser Hinsicht nicht ganz mit Unrecht — den Einfluß verantwortlich, den die im Abgeordnetenhaus verhältnismäßig stark vertretenen Kreisrichter und überhaupt Berufsjuristen auf die Verhandlungen und weiterhin auf die Wahlkörper ausübten. Ähnlich hat er später seinem Kollegen, dem Kultusminister Falk, und dessen gelehrten juristischen Mitarbeitern und Beratern die Fehler der Kulturkampfgesetzgebung schuld gegeben: der Bau der Maigesetze schien ihm schließlich zu sehr nach juristischen Theorien konstruiert und zu wenig den geschichtlich gewordenen Verhältnissen angepaßt, mit denen als gegebenen doch nun einmal gerechnet werden müsse. Dem entsprechend hat er sich in rein juristischen Fragen eines Urteils auch sonst möglichst enthalten und sie den Fachmännern überlassen, die da allein kompetent, dann aber auch verantwortlich sein sollten. Daher geht das, was sich bei ihm an Beweisen von juristischer Bildung findet, nicht hinaus über eine Anzahl technischer Ausdrücke und gewisser, zum Teil zu Rechtssprichwörtern gewordenen Sätze und Regeln aus dem römischen Recht. Er spricht wohl de lege ferenda,[1] von einer lex imperfecta[2] und einer res integra,[3] hat noch eine Vorstellung von der Bedeutung,

[1] Polit. Reden X, S. 261. [2] Ebd. XII, S. 323.
[3] Ebd. VIII, S. 264.

welche das römische Recht dem von jeder fremden Hausgewalt unabhängigen pater familias einräumt,[1]) und kennt den Begriff des peculium[2]) als den des unantastbaren Eigentums sowie den des tempus utile,[3]) womit im Gegensatz zu dem tempus continuum der Zeitraum bezeichnet wird, bei dessen Berechnung billigerweise die Zeitteile nicht in Ansatz gebracht werden, die man an der gerichtlichen Geltendmachung seines Rechts gehindert war. Er benutzt in der Argumentation den Gegensatz zwischen cum beneficio inventarii[4]) und sine beneficio inventarii[5]) und hält irgend eine facultas substituendi, irgend eine Möglichkeit, sich einen Vertreter zu bestellen, für den Kanzler des Norddeutschen Bundes unter allen Umständen für wünschenswert.[6]) Er hofft, die durch sein Einschreiten gegen den Aufstand Arabi-Beys in Ägypten gewonnene Stellung werde England benützen, um als negotiorum gestor, d. h. als unbeauftragter, freiwilliger Vertreter der europäischen Interessen die Ordnung in den ägyptischen Finanzen aufrechtzuerhalten.[7]) Er spricht von einer lis pendens[8]) und einem pactum de contrahendo[9]) sowie von einer culpa lata, einer groben Fahrlässigkeit, die bei obligatorischen Verhältnissen den strafbaren dolus nahesteht.[10]) Erinnerungen aus der römischen Rechtsgeschichte sind Ausdrücke wie capitis deminutio für die Schmälerung der bürgerlichen Rechtsfähigkeit[11]) und, glebae adscriptus für den an die Scholle Gebundenen[12])

---

[1]) Ebd. VII, S. 138; IX, S. 241. [2]) Ebd. IX, S. 20, 31.
[3]) Ebd. VII, S. 91, 184, 223. [4]) Ebd. VII, S. 295.
[5]) Ebd. VIII, S. 275. [6]) Ebd. III, S. 261.
[7]) Briefe an Gerlach S. 214. Ebd. XI, S. 63.
[8]) Briefe an Gerlach S. 371. [9]) Ebd. S. 148.
[10]) Polit. Reden IX, S. 31. [11]) Ebd. III, S. 238.
[12]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 182.

und meint, capite census zu sein drücke den Bürger.[1]) Ebendahin gehört es, wenn er einmal erklärt, werde ein höherer Beamter zur Disposition gestellt, so sei damit keineswegs eine levis nota verbunden.[2]) Auch den Terminus beati possidentes[3]) wird man hierher rechnen können, obgleich sein römisch rechtlicher Ursprung nicht sicher nachzuweisen ist.[4]) Ebenso steht es mit privilegium odiosum[5]) und societas leonina,[6]) womit im Anschluß an die bekannte Fabel des Aesop vom Löwen und dem Esel die römischen Rechtsgelehrten einen Vertrag bezeichneten, bei dem aller Gewinn dem einen Teil zufällt, der andere aber allen Nachteil auf sich zu nehmen hat.[7]) Aus dem gleichen Gedankenkreise stammt die Anwendung des Satzes „ignorantia legis schadet"[8]) auf diejenigen Fremden, die ohne Kenntnis der dort geltenden Gesetze in Rußland verkehren. Eigentlich freilich lautet er: „juris ignorantiam (im Gegensatz zur ignorantia facti) cuique nocere regula est".[9]) Auch ex bono et aequo[10]) ist römisch-rechtlichen Ursprungs.

Durchaus geläufig waren Bismarck natürlich die Rechtssprichwörter, die auch in nicht juristischen Kreisen gang und gäbe sind. Bereits der Braut gegenüber beruft er sich einmal auf das „sogar in der argwöhnischen Justiz geltende Sprichwort: Quivis bonus habetur, donec malus probetur".[11]) Ähnlich verwertet er gelegentlich das „Audiatur et altera

---

1) Polit. Reden VIII, S. 234.
2) Ebd. VI, S. 21; IX, S. 158. 3) Ebd. IX, S. 70.
4) Vgl. Büchmann a. a. O. S. 391. 5) Polit. Reden II, S. 411.
6) Ebd. I, S. 110. 7) Büchmann S. 382. 8) Polit. Reden III, S. 135.
9) Vgl. Heumann, Wörterbuch zu den Quellen des römischen Rechts, 7. Aufl., s. v.
10) Polit. Reden VIII, S. 95.
11) Briefe an die Braut u. Gattin S. 33.

pars“[1]) und in deutscher Fassung den Satz: „Wohltaten dürfen nicht obtrudiert werden“,[2]) sowie begreiflicherweise öfter „Ultra posse nemo obligatur[3]) oder tenetur“[4]) und „Volenti non fit injuria“[5]) und spricht auch von einer „do ut des Politik“.[6]) Hierher gehört endlich der juristische Erfahrungssatz von dem „tertius gaudens“ oder den „tertii gaudentes duobus litigantibus“[7]) und das ciceronianische „Summum jus summa injuria“.[8])

Wenn er sich aber einmal auf das „qui tacet, consentire videtur“ beruft,[9]) so wird er wohl kaum gewußt haben, daß es auf die Autorität Papst Bonifaz' VIII. zurückgeht,[10]) und vielleicht hat er auch mit dem Gebrauch des Ausdrucks advocatus diaboli[11]) nur unwissentlich das Gebiet des kanonischen Rechtes betreten. Diesem entlehnt er den zunächst im uneigentlichen Sinn gebrauchten Ausdruck von einer Appellation a male informato ad melius informandum (nämlich papam),[12]) den er dann im Beginn des Kulturkampfes auch in seiner wörtlichen Bedeutung anzuwenden Anlaß hatte. Dieser hat begreiflicherweise seinen Sprachschatz an sozusagen technischen Ausdrücken des Kirchenrechts auch sonst bereichert, wie z. B. tolerari posse,[13]) das er auch in übertragenem Sinn zur Bezeichnung der Ansicht gebraucht, welche die Haltung des Auslands gegenüber der neu geschaffenen Macht Deutsch-

1) Polit. Reden VII, S. 65. 2) Ebd. I, S. 141.
3) Ebd. II, S. 31; IV, S. 253. 4) Ebd. VII, S. 18.
5) Ebd. XI, S. 214.
6) Ebd. X, S. 292, 295, 296, 413. Vgl. Büchmann S. 618, 19.
7) Polit. Reden XII, S. 78, 84, 399.
8) Polit. Reden I, S. 30. Vgl. Cicero de officiis I, S. 10.
9) Polit. Reden VI, S. 159. 10) Büchmann S. 480.
11) Polit. Reden VI, S. 202. 12) Ebd. I, S. 166; VI, S. 400.
13) Ebd. VIII, S. 292; XI, S. 420; XII, S. 29, 420.

lands bestimmt,[1]) und ad audiendum verbum (nämlich des Papstes) seitens der nach Rom beschiedenen Prälaten, mit denen er sich vergleicht infolge des an ihn gerichteten Verlangens, den Verhandlungen der Reichstagskommissionen beizuwohnen.[2]) In ähnlich übertragenem Sinne braucht er die Bezeichnung „ex cathedra ergangen" von einer ohne die sichere Grundlage ausreichender Erfahrungen vom grünen Tisch aus getroffenen Bestimmung, welche durch die nachträglich gemachten Erfahrungen korrigiert wird, und wendet das Attribut „in partibus infidelium" an auf einen Diplomaten, der nicht in eigentlich offizieller Form beglaubigt ist und dessen Erklärungen für seine Regierungen daher nicht ohne weiteres verbindlich sind.[3])

Übrigens hatte Bismarck schon längst, namentlich im Gegensatz zu dem Rundschauer der Kreuzzeitung, Ludwigs von Gerlach, dem Bruder des Generals, welcher aus seinen allen Hochkirchlichen eigenen Sympathien für die katholische Kirche kein Hehl machte, in der „ecclesia militans" einen „unzweifelhaften Feind" gesehen, „der Preußen bis auf die Existenz selbst als ketzerischen Mißbrauch bekämpfe",[4]) und sie als solcheu dem General gegenüber in einem leidenschaftlichen Erguß seiner gut protestantischen und gut preußischen Überzeugung mit unbarmherzigen Worten gekennzeichnet.[5]) Während des Kulturkampfes gebraucht er häufig Wendungen, die zur Zeit des vatikanischen Konzils und des Kampfes um die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit weithin in Aufnahme kamen, auch in einem anderen als dem ihnen eigentlich innewohnenden theologischen oder kirchen-

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen II, S. 176.

[2]) Polit. Reden X, S. 415. Vgl. oben S. 48.

[3]) Ebd. VII, S. 260.

[4]) Briefe an Gerlach S. 108. [5]) Ebd. S. 122.

rechtlichen Sinne. Er spricht in politischen Dingen von einem „sacrificum intellectus“[1]) und erklärt gegenüber dem ablehnenden Votum des Reichstags auf eine von ihm vertretene Vorlage nicht ohne Ironie „laudabiliter me subjicio“.[2]) Wenn er zur Zeit, da der Kulturkampf am heftigsten entbrannte, dem Grafen Brühl mit schneidender Schärfe vorhält, die jesuitischen Lehren gipfelten in dem Satze: „Tyrannum occidere licet“,[3]) so darf dazu daran erinnert werden, daß dieser Satz bereits im Jahre 1407 nach der Ermordung des Herzogs Ludwig von Orleans, deren notorischer Urheber, sein persönlicher und politischer Gegner Johann von Burgund, eben um dieser Tat willen von den Parisern als Befreier gefeiert wurde, von dem französischen Geistlichen Jean Petit aufgestellt, ausführlich begründet und am 8. März 1408 in feierlicher Versammlung vor den Großen des französischen Reiches verteidigt worden ist, auch auf dem Konstanzer Konzil umständliche Verhandlungen veranlaßt hat. An die Auflösung der Gesellschaft Jesu durch Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 knüpft der von Bismarck gebrauchte Satz an: „Sint, ut sunt, aut non sint“,[4]) mit dem bekanntlich der damalige Ordensgeneral jede Reform des Ordens zurückgewiesen haben soll.

Des großen deutschen Staatsmannes Vorliebe für die scharfe Ausprägung des Gedankens im lateinischen Ausdruck und der reiche Besitz an Wendungen der Art, den er sich auf der Schule erworben und dann von verschiedenen Seiten her dauernd vermehrt hatte, offenbaren sich auch in dem häufigen Gebrauch lateinischer Wörter und Wendungen, die keinem besonderen Wissensgebiete eigentümlich zugehören und als echte geflügelte Worte unter den verschiedensten Um-

[1]) Polit. Reden XII, S. 344, 396. [2]) Ebd. XI, S. 92.
[3]) Ebd. VI, S. 265. [4]) Ebd. V, S. 233.

ständen angewandt werden können. Sind manche von ihnen überhaupt nicht sicher auf eine bestimmte Quelle zurückzuführen oder in der Erinnerung an ähnliche, die er einst gelesen und gehört hatte oder die ihm sonst zufällig aufgestoßen waren, vielleicht von ihm selbst erst in dem Augenblick, wo er sie brauchte, mit glücklichem Takt formuliert worden, so geben doch gerade sie namentlich seinen Reden gelegentlich ein ganz besonderes Gepräge und lassen uns stets von neuem erkennen, wie er von der humanistischen Grundlage seines Denkens nicht loskommen konnte, ja nicht loskommen wollte, vielmehr mit einer Art von Behagen immer wieder darauf zurückgriff. Er spricht von der „iners moles“ derer, die auch mit Zerren und Schieben zum Mittun bei der Reform der Reichsfinanzen nicht zu bewegen sind, obgleich sie dabei zu helfen berufen wären,[1]) meint scherzend, seiner wirtschaftlichen Bestrebungen wegen müßten ihn die Sozialdemokraten eigentlich als ein membrum praecipuum ansehen,[2]) behauptet, der Landwirt sei das corpus vile, an dem die Herren Städter experimentieren zu dürfen glauben,[3]) und erinnert sich, wie ihm als juristischem Neuling, als ganz grünem Auskultator, von einem unfähigen Rate die ersten Experimente in der Richterrolle in Ehescheidungssachen gleichsam wie in corpore vili zu machen überlassen worden sei.[4]) Auch Gerlach gegenüber gebraucht er die bekannte Wendung: „Fiat experimentum in corpore vili“.[5]) Von einer ihm unbekannt gebliebenen Verfügung, die Windthorsts Spürsinn in dem „Verordnungsblatt für Elsaß-Lothringen“ glücklich aufgestöbert hatte und ihm in der Debatte überraschend vorhielt,[6]) spricht er als einem

[1]) Ebd. VII, S. 30. [2]) X, S. 131. [3]) Ebd. X, S. 485.
[4]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 6.
[5]) Briefe an Gerlach S. 13. [6]) Polit. Reden VI, S. 30.

„novum repertum“. Nach dreiundzwanzigjähriger Erfahrung und „re bene gesta“ meint er ein maßgebendes Urteil beanspruchen zu können darüber, wie viele Beamte zu einer ordentlichen Geschäftsführung unentbehrlich sind.[1] Vielmehr als das neue Reich scheint ihm infolge des Sondergefühls der deutschen Stämme den Deutschen das Partikularstaatsbewußtsein „in succum et sanguinem“ übergegangen zu sein.[2] Die ihm vielfach nachgesagte Verbindung mit Ferdinand Lassalle verlacht er als eine jeder tatsächlichen Begründung entbehrende Erfindung „in usum einfältiger Leute“.[3] Was er 1867 von dem Einfluß der polnischen Geistlichkeit auf die Wahlen in Erfahrung gebracht hat, reicht hin, um „ex ungue leonem zu erkennen“.[4] Von einem glücklichen Zufall sowohl wie von einem Freundschaftsdienst spricht er lateinisch als einem cusus pro amico.[5] Er meint, in der Politik müsse man stets mit der vis major rechnen[6] und unterscheidet einen locus minoris resistentiae, der ebenfalls in Betracht gezogen werden müsse.[7] In besonders ernster Stunde, während des Konfliktes mit dem Kronprinzen, warnt er seinen mächtig erregten König eindringlich vor jedem Entschluß ab irato,[8] wie er auch weiß, daß in solcher Stimmung auf Herausforderungen gegebene Antworten den Ton der parlamentarischen Debatte zu vergiften geeignet sind.[9] Mit dem furor teutonicus, der nach seinen Beobachtungen auch in den Beratungen des Reichstags sich

---

[1] Politische Reden X, S. 328.
[2] Ebd. VI, S. 297. Vgl. Büchmann, S. 422.
[3] Polit. Reden VII, S. 256. [4] Ebd. III, S. 201.
[5] Ebd. VIII, S. 336; XI, S. 252.
[6] Gedanken und Erinnerungen I, S. 61.
[7] v. Poschinger, Ansprachen, S. 170. [8] Vgl. S. 49.
[9] Polit. Reden VII, S. 147.

gelegentlich betätigt, obgleich er da nicht am Platz und oft recht unbequem ist, hofft er, werde kein Feind wagen es aufzunehmen.[1])

Reminiszenzen an seine einstige lateinische Lektüre sind dann neben dem landläufigen „primus inter pares"[2]) die Aufschiebung einer Sache „ad kalendas graecas",[3]) der „deus ex machina",[4]) der Jupiter tonans[5]) und das ciceronianische „otium cum deginitate",[6]) sowie das taciteische sine ira et studio.[7]) Hierher wären ferner zu rechnen Ausdrücke wie das auf Livius zurückgehende periculum in mora,[8]) pretium affectionis,[9]) und wenn er spricht von dem punctum saliens,[10]) von einer curia posterior[11]) und einem argumentum ad hominem.[12]) Er gebraucht Wendungen wie per fas et nefas,[13]) bona fide[14]) und tabula rasa[15]) und spricht von der salus publica, deren Gesetz ihn beherrsche.[16]) Beschlüssen des Reichstags gegenüber, mögen sie seinen Vorlagen zustimmend ausfallen oder sie ablehnen, ist er ad utrumque paratus[17]) und will gewisse Dinge cum grano salis behandelt sehen.[18]) Wenn er sich des von der römischen Kurie so oft gebrauchten „non possumus" bedient,[19]) hat er gewiß von seiner möglichen Herleitung von einem biblischen

---

1) Polit. Reden XII, S. 472. Vgl. v. Poschinger, Ansprachen 191 u. Dehn 291.

2) Polit. Reden III, S. 251.

3) Ebd. I, S. 212; VI, S. 20, 315; XI, S. 169.

4) Ebd. VII, S. 379. 5) Gedanken und Erinnerungen I, S. 67.

6) Polit. Reden X, S. 248. 7) Ebd. VI, S. 132; IX, S. 37.

8) IV, S. 164. Vgl. Büchmann S. 452. 9) Ebd. VIII, S. 110.

10) Ebd. IV, S. 26, 272. 11) Ebd. XII, S. 87.

12) Ebd. VII, S. 250; VIII, S. 33. 13) Ebd. S. 1, 180.

14) Ebd. IV, S. 7. 15) Ebd. I, S. 157; II, S. 30, 35.

16) Ebd. VIII, S. 328; IX, S. 168. 17) Ebd. X, S. 408.

18) Ebd. X, S. 82. 19) Ebd. S. 302.

Ausdruck (Apostelgeschichte (4, V. 20) keine Kenntnis. Ebenso wird ihm das vielgebrauchte „viribus unitis“,[1]) welches Kaiser Franz Joseph von Österreich durch die „Allerhöchste Entschließung“ vom 12. Februar 1848 als Parole für die Zukunft seiner Staaten ausgab, seinem ersten Vorkommen nach vielleicht kaum gegenwärtig gewesen sein. Auch wird man zweifeln dürfen, ob der späterhin von ihm in den sozialpolitischen Debatten oft angewandte Ausdruck von der „misera plebs contribuens“[2]) wirklich auf die dafür angenommene ungarische Quelle zurückgeht[3]) oder nicht vielmehr mit seinen horazischen Erinnerungen in Verbindung zu bringen ist.[4])

Sehr groß ist die Zahl der Sentenzen, Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten in lateinischer Sprache und römischen Ursprungs, denen wir in Bismarcks Reden begegnen. Die Schlagfertigkeit, die er in ihrem Gebrauche beweist, und die Art, wie er ihnen im Flusse der Rede gelegentlich eine besondere Bedeutung unterlegt, die von der gewöhnlich damit verbundenen abweicht, legen Zeugnis ab von der außerordentlichen Sicherheit, mit der er auch dieses Gebiet beherrschte, soweit es von dem gerade behandelten Gegenstand entfernt zu sein scheint. Freilich wird ihm die Herkunft dieser so wirksam verwendeten Schlagworte im Augenblicke ihres Gebrauches nur ausnahmsweise gegenwärtig gewesen sein: für gewöhnlich greift er dabei in glücklicher Improvisation in den reichen Schatz der geflügelten Worte, welchen das deutsche Volk in der von ihm durchmessenen langen Schulung durch das römische Geistesleben aus dessen Denkmälern entnommen und sich zu eigen gemacht hat. So bezeichnet auch er einen möglicherweise

[1]) Polit. Reden IV, S. 210. [2]) Ebd. VI, S. 271.
[3]) Büchmann S. 492. [4]) Vgl. Horaz Satiren I, 8, 10.

drohenden Moment dringendster Gefahr mit „Hannibal ante portas“[1]) in der üblich gewordenen unrichtigen Form statt ad portas,[2]) und das hartnäckige Beharren bei einer Ansicht und deren immer erneutes Vorbringen auch bei unpassenden Gelegenheiten durch das katonische „ceterum censeo“.[3]) Als Heinrich von Gagern die Darlegung seiner abweichenden politischen Ansichten mit geringschätzigem Schweigen beantwortete und es für unter seiner Würde zu halten schien, sich auf eine Diskussion darüber einzulassen, erschien er Bismarck noch in der Erinnerung wie eine Verkörperung des „Roma locuta est“.[4]) Daß dies oft gebrauchte Schlagwort auf den Kirchenvater Augustinus zurückgeht,[5]) dürfte ihm dabei freilich nicht gegenwärtig gewesen sein. Den Kaiser Ferdinand I. (1550—1564) zugeschriebenen Wahlspruch: „Fiat justitia et pereat mundus“[6]) variiert er in einer bitteren Kritik der die öffentliche Wohlfahrt schädigenden politischen Verbissenheit der Parteien ironisch in den Ruf: „Vivat fractio, pereat mundus“.[7]) Das bekannte „variatio delectat[8]) (richtiger varietas delectat), wie römische Autoren ein Wort des Euripides gefaßt haben, gebraucht er gelegentlich auch in der freien deutschen Übersetzung: „Abwechslung ist die Seele des Lebens“.[9]) Das bekannte „bis dat, qui cito dat“[10]) wendet er so an, daß er sagt: „qui non cito dat“, der schädigt unsere ganze Volkswohlfahrt in hohem Grade.[11]) Das unserm „Schuster bleib bei deinem

---

1) Polit. Reden XII, S. 212. 2) Büchmann S. 419.
3) Polit. Reden IV, S. 255
4) Gedanken und Erinnerungen I, S. 67. 5) Büchmann S. 476.
6) Ebd. S. 562. 7) Polit. Reden X, S. 133.
8) Ebd. X, S. 484.
9) Briefe an die Braut u. Gattin S. 436. Vgl. Büchmann S. 390.
10) Polit. Reden V, S. 108. 11) Ebd. VIII, S. 32.

Leisten" entsprechende lateinische „ne sutor ultra crepidam“ [1]) zitiert auch er mit dem unrichtigen, aber allgemein üblichen ultra statt supra.[2]) Häufig begegnen wir bei ihm begreiflicherweise der Mahnung „principiis obsta“[3]) von welcher die meisten, die sich ihrer bedienen, so wenig wie er sich erinnern werden, daß sie ursprünglich von Ovid in bezug auf die Liebe gebraucht worden ist, die sich nur in ihren Anfängen erfolgreich bekämpfen lasse.[4]) Wiederholt gibt er seinen politischen Gegnern schuld, im Kampfe gegen ihn nach der Regel zu handeln: „Calmuniare audacter, semper aliquid haeret“.[5]) Den Sozialisten macht er zum Vorwurf, den besitzenden Klassen gegenüber verführen sie nach dem Grundsatz: „Divide et impera“,[6]) der Ludwig XI. von Frankreich (1463—1483) den widerspenstigen Großen seines Landes gegenüber geleitet haben soll.[7]) In dieselbe Gruppe Bismarck geläufiger lateinischer Sentenzen gehören noch „de mortuis nil nisi bene“;[8]) „vox populi, vox Dei“ [9]) und das doch wohl sicher auf christlichen Ursprung zurückzuführende „mors janua vitae“.[10]) Auch „nomina sunt odiosa“ gehört hierher.[11]) Leopold von Gerlach gegenüber beruft er sich einmal auf den seiner Herkunft nach nicht nachweisbaren Grundsatz „quod ab initio vitiosum, lapsu temporis convalescere nequit“.[12]) Gelegentlich nimmt er auch Bezug auf das angeblich von Kaiser Lothar I.

---

[1]) Polit. Reden XII, S. 320. [2]) Büchmann S. 497, 98.

[3]) Polit. Reden III, S. 390; IV, S. 117; V, S. 300.

[4]) Büchmann S. 454.

[5]) Polit. Reden VIII, S. 116; X, S. 355. Briefe an Gerlach S. 111.

[6]) Polit. Reden XI, S. 31. [7]) Büchmann S. 519.

[8]) Polit. Reden X, S. 15, 22. [9]) Ebd. I, S. 130.

[10]) Ebd. IV, S. 326. [11]) Ebd. VIII, S. 256.

[12]) Briefe an Gerlach S. 327.

(795—855) stammende Wort: „Tempora mutantur, nos et mutamur in illis“.[1]) Dem Abgeordneten Rickert macht er einmal in der Debatte den Vorwurf, zu seiner Überraschung stehe er auf dem Boden des „si fecisti, nega“.[2]) Nach dem Spruch „fata trahunt“, den er in „officium trahit“ variiert, verlangt er in betreff der Heranziehung zu den Leistungen für die Volksschule eine klare gesetzliche Regelung, welche die Verteilung der Lasten unabhängig macht von der größeren und geringeren Billigkeit des jedesmaligen Kultusministers,[3]) der durch seinen Amtseifer doch leicht zu Ungerechtigkeiten verleitet werden könne. In das „Gedenkbuch des Krieges 1870—71 und die Aufrichtung des deutschen Reiches“ (Nürnberg, Soldau 1873) zeichnete er den Spruch ein: „Fert unda nec regitur“.[4])

Auch lateinische Sprüche nicht römischen Ursprungs macht er sich mit vielem Glück zu eigen, wie z. B. die Inschrift, welche die alten französischen Geschütze trugen: „Nec pluribus impar“[5]) und: „Vexilla regis prodeunt“, das angeblich auf polnischen Brauch zurückgeht.[6]) Während er einst im Beginn der staatsmännischen Laufbahn, die sich ungesucht vor ihm auftat und in die er ohne große Erwartungen und ohne eigentlichen Ehrgeiz eintrat, Leopold von Gerlach gegenüber offen bekannte, er sei nicht ein leidenschaftlicher Anhänger der Devise „aliis serviendo consumor“,[7]) durfte er später mit Recht von sich sagen „patriae inserviendo consumor“.[8])

---

[1]) Polit. Reden VI, S. 70; XII, S. 334. Vgl. Büchmann S. 556.
[2]) Polit. Reden X, S. 269.
[3]) Ebd. XII, S. 325. [4]) Bismarck Jahrbuch III, S. 394.
[5]) v. Poschinger, Polit. Ansprachen S. 323.
[6]) Polit. Reden IV, S. 116; XI, S. 433.
[7]) Briefe an Gerlach S. 41. [8]) Polit. Reden VIII, S. 250.

Wird es bei der Mehrzahl der hier zusammengestellten lateinischen Zitate, wie sie sich namentlich in seinen Reden finden, zweifelhaft bleiben, ob Bismarck, indem er sie gebrauchte, sich ihrer Herkunft und des Zusammenhanges bewußt war, in den sie eigentlich gehören, hat er vielmehr wohl die meisten gewissermaßen als Formeln oder Siglen benutzt, die seinem Gedanken besonders treffend und verständlicher Ausdruck gaben, als er das augenblicklich in seiner Muttersprache gekonnt hätte, so war ihm doch auch noch aus der Lektüre der römischen Dichter auf der Schule manche Stelle so fest im Gedächtnis geblieben, daß sie ihm im Feuer der Rede ungesucht auf die Lippen kam, namentlich natürlich, wo es sich um solche handelte, die überhaupt häufig angeführt werden und zu geflügelten Worten geworden sind. Es entspricht der Gründlichkeit, mit der er sich einst mit den Dichtungen des Horaz beschäftigt hat,[1]) daß er dabei besonders häufig gerade auf diese zurückgreift. So redet er von dem „profanum vulgus“ (Oden III, 1, 1),[2]) zitiert „post equitem sedet atra cura“ (Oden III, 1, 40),[3]) nennt seinen Kollegen, den Finanzminister, einen „vir tenax propositi“ (Oden III, 3, 1),[4]) beklagt den „civium ardor prava jubentium“ (Oden III, 3, 2),[5]) und findet sich mit der Ablehnung einer Vorlage des Reichstages geduldig ab, indem er sie nicht so tragisch nimmt, als „si fractus illabatur orbis“ (Oden III, 3, 7).[6]) Die Blamage, welche nach seiner Auffassung der Fortschrittspartei in ihren Vorhersagungen und in ihrer patriotischen Haltung begegnet ist, schafft für ihn kein Radiergummi fort, sie ist „aere perennius“

---

[1]) Vgl. S. 15. [2]) Polit. Reden III, S. 370.
[3]) Ebd. VII, S. 419. [4]) Ebd. XII, S. 301.
[5]) Ebd. V, S. 330; X, S. 270. [6]) Ebd. X, S. 112.

(Oden III, 30, 1).[1] Die Herrschaft der Redner in staatlichen und städtischen Angelegenheiten beruht nach seiner Ansicht weniger in ihrem Vermögen, die Hörer zu überzeugen, als in der Scheu dieser, sich, indem sie den Mund dagegen auftun, einer öffentlichen Zurechtweisung durch sie auszusetzen: sie schweigen „metuentes verbera linguae, wie es im Horaz heißt" (Oden III, 12, 23).[2] Nach dem Vorgange des römischen Dichters spricht er von demjenigen, der im Schweiße seines Angesichtes paterna rura bearbeitet (Epoden 2, 1),[3] eifert auch auf politischem Gebiete gegen das Schwören „in verba magistri" (Episteln I, 1, 14)[4] und kennt eine Klasse von Leuten, die nur „fruges consumere nati" (Episteln I, 1, 27) zu sein scheinen.[5] Ebenfalls aus Horaz entlehnt er „vestigia terrent" (Episteln I, 1, 74)[6] sowie: „peccatur intra muros et extra" (Episteln I, 2, 16).[7] Eine Besserung des heftigen Tones, der, wie er klagt, durch das Zentrum und namentlich den Abgeordneten von Schorlemer in den parlamentarischen Debatten zur Herrschaft gebracht worden ist, wagt er nicht zu hoffen im Hinblick auf das Horazische „naturam furca expellas" (Episteln I, 10, 24),[8] wo es dann weiter heißt „tamen usque recurret". Den gleichen Gedanken drückt er ein anderes Mal[9] etwas modifiziert deutsch aus mit den Worten: „Die Luft ändert die Ansichten, die Meinungen, auch die Leidenschaften nicht", in Erinnerung an das Wort des Horaz: „Caelum, non animum mutant, qui trans mare currunt" (Episteln I, 11, 29). Das Horazische

[1]) Polit. Reden X, S. 126. [2]) Ebd. IX, S. 55.
[3]) Ebd. VIII, S. 19.
[4]) Ebd. VII, S. 143; IX, S. 139; XI, S. 104.
[5]) Ebd. V, S. 308; IX, S. 77, 231; X, S, 370.
[6]) Ebd. X, S. 275. [7]) Ebd. VIII, S. 337; X, S. 207.
[8]) Ebd. VII, S. 148. [9]) Ebd. VI, S. 170.

„Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi" (Satiren II, 2, 13) wendet er in seinem letzten Teil auch an auf die Nachteile, welche dem deutschen Volke aus der Ablehnung der Vorlagen der Reichsregierung durch den Reichstag erwachsen.[1])

Auch aus der Beschäftigung mit Vergilius sind von seiner Schulzeit her Bismarck Stellen aus dessen Werken in Erinnerung geblieben, die sonst nicht gerade zu den geflügelten Worten gehören. Auf die vielen schweren direkten und indirekten Vorwürfe zu antworten, die, wie er sagt, der Abgeordnete Eugen Richter gegen sein ganzes Vorleben zu erheben einmal für gut fand, erklärt er nicht die Zeit und nicht den Atem zu haben, indem er eine bekannte Stelle aus des römischen Poeten Hirtengedichten (Eclogen 1, 16) abändert in „Deus nobis haec otia non fecit".[2]) Das bekannte „Latet anguis in herba" (Eclogen 3, 93) führt auch er mit dem Germanismus sub herba an.[3]) In einem Briefe an Gerlach[4]) gebraucht er das „Arcades ambo" aus einem Vergilischen Hirtengedichte (Eclogen 7, 4). Wenn er das bekannte drohende „Quos ego" (Aeneis I, 135), mit dem Neptun die tosenden Winde beschwichtigt, gelegentlich anwendet,[5]) kann er das wohl auch wie mit jedem andern geflügelten Wort tun, ohne sich der betreffenden Stelle bei Vergil in ihrem Zusammenhange zu erinnern, ebenso wie bei dem so häufig angeführten „Discite moniti",[6]) in das er den oft zitierten Vergilischen Vers: „Discite justiciam moniti et non temnere divos" (Aeneis I, 620) zusammenzieht. Auch sonst finden sich bei ihm Vergilische Reminis-

---

[1]) Polit. Reden III, S. 136; X, S. 53, 303.
[2]) Ebd. XI, S. 93. [3]) Ebd. X, S. 202; XI, S. 254.
[4]) Briefe an Gerlach S. 301. [5]) Polit. Reden VII, S. 102, 257.
[6]) Ebd, VII, S. 268.

zenzen. Aus der Einleitung zur Aeneis z. B. wendet er das bekannte „Quantae molis erat Romanam condere gentem“ (Aeneis I, 33) an auf die Mühe, die ihn die Erhaltung guter Beziehungen zum Auslande während der 25 Jahre seines Ministeriums gekostet hat, und wirft einmal dem Freiherrn von Hertling bei einer Anspielung auf ältere Vorgänge das Wort des Aeneas an die Karthagische Königin ein: „Infandum renovare dolorem“ (Aeneis II, 1).[1]) Bei den Verhandlungen über die Einverleibung des von Österreich Preußen überlassenen Lauenburg benutzt er gegenüber den verdächtigenden Bedenken des Abgeordneten Virchow das von dem römischen Dichter dem scharfsichtigen Laokoon in den Mund gelegte „timeo Danaos“ (Aeneis II, 49) zu der Bemerkung, der König von Preußen und seine Minister seien keine Danai.[2]) Gegen denselben Abgeordneten, der ihn mit seiner Politik als gleichsam dem Bösen verfallen darstellte und ihm vorhersagte, von diesem werde er nun niemals wieder loskommen können, sucht er den Standpunkt, zu dem er sich in der Vertretung Preußens in der Schleswig-Holsteinschen Frage durch die Opposition der Kammermehrheit genötigt gesehen habe (21. Januar 1864), klar zu machen durch die Berufung auf das Wort Vergils: „Flectere si nequeo superos, Acheranta movebo“ (Aeneis VII, 312).[3])

Wenn Bismarck gelegentlich auch Bekanntschaft mit den Satiren des Juvenal verrät, so wird man daraus wohl kaum schließen dürfen, er habe diese gelesen, zumal es sich dabei um die Anführung von Stellen handelt, die so durchaus zu geflügelten Worten geworden sind, daß sie ihm auch ohne die unmittelbare Lektüre dieses auf den Schulen schon damals nicht gelesenen Dichters bekannt und geläufig

[1]) v. Poschinger, Bismarck u. die Parlamentarier I, S. 318.
[2]) Polit. Reden IV, S. 6; VI, S. 377. [3]) Ebd. II, S. 261.

geworden sein können. Das wird namentlich anzunehmen sein von dem häufig benutzten: „Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas“ (Juvenal, Satiren VI, 233), welches auch er mit dem ungenaue stat für sit anführt.[1]) Ebenso wird es sich mit der bekannten sprichwörtlichen Redensart verhalten von dem unangenehmen gründlichen Wiederaufwärmen alten Kohls im Sinne eines immer erneuten Vorbringens alter abgetaner Geschichten,[2]) welche, ganz, volkstümlich geworden, doch auf einen glücklichen Ausdruck Juvenals zurückgeht.[3]) Gegenüber den Hetzereien der Zentrumspresse, welche durch stets erneute Klagen über den Kulturkampf diesen doch immer nur heftiger zu entflammen bestrebt sei, verweist er als auf „ein altes abgebrauchtes Gleichnis“ auf den juvenalischen Vers: „Quis tulerit Gracchos de seditione querentes“ (Satiren II, 24).[4])

Ähnlich werden sich einige andere Bezugnahmen auf vielbenutzte Schlagwörter aus anderen römischen Autoren erklären, deren Kenntnis Bismarck sich kaum an der Quelle erworben haben dürfte und von denen man daher zweifeln mag, ob er ihre Herkunft überhaupt gekannt hat. Immerhin zeigen auch sie, wie ganz er in der Denkweise des klassischen Römertums heimisch und wie geläufig ihm dessen Ausdrucksweise war. Bei dem Gebrauche des Bildes von dem Tropfen, der den Stein höhlt,[5]) hat er sicherlich davon nicht die alte lateinische Fassung gekannt, die dem Verse eines griechischen Dichters gegeben ist, und von ihrem Vorkommen bei Ovid (ex Ponto IV, 10, 5)[6]) keine Kenntnis

[1]) Briefe an Gerlach S. 14. Polit. Reden I, S. 187; II, S. 302; IX, S. 363; XII, S. 307.

[2]) Ebd. X, 123. [3]) Büchmann a. a. O. S. 468, 69.

[4]) Polit. Reden XI, S. 287. [5]) Ebd. IX, S. 189.

[6]) Büchmann S. 392.

gehabt. Ähnlich wird es wohl bestellt sein mit der so viel angeführten Sentenz aus Properz: (Carm. II, 10, 7) „In magnis voluisse sat est“, die er auch in magnum voluisse ändert,[1]) wie mit dem Ovidischen (Metamorphosen I, 7) „rudis indigestaque moles“[2]) und mit dem aus einer Aesopischen Fabel stammenden „Hic Rhodus, hic salta“.[3]) Von den römischen Komödiendichtern kennt Bismarck Plautus als den Verfasser des Miles gloriosus[4]) und benutzt aus dessen Poenulus (I, 2), den er sicher auch nicht gelesen hat, das geflügelte Wort „operam et oleum perdidi“.[5]) Das gleiche Verhältnis waltet wohl ob, wenn er die aus des Terenz Andria (II, 1) herrührende Wendung sich aneignet: „Interim fit aliquid“.[6])

---

[1]) Polit. Reden, VIII S. 403; X, S. 64. [2]) Briefe an Gerlach.
[3]) Rolit. Reden X, S. 266. [4]) Briefe an Gerlach S. 172; Polit. Reden XII, S. 192.
[5]) Polit. Reden X, S. 383. [6]) Ebd. IX, S. 362; X, S. 460.

IV.

Bismarcks Verhältnis zur deutschen Literatur, besonders zu den deutschen Klassikern.

In der Morgenfrühe des 9. März 1888 hatte Kaiser Wilhelm sein reichgesegnetes Leben geschlossen. Mittags erschien Fürst Bismarck im Reichstag, den nach Beendigung seiner Arbeiten zu schließen ihn seines geliebten Herrn letzte, bereits mit zitternder Hand unterzeichnete Ordre bevollmächtigt hatte, um, bis in die Tiefe seines gewaltigen Wesens von Schmerz erschüttert, den Vertretern des deutschen Volkes amtlich von dem Verluste Mitteilung zu machen, der das Vaterland mit dem Hingang des Erneuerers der deutschen Kaiserwürde getroffen hatte. Er verzichtete darauf, von der amtlichen Stelle aus, auf der er da stand, den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen ihn das Hinscheiden seines Herrn erfüllte: es sei, meinte er, dazu um so weniger ein Bedürfnis, als die Empfindungen, die ihn bewegten, in dem Herzen eines jeden Deutschen lebten.[1]) Was in ihm vorging, wenn er an diesem Tage auf den Zeitraum von mehr als einem Vierteljahrhundert zurückblickte, den er als erster Berater neben dem Heimgegangenen gestanden hatte, und sich vergegenwärtigte, was

[1]) Polit. Reden XII, S. 479, 80.

er, von dessen nie versagendem Vertrauen getragen, mit ihm gemeinsam hatte schaffen können, wird man sich schwerlich vollkommen vergegenwärtigen können: angesichts der besonderen Umstände, unter denen dieser erste Thronwechsel im deutschen Reiche erfolgte, und der düsteren Wolken, die gleich die nächste Zukunft bedeckten, hätte ihn, so möchte man meinen, beinahe das bange Gefühl anwandeln können, als seien nun auch die bisher so unerschütterlich scheinenden Grundlagnn seines eigenen Seins ins Wanken gekommen und von weiteren folgenschweren Erschütterungen bedroht. Aber auch in jenen Stunden des tiefsten Schmerzes setzte er alles Persönliche hintenan und gehörte ganz und vorbehaltlos dem Dienste des Vaterlandes, das gerade jetzt seiner bewährten Kraft dringender denn je bedurfte. Dem gab er, wie damals glaubwürdig berichtet wurde, bei der Begegnung mit dem Grafen Moltke, zu dem er seit den Tagen von Versailles in keinem besonders freundlichen Verhältnis mehr stand, in der ihm eigenen treffenden Weise Ausdruck durch ein Zitat aus Schillers „Die Piccolomini" (I. Akt, 4. Szene):

„Des Dienstes immer gleich gestellte Uhr
Hält mich noch aufrecht."

Hat er dadurch dieses Wort des Dichters, das nach dem Zusammenhang, in dem es vorkommt, eine besondere Bedeutung doch kaum beanspruchen kann, zu einem geflügelten gemacht, da es nun für alle Zeit mit einem großen geschichtlichen Moment verbunden auch bei späteren Generationen fortleben wird, so hat er gleichzeitig zu der Kenntnis der Momente, die von der Seite seiner allgemeinen Bildung her in Stunden besonderer Erregung ihm selbst unbewußt bei ihm auf Herz und Geist bestimmend einwirkten, dadurch einen lehrreichen Beitrag geliefert, daß er

die sein Inneres durchwogenden Gefühle gerade damals in einer Weise zum Ausdruck zu bringen vermochte, welche zeigt, wie heimisch er in der klassischen Literatur seines Volkes war und wie deren Hauptwerke ihm wirklich in Fleisch und Blut übergegangen waren.

Das wird freilich denjenigen kaum überraschen, der dieser Seite in dem Geistesleben des Einigers Deutschlands einmal genauer nachgegangen ist, zumal wenn er weiß, einen wie breiten Raum die Beschäftigung mit den deutschen Klassikern bei ihm nicht bloß in der Schulzeit eingenommen hat, sondern wie er auch noch bis in sein spätes Alter trotz der Last der Geschäfte immer wieder zu ihr zurückgekehrt ist. Bereits dem Dreizehnjährigen wurde (Weihnachten 1828) nachgerühmt, sein Fleiß im Deutschen zeuge von Verständigkeit und Sorgfalt, dann (Ostern 1829), er sei mit Anstrengung bewiesen und besonders im deutschen Stil seien seine Fortschritte wohl bemerkt. Ein anderes Mal wird ihm bezeugt, der häusliche Fleiß in den deutschen Arbeiten lasse Liebe zur Sache erkennen, und demgemäß konnte ihm denn auch schließlich beim Abgange zur Universität gerade in diesem Unterrichtsgegenstande „eine sehr erfreuliche Gewandtheit" zuerkannt werden.

Schon das setzt bei einem Jüngling in dem damals von Bismarck erreichten Alter und bei der ihm eigenen Selbständigkeit des Strebens eine umfassende und gründliche Belesenheit in den ihm durch die Schule vermittelten Werken unserer Klassiker voraus, von wo aus sein Interesse sich dann leicht auch den besten der neu aufkommenden zeitgenössischen Autoren zuwenden konnte. Demgemäß hat Bismarck selbst einmal ausdrücklich erklärt:[1]) „Auch für Goethes

[1]) v. Poschinger, Tischgespräche I, S. 172.

Mitteln für gewöhnlich dargestellt werden kann, steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallenen Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig. Darum kann das, was es außerhalb des Gebietes der Religion für uns Ergreifendes gibt, nicht heiter und zufrieden sein, sondern uns stets nur als Wegweiser dahin dienen, wo wir Frieden finden."[1])

Können Begriff und Wesen des Tragischen, selbst wenn man annimmt, der Schreiber dieser schönen Worte habe Schillers Abhandlungen „über das Erhabene" und „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" gekannt, treffender und dabei menschlich ergreifender zur Anschauung gebracht werden? Das gewaltig Impulsive, das seinem Wesen auch auf diesem Gebiete eigen war, hat Bismarck selbst einmal kraftvoll bezeichnet, wenn er in einem Gespräch mit seinem Freunde Keyserling den Eindruck, den das Tragische auf ihn machte, „ganz wild" mit den Worten schilderte: „Ja, Furcht und Mitleid empfinde ich so sehr, daß ich im Theater gleich den Bösewicht an dem Hals kriegen möchte."[2]) Aus dieser für ihn höchst charakteristischen Gemütsdisposition auch poetischen Eindrücken gegenüber erklärt es sich, daß nach seiner eigenen Angabe[3]) von den Goetheschen Werken Clavigo, Stella und die Wahlverwandtschaften ihm unsympathisch waren wegen ihrer schlaffen Helden, während er den Faust „von der ganzen profanen Literatur" als seine „Bibel" bezeichnet und demgemäß immer wieder zu lesen nicht müde wurde und zum guten Teile wörtlich gegenwärtig hatte. Eine so sichere Herrschaft aber über den Schatz von Sentenzen, den namentlich Goethes und Schillers Dichtungen bergen, wie sie in

---

[1]) Briefe an die Braut u. Gattin S. 34, 35.

[2]) Keyserling I, S. 553. [3]) v. Poschinger, Tischgespräche I, S. 172.

seinen immer treffenden und oft überraschenden Zitaten sich offenbart, hätte Bismarck trotz der in der Jugend gewonnenen Vertrautheit damit nicht bis in sein spätes Alter behaupten können, wenn er nicht immer wieder zu dieser Lektüre zurückgekehrt wäre und seine knapp gemessenen Ruhezeiten zum Teil ihr gewidmet hätte. Dieser Gewohnheit verdankte er die Sicherheit, mit der er in der parlamentarischen Debatte unzutreffende oder ungenaue Zitate alsbald richtig stellte, wie z. B. einmal (26. April 1869) dem Abgeordneten Günther gegenüber, welcher die von dem Bundeskanzler gebrauchte Stelle aus der „Jungfrau von Orleans":

„Wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?"

lauten lassen wollte:

„Wächst mir ein Kriegsheer auf der flachen Hand?"

Da bemerkte er: „Ich habe zwar selten Zeit, meine klassischen Reminiszenzen aufzufrischen, aber ich glaube, daß der Herr Vorredner doch unsern großen Dichter so hat schreiben lassen, wie es ihm in seine politische Auffassung vielleicht besser paßt. Bis auf weiteren Beweis behaupte ich recht zu zitieren, wenn ich sage:

„Wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?
Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?"

Und Bismarck hatte recht, mochte ihm auch der kleine Irrtum begegnen, daß er die beiden Verse in der Reihenfolge umstellte.[1]) Wann er zu den Klassikern zurückkehrte, ergibt sich aus der Mitteilung seines Freundes Keyserling, noch 1890 in Varzin habe der Altreichskanzler schlaflose Nächte durch ihre Lektüre gekürzt.

Auffallen könnte es, daß dagegen Bismarcks Kenntnis von der deutschen Literatur der älteren Zeit augenscheinlich

[1]) Polit. Reden IV, S. 208, 211—12.

sehr beschränkt war. Doch wird sich das wohl aus den Vorschriften erklären, die in seiner Jugend in dieser Hinsicht für den Gymnasialunterricht maßgebend waren. So findet sich auf die großen Volksepen des deutschen Mittelalters bei ihm nirgends eine Bezugnahme. Vielleicht freilich wirkte dazu als ein allgemeines psychologisches Moment mit, daß seine gesamte Denkweise der Romantik des Mittelalters sich eigentlich ablehnend entgegenstellt, so sehr diese in der Zeit, wo er jung war, bei vielen seiner Standesgenossen Sinnen und Denken gefangen genommen hatte. Der „Nibelungen" und der „Gudrun", sowie der Minnesänger gedenkt er nirgends, auch des streitbaren Walther von der Vogelweide nicht, dessen Dichtungen ihm während des Kulturkampfes nahe genug gelegen und manchen guten Gedanken geboten hätten. Er kennt erst das der Reformationszeit angehörige „Narrenschiff" des Sebastian Brant. Auf dieses nahm er Bezug in der berühmten Rede über die Einführung der Zivilehe (15. November 1849), an deren wirkungsvollem Schluß er in der für ihn allezeit charakteristischen Art die Hoffnung aussprach, bei der nun zu erwartenden Freigebung jedes Kultus werde er es noch erleben, daß „das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitere".[1]) Als ihm diese Worte dann im Beginn des Kulturkampfes von seinem ehemaligen Gesinnungsgenossen Ludwig von Gerlach (17. Dezember 1873) unter dem lauten Beifall des Zentrums als Argument für die Aussichtslosigkeit der jetzt von ihm verfolgten Kirchenpolitik vorgehalten wurden mit der Unterschiebung, er habe damals von dem Felsen der römischen Kirche gesprochen, wies er das mit stürmischer Entrüstung zurück,[2]) indem er es als eine geradezu wider-

[1]) Polit. Reden I, S. 155, 155 ff.
[2]) Ebd. VI, S. 130.

sinnige der Annahme bloßstellte, er als evangelischer Christ sollte im Jahre 1849 die katholische Kirche, wie sie durch das Vatikanische Konzil umgestaltet sei, als den Fels betrachtet haben, der unter allen Stürmen feststehen würde: die Anführung passe also gar nicht auf die gegenwärtige Lage. Wenn er dann aber fortfuhr, wie damals, so wolle er auch jetzt aus Höflichkeit sich einer weiteren Äußerung darüber enthalten, wer denn nach seiner Ansicht in dem „glückhaften" Schiff, das er allerdings Narrenschiff genannt habe, heutzutage sitze und an dem Felsen der evangelischen Kirche scheitern könne, so ließen ihn seine Erinnerungen aus der älteren deutschen Literaturgeschichte insofern im Stich, als er — vielleicht freilich nur um die beleidigende Spitze etwas abzustumpfen, die für das katholische Empfinden in dem Ausdruck „Narrenschiff" liegen konnte, den Schein annahm, als ob er 1849 vielmehr auf das bekannte Gedicht des Johann Fischart „Das glückhafte Schiff von Zürich" habe anspielen wollen. Das war natürlich nicht der Fall gewesen: eine solche Beziehung hätte an der so wirkungsvollen Stelle in jener früheren Rede gar keinen Sinn gehabt.

Doch ist auch bei manchen von den Anspielungen auf Werke der älteren deutschen Literatur, die sich in seinen Reden und Briefen finden, nicht zu entscheiden, ob die betreffenden Stellen Bismarck aus eigener Lektüre bekannt oder ohne Kenntnis ihrer Herkunft als geflügelte Worte im Gedächtnis geblieben sind. Wenn er z. B. seinem Freunde Keyserling bei dem Besuche in Varzin im Sommer 1871 angesichts der Sorgen, die ihm der neue Besitz bereitete, klagte, es gehe ihm wie dem „lustigen Seifensieder,[1]) wird daraus nicht zu folgern sein, er habe die Hagedornsche Er-

[1]) Keyserling I, S. 635.

zählung von Johann dem Seifensieder, der da übrigens als „munter" bezeichnet wird,[1]) erst unlängst oder überhaupt je selbst gelesen. Ebenso verhält es sich, wenn er (24. Februar 1870) in bezug auf das Verhältnis Süddeutschlands zum Norddeutschen Bunde und dessen Oberhaupt an den Norddeutschen Reichstag die Aufforderung richtet: „Genießen Sie doch einen Augenblick froh, was Ihnen beschieden, und begehren Sie nicht, was Sie nicht haben", wobei ihm der Vers aus Gellerts Lied „Zufriedenheit mit seinem Zustande" vorschwebte:

„Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast,
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last."[2])

Wenn er aber seine geliebte Schwester Malwine in einem Briefe vom 7. April 1845[3]) anredet: „Teuerste Creusa", so liegt da sicherlich nicht eine Erinnerung vor an die ihm aus Virgils Aeneis bekannte Gattin des trojanischen Helden, sondern man wird annehmen dürfen, daß er unlängst Aloys Blumauers „Virgils Aeneis travestiert" gelesen hat, wo (Buch II, Strophe 54) Aeneas seine vermißte Gattin ruft:

„Creusa! — Schatzkind! — Rabenvieh! —
Wo hat dich denn der Teufel?"[4])

Ebenso wird, da Bismarck die Oden Klopstocks nachweislich auf dem Gymnasium unter Professor Heinsius' Leitung gelesen hat,[5]) eine damals erworbene Erinnerung an dessen „Frühlingsfeier" vorliegen, wenn er (16. April 1875) in bezug auf die Wahl des Papstes durch Prälaten, die der Mehrzahl nach Italiener oder doch mehr als zur Hälfte italienisiert sind und daher mit dem deutschen Reiche und

---

[1]) Büchmann a. a. O. S. 142. [2]) Ebd. S. 147. [3]) Hesekiel 111.
[4]) Büchmann S. 202. [5]) Graues Kloster S. 15.

dem Königreich Preußen sehr wenig zu tun haben, bildlich bemerkt, dieselben fallen bei allem, was auf der armen märkischen Sandscholle geschieht, nach den Worten des Dichters „kaum wie der Tropfen am Eimer dem Ozean" ins Gewicht. Denn es heißt bei Klopstock:

„Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!
Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Kann aus der Hand des Allmächtigen auch."

Gegen die unfruchtbare Kritik, welche die Opposition im Reichstage an den Vorlagen des Bundesrats zu üben liebt, ohne sagen zu können, wie die Sache besser zu machen wäre, weist er wiederholt auf Lessing hin, der, obgleich „der Meister aller Kritiker", es doch nie unternommen haben würde, einen Laokoon zu machen.[1]) Ein anderes Mal[2]) nimmt er mit den Worten „Das Geld ist ja das Wenigste" Bezug auf Lessings Nathan, wo es im neunten Auftritt des zweiten Aufzuges heißt:

„Geld hin, Geld her!
Das ist das Wenigste."

Von älteren Dichtern gibt ihm Bürger mit dem bekannten „Laß dich vom Linken nicht umgarnen", eine gerade parlamentarischen Verhältnissen gegenüber ebenso naheliegende wie wirksame Anspielung an die Hand.[3]) Ohne Frage ist die Ballade „Der wilde Jäger" keinem Schüler einer mittleren

---

[1]) Polit. Reden X. S. 48; XI, S. 472. [2]) Ebd. XII, S. 194.
[3]) Ebd. IX, S. 80. v. Poschinger, Bismarck u. die Parlamentarier II, S. 59.

Gymnasialklasse in jener Zeit unbekannt geblieben. Minder wahrscheinlich ist diese Annahme in betreff der bekannten Schicksalstragödie Gottfried Adolf Müllners (1774—1829) „Die Schuld", welche, zuerst 1813 aufgeführt und 1816 im Druck erschienen, jener Generation wohl nur noch aus den darüber umlaufenden Spöttereien bekannt war. So bedient sich auch Bismarck des dorther stammenden:

„Erkläret mir, Graf Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur",

indem er es auf Windthorsts und der Reichstagsmehrheit widerspruchsvolles Verhalten anwendet,[1]) und zwar in der im Volksmunde zusammengezogenen Fassung, welche das geflügelte Wort kennzeichnet.[2]) Daß er das vielberufene Drama aber auch einmal gelesen habe, ist darum nicht ausgeschlossen. Denn er ging mit seiner Lektüre gelegentlich absonderliche Wege.

Inmitten der heißen politischen Kämpfe des Jahres 1850 suchte er Erholung und Erheiterung in Hoffmanns (gest. 1822) „Kater Murr" und eilte Wagener am 3. Juni als eine von ihm mit Jubel begrüßte Lesefrucht einen Satz mitzuteilen, der ihm wegen der ungesuchten drastischen Beziehung auf die Tagespolitik und ihre Größen willkommen war. „Die größten Philosophen gelten mir (im Katzenjammer nämlich) nicht höher als die Lumpenpuppen sogenannten Hansemänner".[3])

In einer anderen Richtung scheint sein Interesse an der zeitgenössischen Literatur durch die Gattin beeinflußt zu sein, die romantische Neigungen hegte. Im Frühjahr 1851 verspricht er ihr Eichendorf zu schenken, den er selbst nicht

---

[1]) Polit. Reden XI, S. 109. [2]) Büchmann S. 250.
[3]) Bismarck-Jahrbuch I, S. 11.

zu kennen gesteht, und ist hinterher, als das Buch bei ihm eingegangen, höchst erstaunt darüber, daß der Mann noch lebe und zwar in Berlin im Kadettenkorps bei seinem Schwiegersohne, der dort Lehrer oder Offizier sei. Daß dieser Dichter obenein Geheimer Regierungsrat ist, werde, so hofft er, der Begeisterung der Gattin für seine Werke nicht Abbruch tun.[1]) Auch den 1849 erschienenen und dann immer wieder aufgelegten „Amaranth" von Oskar von Redwitz besorgt er derselben auf ihren Wunsch[2]) und macht ihr die Erstlingsarbeiten des eben zu Ansehen gelangenden Österreichers Adalbert von Stifter zum Geschenk.[3]) Vielleicht erhielt er von dieser Seite auch die erste Anregung zu gelegentlicher Beschäftigung mit Lenau, dessen Dichtungen seine grundgesunde Natur begreiflicherweise keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte: Das Gedicht „Der Indifferentist" bezeichnet er als „ein trostloses Lied".[4])

Spricht er im Reichstag gelegentlich[5]) von einer diesen erfüllenden „Befürchtung aus alter Zeit, von der ich nicht weiß, was sie bedeuten soll", so spielt er damit natürlich an auf Heines „Loreley", die geradezu zum Volkslied geworden ist und daher von vielen auch für ein solches gehalten wird: er hat sie gewiß oft genug singen hören, namentlich auf den von Frankfurt aus unternommenen fröhlichen Rheinfahrten. Aus anderen Gründen interessierte ihn desselben Dichters böses Lied auf den deutschen Bund „O Bund, du Hund, du bist nicht gesund." In einer Art von Galgenhumor höhnt er im Hinblick auf die Zustände am Bundestage einmal, dasselbe werde demnächst durch ein-

---

[1]) Briefe an die Braut u. Gattin S. 250, 254. [2]) Ebd. S. 250.

[3]) Ebd. 262. Was mag mit dem da genannten „Typ" gemeint sein?

[4]) Ebd. S. 72. [5]) Polit. Reden V, S. 79.

stimmigen Bundestagsbeschluß zum deutschen Nationallied erhoben werden.[1])

Mit einer Entrüstung, die ihn ehrt, spricht er sich gelegentlich aus über den nachteiligen Einfluß gewisser zeitgenössischer Dichtungen, welche durch den Kultus fremder Nationalitäten einem alten Erbfehler der Deutschen zum Schaden der Volkserziehung Vorschub leiste. Schon das Gemüt des Knaben hatte es empört, daß auf der Schule in der Singstunde sowohl Platens Polenlieder wie die Marseillaise gesungen wurde. Ähnlich beurteilt er auch das Lied, das in dem seinerzeit viel gegebenen Liederspiel Karl von Holteis „Der alte Feldherr" (1826) zur Verherrlichung der polnischen Aufständischen gesungen wurde, „Denkst du daran, mein tapferer Langienka", sowie das eben dort vorkommende: „Fordere niemand mein Schicksal zu hören"[2]) — beiläufig bemerkt, die Nachbildung eines französischen Liedes von Emile Debraux.[3]) Dahin rechnet er ferner die „Nächtliche Heerschau" von Johann Christoph von Zedlitz — er nennt sie „Die mitternächtige Parade" — sowie die Poesien des Freiherrn von Gaudy, wie z. B. „Bertrands Abschied"[4]) und „andere Dichtungen zur Verherrlichung Napoleons I., der die Deutschen recht gründlich gehauen hatte, wofür sie ihm eine Dankbarkeit bewiesen, die ich durch kein zoologisches Beiwort charakterisieren mag."[5]) Auch die Vertreter der heute lebenden älteren Generation, die ein Menschenalter jünger ist, als Bismarck war, werden sich nicht ohne Befremden erinnern, wie gerade die hier gekenn=

---

[1]) Polit. Briefe Bismarcks 1849—1889 I, S. 40.

[2]) Polit. Reden XI, S. 416.

[3]) Vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder Nr. 185. S. 41.

[4]) Polit. Reden XI, S. 416. [5]) Ebd. XI, S. 416.

zeichneten Dichtungen ausgesprochen undeutscher Richtung in ihrer Jugend beliebte Paradestücke waren für die Deklamierübungen, die damals einen wesentlichen Teil des deutschen Unterrichts auszumachen pflegten.

Die Entwicklung der politischen Dichtung, die zu Anfang der vierziger Jahre in Deutschland so üppig ins Kraut schoß, wird Bismarck, so läßt sich annehmen, weniger aus ästhetischem als politischem Interesse in ihren Haupterscheinungen verfolgt haben. Erwähnt wird von ihm freilich nur[1]) das „bekannte Gedicht von Herwegh“, wo dieser in etwas gezwungenem Reim auf Meleager sagt: „Behüt' uns vor dem Zaren, deinem Schwager“. Ausdrücklich bemerkt er, er habe dasselbe seinerzeit gelesen. Gemeint ist die vierte Strophe des Gedichtes „An den König von Preußen“ aus den „Gedichten eines Lebendigen“, wo Friedrich Wilhem IV. zugerufen wird, er möge die deutsche Jugend, die Kampf und Tat begehre, mit dem Schwert in der Hand aus den Städten ins Lager führen,

„Wo Feinde sind.
Die Feinde kommen mit dem Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Zaren, deinem Schwager.“

Daß er aber auch unpolitischen neueren Dichtungen gelegentlich eine freie Stunde zuwandte und ansprechende Stellen daraus festhielt, beweist ein Zitat aus dem „Denkspruch“ Karl Streckfuß' (1779—1844), nach dem auch ihm das Leben nicht mehr lebenswert erscheinen würde, könnte er nicht mehr mit jenem „an Gott und bess're Zukunft glauben“.

Anders noch gestaltete sich Bismarcks Verhältnis zu dem patriotischen Aufschwung, den unter dem Einfluß seiner

---

[1]) Polit. Reden XI, S. 123.

Erfolge die deutsche Dichtung mit dem Erstehen des neuen Reiches nahm. Mit ihren Produkten sich eingehend zu beschäftigen ist ihm begreiflicherweise nur in vereinzelten Fällen möglich geworden. Um so höher schätzte er sie nach ihren Wirkungen zur Erhaltung und Stärkung des deutschen Nationalsinnes als ein wertvolles Ferment der deutschen Einheit. So erklärt er Oskar von Redwitz in dem Dankschreiben für die Übersendung seines 1871 erschienenen patriotischen Gedichtes „Das Lied vom neuen deutschen Reich", jedes echte Dichterwort in Nord und Süd gleich erklingend fördere das Nationalgefühl des deutschen Volkes.[1]) Deshalb begleitete er, der plattdeutschen Sprache von Jugend auf mächtig, auch die Dichtungen Fritz Reuters mit besonderer Teilnahme, und als der Dichter, der in jungen Jahren für die Ideale, die nachher Bismarck auf einem anderen Wege glorreich verwirklicht hat, lange Zeit ein schweres Martyrium getragen hatte, im Sommer 1866 ihm seine Werke übersandte, konnte er in dem Dankschreiben ohne Übertreibung erklären: „Als alte Freunde habe ich die Schar ihrer Kinder begrüßt und sie alle willkommen geheißen, die in frischen und heimatlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschlag Kunde geben" (17. Sept. 1866).[2]) Auch Victor von Scheffels originelle Poesien haben ihm heitere Stunden bereitet. Daß er sich überraschende Wendungen daraus verständnisvoll zu gelegentlichem Gebrauch angeeignet hat, lehrt die wirksame Art, wie er (28. Nov. 1891), auf den Dank des Volkes Verzicht leistend, der liberalen Opposition, die ihm Reaktion, Absolutismus, Hausmeiertum und dergleichen nachsage, spottend vorhält: „Da fehlt bloß noch die gewöhnliche Litanei dahinter: Junker

---

[1]) von Keudell S. 478, 79.

[2]) Polit. Briefe 1849—1889 I, S. 191.

und Pfaffen, Erbuntertänigkeit, Jagdfrohnden und was dergleichen mehr ist, kurz und gut, die ganzen fossilen Überreste der — ich möchte sagen — Liasformation, um mit Scheffels Gedichten zu sprechen, des deutschen Liberalismus und des deutschen Philistertums in kleinen Städten" — eine Anspielung auf „Der Ichthyosaurus" in Scheffels „Gaudeamus".

Wenn aus den Gedichten Chamissos und Uhlands, mit denen Bismarck sich nach seiner eigenen Angabe in jungen Jahren ebenfalls beschäftigt hat und für die er sich auch später Geschmack bewahrt haben will,[1]) Anführungen selten sind, so wird sich das wohl aus deren Eigenart erklären: überwiegend episch, minder gedankenreich und nicht so scharf ausgeprägt in der Form boten sie auch einem so guten Gedächtnis, wie er es besaß, nicht so viel Anknüpfungen und Gelegenheit, darauf zurückzukommen. Im Laufe der Debatte über die Beibehaltung der Todesstrafe, die in dem Entwurfe eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund vorgesehen war, nahm er (1. März 1878) auf den Schluß von Chamissos Gedicht „Die Giftmischerin" Bezug:

„Ich blicke starr und fest vom Rabenstein
Ins Nichts hinein", —

nur wer darüber mit sich einig sei, daß diesem Leben kein anderes folge, könne dem Verbrecher, der „festen Blicks vom Rabenstein in das Nichts hineinsieht", nicht zumuten, als Gefangener das Phosphoreszieren des Gehirns unter den Entbehrungen einer Zelle noch eine Zeitlang fortzusetzen.[2]) Ein anderes Mal spielt er bei einer Interpellation in Sachen der Münzgesetzgebung ebenfalls auf ein Chamissosches Gedicht an: er bemerkt nämlich, durch die zur Unzeit erfolgte Anfrage, die den Staatskredit der Öffentlichkeit gegen-

---

[1]) Vgl. S. 100. [2]) Polit. Reden IV, S. 326, 27.

über schädigen könne, setze man die Minister einigermaßen in die Lage, „wie ein sehr hübsches Chamissosches Gedicht von dem Lemberger Juden sagt, der dem Steinwurf eines Studenten auswich: der zertrümmerte eine Scheibe und der Jude wurde angehalten, die Scheibe zu bezahlen, denn hätte er sich nicht gebückt, so wäre die Scheibe nicht zertrümmert worden.[1]) Er meint das Gedicht „Abba Glosk Laczeka". Bei der Auseinandersetzung mit der nationalliberalen Partei im Sommer 1884 schreibt er die Schuld an der Lösung der alten Freundschaft dieser zu, leugnet aber, daß sie dazu eigentlich Grund gehabt habe. Aber, sagt er,[2]) „es ist ein altes Chamissosches Gedicht, das heißt: lieben, lieben immerdar? ich weiß nicht, wie es weiter heißt: aber — es wurde den Herren langweilig; sie wollten mit aus der Schüssel essen, und darüber konnten wir uns nicht verständigen". Diese Lesefrucht aus der Jugendzeit knüpft an die fünfte Strophe in Chamissos „Lebewohl" an, wo es heißt:

> „Dann kam der Herbst, der Winter gar;
> Die Schwalbe zog, nach altem Brauch,
> Und: lieben? — lieben immerdar?
> Es wurde kalt und fror uns auch."

Von Uhlandschen Gedichten streift natürlich auch Bismarck gelegentlich das von dem im Kyffhäuser schlafenden Kaiser Friedrich, als er in Erfurt unter großer Heiterkeit und Bravo auf der Rechten eine Rede mit der derben Bemerkung schloß, wenn die Versammlung zu Erfurt (das Unionsparlament), wie es nach einer alten Chronik ein einst ebendaselbst von König Ludwig gehaltener Reichstag getan haben solle, der unerträglichen Schinderei der Fürsprecher

---

[1]) Polit. Reden VIII, S. 117.
[2]) Polit. Reden X, S. 120.

und Zungendrescher ein Ende machen würde, dann wolle er glauben, „daß die Raben vom Kyffhäuser vertrieben und daß der Tag der deutschen Einheit nahe herbeigekommen ist".[1]) Außerdem bezieht er sich noch in besonders eigentümlicher Weise auch auf Uhlands „Glück von Edenhall".[2])

Auch sonst aber begleitete Bismarck durch seine vielbewegte und verschiedenartige Tätigkeit noch manche poetische Erinnerung, ohne daß er zu sagen vermocht hätte, wann und wo er sie sich zu eigen gemacht. Anklänge der Art, die etwa in seinen Reden vorhanden sind, mögen sich freilich leicht dem Blick desjenigen entziehen, der mit der zum guten Teil vergessenen poetischen Literatur jener Jahre nicht aus einem besonderen Anlaß eingehende Bekanntschaft gemacht hat. Wenn er in einem Brief an die Braut vom 17. Februar 1847 den vermutlich aus einem von ihr gelesenen Autor der romantischen Richtung in einem Schreiben an ihn angeführten Satz: „Treue ist das Feuer selber, welches den Kern der Existenz ewig belebt und erhält", keineswegs schön findet, sondern im Gegenteil für eine jener „nebligen, schweblichen Phrasen" erklärt, „bei denen es schwer ist, sich eine bestimmte Vorstellung zu machen und die nicht selten Böses wirken, wenn sie namentlich von Frauen, die als Mädchen das Leben fast nur durch die Brille der Dichter geschaut haben, aus der Poesie als Maßstab in die Wirklichkeit übertragen werden,"[3]) so ist diese Kritik für ihn wieder höchst bezeichnend und läßt erkennen, wie der ihm eigene realistische Zug auch auf sein Verhältnis zur schönen Literatur bestimmend einwirkte. Unklar bleibt, worauf er anspielt, wenn er um dieselbe Zeit (1. Februar 1847) der Braut von Schönhausen aus schreibt,[4]) „mit des Bräutigams Be-

[1]) Polit. Reden I, S. 232. [2]) Ebd. IX, S. 112. Vgl. S. 59.
[3]) Briefe an die Braut und Gattin S. 34. [4]) Ebd. S. 10.

hagen“ habe er sich gesagt, auch dort werde er bald nicht mehr einsam sein. Dann ist ihm „irgendwo“ ein Vers im Gedächtnis geblieben: „Aus Falsch, List, Trug und Eitelkeit spinnt die Natur mit äußerst zarten Fädchen ein Flatterding, — man nennt es — Mädchen“, den er sich natürlich beeilt „für ausgezeichnet lügenhaft“ zu erklären. Bei der Verhandlung über die Wirkungen, welche die Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund voraussichtlich auf Baden und Württemberg üben könne (24. Februar 1868), bemerkt er,[1]) in bezug auf Süddeutschland werde der Bund alsbald sagen können, „mit meinem Mantel vor dem Winde schütz' ich dich“, eine Reminiszenz an Burns' „O säh' ich auf der Haide dort“, von dem man wird vermuten dürfen, es sei in der Komposition von Mendelssohn von den musikalischen Intimen seines Hauses gelegentlich zu Gehör gebracht worden.

Denn natürlich waren Bismarcks Beziehungen zu dieser Seite in dem geistigen Leben seiner Zeit nicht ausschließlich auf gelegentliche flüchtige Einblicke in die neuere schöne Literatur gegründet. Ein begeisterter Verehrer namentlich des Trauerspiels,[2]) wäre er auch noch in späteren Jahren gern ins Theater gegangen, scheute aber das lästige Aufsehen, das sein Erscheinen gemacht und das ihm durch die damit verbundenen Störungen das Vergnügen verdorben haben würde. Daher sind es wohl aus früheren Zeiten stammende Erinnerungen, denen wir auf diesem Gebiete bei ihm begegnen. Eines bekannten Wortes aus dem ersten Akt des Freischütz: „Glaubst du, dieser Adler sei dir geschenkt?“ bedient er sich[3]) bei dem warnenden Hinweis auf die Art, wie die Herren von der äußersten Linken in Frankfurt, deren Stimmen man durch ein verwerfliches Markten und

[1]) Politische Reden IV, S. 311.

[2]) Vergl. S. 102. [3]) Politische Reden I, S. 91.

Feilschen mit Prinzipien in der Kaiserfrage erkauft hat, demnächst von dem neuen Kaiser angesichts des Reichsadlers als Lohn entsprechende Zugeständnisse politischer Natur fordern werden. Im Hinblick auf die unentschiedene Politik Preußens im Frühjahr 1859, die ihn verstimmt — „Wir bleiben Treibholz, auf unsern eigenen Gewässern planlos umhergeblasen von fremden Winden; und was für ruppige Winde, übelriechende!“ — faßt er sein Urteil der Gattin gegenüber voll bittern Spotts in den Satz zusammen: „Wir lieben die Leporellorolle und Österreich die des Don Juan“.[1]) Während der Reise nach Gastein beklagt er sich (19. Juli 1863), auf jeder Station werde er wie ein Japanese angegafft und mit dem Inkognito und seinen Annehmlichkeiten sei es vorbei, bis er „dermaleinst wie Fra Diavolo verschollen sein werde“.[2]) In besonders sinnvoller Art verwertet er in einem Gespräch mit dem englischen Gesandten Sir Edward Malet auch sonst gelegentlich bei ihm anklingende Wagner-Reminiscenzen, indem er von dem eben heimgegangenen Kaiser Friedrich III. sagt,[3]), er habe jenen Nimbus um sich gehabt, „mit dem wir zu umkleiden pflegen die mythischen Helden aus dunkler Vergangenheit, aus der Zeit der Götterdämmerung“, und dann fortfährt: „Freundlichkeit, Kraft und Mut waren in ihm gemischt wie in den Helden, aus deren Leben uns diese Eigenschaften als einzige Erbschaften überkommen sind. Sein Tod war wie der Hingang König Arthurs oder der Abschied Lohengrins“.

Doch auch leichtere Ware verschmähte Bismarck gelegentlich nicht auf diesem Gebiete. Er eignet sich aus dem viel gegebenen „Fest der Handwerker“ von Angely das

---

[1]) Briefe an die Braut und Gattin, S. 419.
[2]) Ebd. S. 524. [3]) Dehn S. 132.

bekannte „darum keine Feindschaft nicht!“ humorvoll an,[1]) und aus Rüders alter Zauberposse „Der artesische Brunnen“ das bekannte: „Meine Mittel erlauben mir das“, indem er es scherzend in die Negative wendet.[2]) Mit den allerneuesten Geistesprodukten auf diesem Gebiete aber zeigt er sich vertraut, wenn er gar[3]) aus der zuerst 1858 gegebenen Posse David Kalischs „Der gebildete Hausknecht“, in der während der Konfliktszeit auf seine Kosten mancher derbe politische Witz gemacht wurde, sich heiter das Wort aneignet: „So ein Bischen Französisch, das ist doch gar zu schön“. In dieselbe Kategorie kann man auch die Anführung des einst vielgebrauchten Wortes rechnen: „Sohn, da hast du meinen Speer“,[4]) welches Friedrich Leopold von Stolberg in dem „Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn“ den greisen Helden sagen läßt, dessen altersschwachem Arm die bisher geführte Waffe zu schwer wird.[5]) Nicht nachweisbar, vermutlich aber ebenfalls aus einem einst viel gegebenen Theaterstück[6]) ist die Sentenz: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“, deren er sich in einem Briefe an Frau von Arnim bedient in bezug auf den Wunsch seiner Gattin ein Opalherz als Halsschmuck zu besitzen.[7])

Zu keinem der älteren oder zeitgenössischen Dichter aber hat Bismarck in einem so engen Verhältnis gestanden wie zu unsern beiden großen Klassikern, deren jeder ihm für gewisse Seiten seines Geistes- und Gefühlslebens reiche und

---

[1]) Politische Reden VII, S. 250, IX 330, 359. Vgl. Büchmann, S. 264.

[2]) Politische Reden IV, S. 257. Vgl. Büchmann, S. 284.

[3]) Politische Reden XII, S. 320.

[4]) Ebd. IX, S. 31. [5]) Vgl. Büchmann S. 197.

[6]) Vgl. jedoch auch Sanders Zitatenlexikon S. 691.

[7]) Hesekiel S. 213.

nachhaltige Anregung bot und daher ermöglichte, was ihn bewegte, durch ein treffendes Dichterwort kraftvoll und gemeinverständlich zum Ausdruck zu bringen. Es ist psychologisch wohl begreiflich und zugleich lehrreich, daß er sich von Werken wie „Clavigo" und „Stella" und von den „Wahlverwandtschaften" wegen der Schwächlichkeit der Charaktere ihrer Helden eher abgestoßen fühlte, während er den „Faust" geradezu der Bibel an die Seite stellte und immer wieder zur Hand nahm. Auch Goethesche Gedichte hat er noch im hohen Alter nachts im Bett gelesen.[1]) Auch einem Dichtergenius gegenüber verzichtete er nicht auf die Kritik, sondern wahrte sich wie überall die Freiheit des eigenen Urteils. Zu den blinden Verehrern des großen Dichters, die überhaupt alles, was aus dessen Feder geflossen ist, als mit einer besonderen Weihe umgeben behandeln und zu einem Stück nationalen Heiligtums machen wollen, ohne damit doch die Tatsache aus der Welt schaffen zu können, daß die Zahl der in weiten Kreisen wirklich gekannten und auf Herz und Gemüt unseres Volkes noch einwirkenden Werke Goethes im Laufe der Zeit immer kleiner geworden ist und noch dauernd zusammenschmilzt, — zu diesen überschwenglichen Verehrern des Schöpfers des von ihm bewunderten Faust hat Bismarck nicht gehört, vielmehr hat er auch hier den Mut der eigenen Meinung gehabt und ohne Rücksicht auf die mögliche Entrüstung und das entsetzte Erstaunen jener Gemeinde sich gelegentlich dahin ausgesprochen: „Von Goethe schenke ich Ihnen drei Viertel."[2]) Das klingt freilich für manches Ohr wie eine Ketzerei, und doch wird auch dieses Bismarcksche Wort nur den tatsächlich gegebenen Verhältnissen gerecht. Wollte man nämlich zusammenrechnen, was von der Masse

---

[1]) Dehn S. 516.

[2]) Busch, Tagebuchblätter II, S. 28, 29.

der Goetheschen Dichtungen in dem geistigen Leben unseres Volkes auch heute noch wirklich eine Rolle spielt und nicht bloß in dem engen Kreise der Goetheverehrer gekannt und geschätzt wird, so würde das noch lange nicht einmal den vierten Teil der Goetheschen Dichtungen ausmachen.

Dieses Verhältnis, in dem das deutsche Volk heute tatsächlich zu seinem größten Dichter steht, wiederholt sich in dem, das Bismarck zu demselben gehabt hat. Von den Goetheschen Gedichten spielt er Leopold von Gerlach gegenüber auf den „Zauberlehrling" an mit der Bemerkung, er fürchte, daß man wie am 22. März 1848, wo man doch die Möglichkeit dazu gehabt hätte, sich nicht werde entschließen können zu sagen: „Besen, seid gewesen".[1]) Aus „Schäfers Klagelied" wendet er demselben Korrespondenten gegenüber den Vers an: „Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht wie" in bitterem Spott an auf die fortschreitende Einbuße, die Preußen seit 1815 an seiner Geltung in Europa erlitten hat.[2]) Mit demselben Zitat kennzeichnet er im November 1881 den Rückgang des nationalen Sinnes und der nationalen Opferfreudigkeit seit Errichtung des Reiches, indem er hinzufügt: „Was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse und die Tribüne wieder verdorben".[3]) Von aus Goethe stammenden geflügelten Worten fehlt bei ihm weder das „kühl bis ans Herz hinan" aus dem Fischer[4]) noch das „Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt" aus dem „Erlkönig",[5]) und auch die der „Beherzigung" entstammende Mahnung: „Jeder sehe, wie ers treibe, jeder sehe, wo er bleibe" hat er sich zu eigen gemacht.[6])

---

[1]) Briefe an Gerlach, S. 140. [2]) Ebd. S. 316.
[3]) Politische Reden IX, S. 124.
[4]) Ebd. IV, S. 229; VIII, S. 148. [5]) Ebd. X, S. 58.
[6]) Ebd. IX, S. 16.

Daß Bismarck den „Götz von Berlichingen" auch in späteren Jahren noch gelesen hat, beweist die Wiederholung des Wortes, das der Dichter seinem Helden in der 19. Szene des 3. Aktes in den Mund legt: „Ein braver Reiter und ein rechter Regen mangeln nie eines Pfades"[1]) und der derben Abfertigung, die der Ritter mit der eisernen Hand dem ihm die Acht verkündenden Kaiserlichen Rat zuteil werden läßt: „Trügest du nicht das Ebenbild des Kaisers" usw.[2]) Auch den „Tasso" hat er gelegentlich wieder durchgeblättert. In einem Brief an Gerlach wendet er das bekannte „man merkt die Absicht und man wird verstimmt" (II. Akt, 1. Szene) an auf Preußens Verhältnis zu den übrigen Bundesstaaten: mit diesen wie mit Österreich würde Preußen nach seiner Ansicht besser auskommen, wenn es sich im ganzen kühler und freier zu ihnen stellte, ohne seine preußische und egoistische Politik mit dem räudigen Hermelin deutschen Patriotismus aufzuputzen (25. November 1853).[3]) Im Mai 1886 erklärte er bei den Verhandlungen über die Revision der Kulturkampfgesetzgebung in Erinnerung an des Antonio Wort I. Akt, 4. Szene:

„Denn welcher Kluge fänd' im Vatikan
Nicht seinen Meister?"

Auch er bestreite nicht dieses Schicksal zu haben, sei zudem gar nicht bestrebt gewesen, es um jeden Preis von sich abzuwenden: sein Ziel sei nur, auf einem Gebiete seinen Meister nicht zu finden, auf dem der Fürsorge für das Wohl des eigenen Vaterlandes,[4]) — wobei man in den letzten Worten vielleicht eine Erinnerung erblicken darf an des Hektor Er-

---

[1]) Polit Reden. IX, S. 360.
[2]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 239.
[3]) Briefe an Gerlach, S. 105.
[4]) Politische Reden XII, S. 117.

klärung bei Homer: „Ein Wahrzeichen nur gilt, dem Vaterlande zu dienen".

Gemäß seiner ausgesprochenen Vorliebe für dieses Goethesche Werk, welche uns das sozusagen faustische Element widerspiegelt, das sich — namentlich während seiner Sturm- und Drangzeit — gelegentlich in ihm regte, hat Bismarck den Faust — es handelt sich dabei begreiflicherweise nur um den ersten Teil — besonders gut gekannt und aus der Fülle gedankentiefer Sprüche, die er darbietet, viele gebraucht und einzelne davon, die ihm besonders zusagten, sogar oft wiederholt. Sein Interesse für diese Dichtung betätigte er auch dadurch, daß er im Kreise der mit seiner Familie um den Teetisch versammelten Hausfreunde sich gern mit dem Goetheforscher Gustav von Loeper über dessen Studien über den Faust unterhielt.[1]) Wie er frühzeitig mit dem Faust vertraut war und immer wieder zu ihm zurückkehrte, beweist außerdem auch die Tatsache, daß Anführungen aus ihm und Anspielungen auf ihn sich fast gleichmäßig durch all die langen Jahre seines öffentlichen Wirkens bei ihm finden, während man bei denen aus anderen Autoren zuweilen wohl den Eindruck gewinnt, als ob sie ihm erst durch besondere Anlässe, vielleicht die beliebte nächtliche Lektüre, wieder in Erinnerung gebracht und dann nur so lange gegenwärtig geblieben seien, bis sie durch andere stärkere Eindrücke ähnlicher Art abgelöst wurden.

Bereits in einem Brief an Gerlach (26. November 1851)[2]) wendet er des Faust Wort in der Studierzimmerszene:

„Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog"

scherzend an auf die angenehme Unterbrechung, die ihm,

---

[1]) v. Keudell, S. 193. [2]) Briefe an Gerlach, S. 11.

dem ehemals bodenlos faulen Landjunker, in dem ihm neuen Leben des galérien des Dienstes „das Gebrüll der unnützesten beiden Kinder der Welt bereitet". Ebenfalls Gerlach gegenüber gebraucht er (20. Januar 1854)[1]) des Mephistopheles Wort zum Herrn über Faust (Prolog im Himmel):

„Fürwahr! er dient Euch auf besondere Weise"

von dem Rundschauer der Kreuzzeitung, dem Bruder des Generals. In der Konfliktszeit richtet er es (22. Januar 1864) gegen den Grafen Schwerin,[2]), indem er ihm dabei samt seiner Partei ein Ende voraussagt, wie es Dr. Faust genommen — „im ersten Teil nämlich." Im November 1885 aber schränkt er durch den gleichen Zusatz das Lob der vollständigen Reichsfreundlichkeit ein, das er eben ironisch dem Abgeordneten Windthorst erteilt hat.[3]) Ähnlich gebraucht er zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Sinn auch des Mephistopheles Wort am Schluß des Prologs im Himmel:

„Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern
Und hüte mich mit ihm zu brechen."

Einmal (8. Februar 1872) wendet er es an auf den Zentrumsführer Reichensperger[4]) und später variiert (18. März 1875) auf die Jesuiten; er habe, meint er, in seinem Leben die Freundschaft manches Jesuiten genossen und sei auch jetzt noch nicht ganz ohne Fühlung mit ihnen, wenn er auch noch nicht so weit gehen wolle zu sagen: „Von Zeit zu Zeit sehe ich die Alten gern". Ähnlich sagt er bei der Bekämpfung der Art, wie Windthorst in die ruhigste und sachlichste Diskussion unnötigerweise verbitternde Persönlichkeiten zu bringen liebe, wiederum in bezug auf diesen (10. Januar 1858):

---

[1]) Briefe an Gerlach, S. 124.
[2]) Politische Reden II, S. 274.
[3]) Ebd. XI, S. 278. [4]) Ebd. V, S. 251.

„Von Zeit zu Zeit hör' ich ihn gern und hüte mich mit ihm zu brechen".

An seine Braut schreibt er (4. März 1847)[1]): Da sitze ich ganz gemütlich und schreibe, unangemeldet klopft man; „O Tod! ich kenn's, das ist . . . . ., daß diese Fülle der Gesichte (?) der trockne Schleicher stören muß" und gibt so durch ein glückliches Zitat aus der ersten Szene des Faust den Unmut über einen unbequemen Besuch drastischen Ausdruck. Aus dem „Spaziergang vor dem Tor" benutzt er die zum geflügelten Wort gewordene Wendung:

„Wenn hinten tief in der Türkei
Die Völker aufeinanderschlagen"

um auszudrücken, wie lächerlich ihm die Zumutung der „Germania" erscheint, sich in die Deutschland nichts angehenden Wirren auf der Balkanhalbinsel einzumischen, deshalb nach Bulgarien zu laufen und dort die Händel zu suchen, die man anderweitig nicht haben könne. In einer Ansprache verweist er seine Hörer, damit sie keine weiteren Expektorationen von ihm befürchten, auf die Lektüre des Faust, Spaziergangszene.[2]) Aus dem Gespräche Fausts mit dem trockenen Schleicher Wagner eignet er sich das Wort an: „Wie wir es denn zuletzt so herrlich weit gebracht." Im Sinne Fausts spielt er es voll bitterer Ironie aus gegen die Ansicht Windthorsts, Deutschland verdanke seine glänzende Stellung dem Instinkt der Nation,[3]) wie er früher einmal (4. November 1852) gewisse Schwächen des österreichischen Ministers Thun Gerlach gegenüber nicht besser schildern zu können meinte, als indem er ihm etwas von dem Charakter

---

[1]) Briefe an die Braut und Gattin, S. 59, 60.
[2]) v. Poschinger, Ansprachen S. 125.
[3]) Politische Reden XI, S. 106.

nachsagte, den im Faust die alte Martha in der Unterredung mit Mephisto ihrem verstorbenen Gatten beilegt.[1])

Eine gewisse Vorliebe wird bei Bismarck für bittere Worte des Mephistopheles erkennbar: offenbar ist es ihre schneidende Ironie, die ihn anmutet und deren er sich als wirksamer Waffe gerade gegen politische Widersacher bedient. Wie Mephisto dem Schüler erklärt (4. Szene): „Ich bin des trocknen Tons nun satt", will er eine ähnliche Ansicht aus einer Rede Windthorsts entnommen haben, der wieder einmal das Bedürfnis fühle, „mit großen unterstrichenen Worten zu sprechen" (3. Dez. 1884).[2]) Wiederholt fällt ihm in der parlamentarischen Debatte, wo so viel mit unklaren Schlagwörten operiert zu werden pflege, das Wort ein:

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein",

(Faust I, 4, Studierzimmer), so gegenüber der von Miquel ins Gefecht geführten „Volkspolitik" (24. Februar 1870)[3]) gegenüber den Übertreibungen, mit denen von seiten der fortgeschrittenen Freisinnigen ihm ein Hausmeiertum und die Übung einer Diktatur angedichtet wurden (28. Nov. 1881),[4]) und dann auch der Art, wie der Abgeordnete Rickert einmal die Kosten nach Prozenten ausgerechnet wissen wollte, welche die verschiedenen Arten von Bedürfnissen im Haushalt des kleinen Mannes erfordern (16. Febr. 1885).[5]) Mit demselben Zitat bekämpft er auch (24. Jan. 1887) den agitatorischen Gebrauch des Wortes Reaktion.[6]) Dann schneidet er wieder bei einem seiner parlamentarischen Empfänge ein ihm zu-

---

[1]) Briefe an Gerlach, S. 44.
[2]) Polit. Reden X, S. 299. [3]) Ebd. IV, S. 319.
[4]) Ebd. IX, S. 118. [5]) Ebd. XI, S. 29. [6]) Ebd. XII, S. 294.

gemutetes politisches Gespräch ab durch das bekannte: „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied" aus der Szene in Auerbachs Keller.[1]) Eben diese schwebt ihm vor, wenn er spottend des neuaufgekommenen Schlagwortes gedenkt, die sozialdemokratische Revolution werde „sich ganz herrlich offenbaren".[2]) Doch verzichtet er darauf, den vollen Wortlaut der Stelle anzuführen, da Mephistopheles bekanntlich zu Faust sagt:

> „Gib nur erst acht, die Bestialität
> Wird sich gar herrlich offenbaren."

Recht aus dem Herzen gesprochen war Bismarck seinem ganzen Naturell nach des Mephistopheles Wort zu dem Schüler:

> „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie
> Und grün des Lebens goldner Baum."

In der diplomatischen Tätigkeit fand er sogar die Theorie noch grauer als im gewöhnlichen Leben (9. Dezbr. 1866).[3]) In demselben Bilde bringt er die Meinung zum Ausdruck, es sei unmöglich eine bestimmte Schablone aufzustellen für die zweckmäßigste Einrichtung der Verwaltung der Reichsfinanzen (5. März 1878),[4]) und mit einem gewissen Stolz rühmt er sich (28. Nov. 1881), auch in der Landwirtschaft, im Fabrikwesen und in ähnlichen praktischen Dingen habe er seine Erfahrungen nach dem Wort des Dichters unter dem goldenen Baum des Lebens gesammelt.[5]) Der von ihm bestrittenen Behauptung, den Zoll bezahle der Konsument, deren Vertreter dafür eine Fülle von Argumenten vorzubringen pflegen, setzt er wiederholt Fausts Ausspruch entgegen (I, 11. Szene, Straße):

> „Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
> Behälts gewiß.[6])

---

[1]) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, S. 162.
[2]) Polit. Reden X, S. 112. [3]) Ebd. IV, S. 69.
[4]) Ebd. VII, S. 178. [5]) Ebd. IX, S. 133. [6]) Ebd. VIII, S. 385.

Mit ihm kennzeichnet er auch die ablehnende Haltung der Gegner zu seinen Reformplänen als sachlich unberechtigt.[1]) Den Fluch, mit dem Faust in seiner Verzweiflung alles, was ihm einst teuer gewesen und was er für erstrebenswert gehalten, als trügerisch und nichtig von sich stößt und als Lock- und Gaukelwerk verdammt, das die Seele umspannt und mit Blend- und Schmeichelkräften in diese Trauerhöhle bannen will, vergleicht er dem Programme der sozialdemokratischen Partei.[2]) Die darin vorkommende Wendung

„Fluch der hohen Meinung,
Womit der Mensch sich selbst betrügt",

war ihm auch sonst geläufig.[3]) Die Erfolge der Sozialdemokraten erklärt er sich wenigstens zu einem Teil psychologisch daraus, daß, wenn man einem Menschen von geringer Bildung den Glauben an Gott, die Anhänglichkeit an das Vaterland und das Gefühl für die Familie genommen habe, es nicht allzu schwer sei, ihn dahin zu führen, daß er mit Faust spricht:

„Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben
Und Fluch vor allem der Geduld!"

Die bekannte Aufzählung all der edlen Qualitäten, die auf seinen Ehrenscheitel häufen zu lassen, des Löwen Mut, des Hirsches Schnelligkeit usw., Mephisto den Faust rät, sich mit einem Poeten zu assoziieren, nimmt Bismarck einmal zum Ausgangspunkt, um darzutun, wie, da niemals alle Vollkommenheiten in einem Körper gleichmäßig vereinigt sein können, bei manchem reichbegabten Manne namentlich die Beredsamkeit gegen den Verstand in gefährlicher Weise überwiege: daher vermisse man bei sehr beredten Leuten

---

1) Polit. Reden VIII, S. 138, 228.

2) Ebd. XI, S. 397. 3) Ebd. IV, S. 191; VI, S. 202.

wie dem Abgeordneten Eugen Richter, zuweilen kühle Besonnenheit und sichere Erwägung.[1])

Auch an sich nicht eben vielsagende oder bedeutende Worte und Wendungen aus dem Faust, die sich ihm als vollendeten Kenner der Dichtung in manchen Situationen zum Ausdruck für sachlich eigentlich unwesentliche Dinge ungesucht darbieten, gebraucht Bismarck gelegentlich mit großer oratorischer Wirkung, so z. B., wenn er die Worte des Direktors aus dem Vorspiel im Theater:

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Taten sehn",

dem Abgeordneten von Hennig gegenüber nicht als die Formel gelten lassen will, nach der man im Norddeutschen Bundesrate verfahren müsse, indem man statt zunächst durch gründliche Erörterung einen Ausgleich zwischen den einander gegenüberstehenden Ansichten zu erstreben, sofort sagte „Stimmen wir ab, Worte sind genug gewechselt": denn dann würde man Gefahr laufen, Preußen selbst in großen nationalen Angelegenheiten majorisiert zu sehen.[2]) Ein anderes Mal (10. Januar 1885) schließt er bei der Verhandlung über die deutschen Erwerbungen an der Westküste Afrikas seine lange und eindringliche Rede zugunsten der Vorlage mit der an dieselbe Stelle anklingenden Mahnung: „Worte sind über diese Frage genug gewechselt, lassen Sie uns jetzt die Tat einer Abstimmung sehen".[3]) Mit drastischem Effekt verwendet er mehrfach das Wort des Mephisto, als ihn Faust durch seine Beschwörungsformel aus der Hülle des Pudels herausnötigt, „Wozu der Lärm"?[4]) Den Konservativen ruft er bei der Beratung des Gesetzes über die Alters- und Invaliditätsversicherung (18. Mai 1889), wobei er sie mit

[1]) Polit. Reden IX, S. 56. [2]) Ebd. IV, S. 169.
[3]) Ebd. X, S. 430. [4]) Ebd. III, S. 25; IX, S. 348.

der Opposition gemeinsame Sache machen sieht, bedauernd „den Spruch des Dichters“ zu, das Wort, mit dem Gretchen Faust vor seinem höllischen Gefährten warnt:

„Es tut mir lang schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh'“.[1])

Im Hinblick auf die Wirkungen einer Interpellation, welche der Abgeordnete Eugen Richter über die von der Reichsregierung beabsichtigten Maßnahmen zum Schutz der deutschen Interessen gegenüber der neuen russischen Zollpolitik eingebracht und die der Abgeordnete Hänel vertreten hatte, erklärt er die beiden Herren in Erinnerung an die bekannte Erklärung, die Mephisto dem Faust in betreff seines in sich widerspruchsvollen Berufes gibt, umgekehrt „für einen Teil der Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft.[2]) Auch des Mephisto Wort: „Allwissend bin ich nicht, doch ist mir viel bewußt“ gebraucht er mehrfach. Einmal hält er Windthorst gegenüber die von ihm vorgebrachte ungefähre Schätzung des Vermögens der Jesuiten in Preußen als doch wohl zutreffend aufrecht mit den Worten: „Ich kann ja allwissend nicht sein, doch ist mir viel bewußt, wie jener sagt“,[3]) und später (13. Januar 1887) empfiehlt er demselben Redner, der bekannt hatte, nicht recht zu wissen, was denn eigentlich in dem österreichischen Bündnisvertrag stehe und was überhaupt noch darin stehen könne, „sich mit dem alten Goetheschen Spruch zu beruhigen, daß ihm zwar sehr viel bewußt sei, es aber doch einiges geben müsse, was er nicht weiß“.[4]) Auch des Faust Frage an den Mephistopheles: „Was willst du armer Teufel geben?“ verwendet er wiederholt sehr wirksam, so in bezug auf die ihm ohne Grund nachgesagte Verbindung mit Lassalle, dem-

[1]) Polit. Reden XII, S. 628. [2]) Ebd. VI, S. 466.
[3]) Ebd. VI, S. 257. [4]) Ebd. XII, S. 275.

gegenüber für ihn, den Minister, von politischen Verhandlungen nicht habe die Rede sein können,[1]) da er sich doch in betreff jenes habe sagen müssen: „Was kannst du armer Teufel geben?“, während er seinerseits in seiner Stellung ihm doch nichts habe geben können. Mit der gleichen Frage — und zwar in derselben ungenauen Fassung — tritt er den Bestrebungen entgegen, die, wie er meint, darauf ausgehen, die Autorität des preußischen Königtums in politischen Fragen in den Augen des monarchisch gesinnten Volkes durch planmäßiges Beiseiteschieben allmählich zu mindern.[2]) Nach dem Vorbild des Mephistopheles, welcher einen Herrn, der all die von Faust begehrten Eigenschaften in sich vereinigen würde, „Herrn Mikrokosmus“ nennen möchte, würde er diesen Namen dem von ihm ersehnten Ausschuß beizulegen bereit sein, der imstande wäre, alle unsere wirtschaftlichen und kommunalen Verhältnisse mit einem Blick von einer Stelle aus zu beschauen und zu beherrschen und sie wie eine Chladnische Figur mit einem Strich zurechtzulegen.[3]) Die Bemerkung des Abgeordneten Bamberger, nicht die Landwirtschaft allein sei notleidend, ruft ihm unwillkürlich das Wort aus dem Faust ins Gedächtnis: „Sie ist die Erste nicht — Sie werden wissen — wo das steht — die zugrunde geht nämlich.“[4]) An Roon schreibt er einmal mißmutig über die teilweise Umgestaltung des Ministeriums: „Der Rest vom alten Stamm, der bleibt, ist faul; ich will nicht zu ihm sagen: „Heinrich, mir graut vor dir“ (20. November 1873).[5]) Noch im Frühjahr 1894 gebraucht der Altreichskanzler in der Ansprache an eine Deputation von Damen aus Baden, Hessen und der Pfalz

---

[1]) Polit. Reden VII, S. 257.

[2]) Ebd. IX, S. 238. [3]) Ebd. VIII, S. 246. Vgl. oben S. 28.

[4]) Ebd. X, S. 477. [5]) Bismarck Jahrbuch III, S. 302.

scherzhaft den Ausdruck „das ewig Weibliche", die einzige Erinnerung aus dem zweiten Teil des Faust, die sich bei ihm findet, an die berühmten Schlußworte des von ihm als „profane Bibel" gepriesenen Dichterwerks.

Nicht so innig vertraut wie mit dem Goetheschen Faust, der seiner geistigen Eigenart ganz besonders zusagte und ihm daher häufig die Möglichkeit bot, was ihn bei mächtiger Gedankenarbeit in Ernst und Scherz bewegte, statt mit seinen eigenen mit den ihm dann von selbst auf die Lippen tretenden Worten des Dichters auszudrücken, finden wir Bismarck mit den Werken Schillers. Auch sind die Stellen, die ihm namentlich aus den Schillerschen Dramen wegen ihres Gedankeninhalts Begleiterinnen durch das Leben wurden, entsprechend dem so ganz anders gearteten Genius der Schillerschen Dichtung wesentlich anderer Natur, als was ihm aus Goethe immer gegenwärtig war. Hatte er offenbar schon in jungen Jahren auch Schillers Dramen viel gelesen, so haben sie ihm schließlich in der unfreiwilligen Muße zu Friedrichsruh gelegentlich die schlaflosen Nächte gekürzt. Das beobachtete sein Freund Keyserling im Sommer 1890 namentlich in betreff der „Räuber", aus denen er dann besonders frappierende Stellen zu zitieren liebte,[1]) und er selbst bezeugt die Beschäftigung mit diesem Dichter noch zu Anfang des Jahres 1891.[2]) Ihm galt Schiller, wie er (24. Mai 1870) während der Beratung des deutschen Strafgesetzbuches in der Debatte über die Bestrafung des Fürstenmordes mit dem Tode gelegentlich bemerkte, vorzugsweise als Vertreter der modernen Ideen, auf den sich nach seiner Meinung daher auch die Liberalen besonders gern beriefen,

---

[1]) Keyserling II, S. 589.

[2]) Dehn S. 516.

ohne daß er seinerseits diese Anschauung hätte als zutreffend anerkennen können.[1])

Ob man bei Bismarck in den feinsinnigen Bemerkungen, die er in einem Briefe an seine Braut über das Erhabene und das Tragische und den Grund des Vergnügens daran gemacht hat,[2]) einen Nachklang der gelegentlichen Beschäftigung auch mit den betreffenden Abhandlungen des Philosophen und Ästhetikers Schiller zu sehen haben wird, muß dahingestellt bleiben. Andererseits ist es erklärlich, daß der stark realistische Zug seines Wesens Bismarck an den hochtönenden Phrasen der Schillerschen Gedichte weniger Gefallen finden ließ. Daher sind Erinnerungen an diese bei ihm viel seltener als solche aus den Dramen. Schon in einer Rede in der zweiten Kammer des preußischen Landtags (15. Nov. 1849) bezeichnet er ironisch die Phrase als den schönsten Schmuck einer konstitutionellen Verfassung, dem „Schleier vor dem Bilde von Sais" vergleichbar.[3]) Aus dem Gedicht „Resignation" führt er wiederholt an:

„Was man von der Minute ausgeschlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück",

wobei er, wie das bei der so unzählige Male angeführten Stelle meistens geschieht, ungenau statt „von der Minute" sagt, „vom Augenblicke".[4]) Ein anderes Mal umschreibt er das geflügelte Wort frei: „Greifen wir deshalb zu nach dem, was uns geboten wird. Das Glück, was man in der einen Stunde ausschlägt, kehrt oft in Ewigkeit nicht wieder".[5]) Auch scherzend zitiert er Schiller gelegentlich. Roon gegenüber, dem leider von ihm getrennten treuen Gefährten,[6]) klagt er mit einem Wort aus dem „Taucher", das er auch

[1]) Polit. Reden IV, S. 379. [2]) Vgl. S. 101.
[3]) Polit. Reden I, S. 156. [4]) Ebd. III, S. 212; IV, S. 374.
[5]) Ebd. III, S. 472. [6]) Vgl. S. 58.

sonst ähnlich anwendet,[1]) unter den ihm gebliebenen Kollegen im Ministerium komme er sich vor wie die „einzig fühlende Brust" (20. Nov. 1873).[2]) Die Art, wie das Abgeordnetenhaus die Entscheidung über wichtige Regierungsvorlagen verzögerte, so daß sie erst kurz vor Schluß der Session an das Herrenhaus kommen und dieses um die ihm gebührende praktische Beteiligung an der preußischen Politik gebracht wird, erscheint ihm gelegentlich wie eine Variation des Schillerschen Verses, die ungefähr lauten würde, „wenn das Laster satt ist, setzt sich die Tugend zu Tisch".[3]) Er bezieht sich auf die Schillersche Parodie „Shakespeares Schatten", die bekanntlich schließt:

„Wenn sich das Laster erbricht,
Setzt sich die Tugend zu Tisch".

Stolz zeigt er nach dem Einzug in das neu hergerichtete Reichskanzlerpalais den Damen, die auf einer seiner parlamentarischen Soiréen erscheinen, „alles, was ihm untertänig" [4]) — eine Erinnerung an den „Ring des Polykrates". Parodierend gebraucht er bei den Verhandlungen über das Branntweinmonopol (26. März 1886) eine Stelle aus dem „Handschuh", indem er meint: „Gefährlich ist es deshalb, den Schankwirt zu reizen",[5]) denn mittelbar kann dieser durch die bei ihm verkehrenden Gäste stark auf die Abgeordnetenwahlen einwirken. Aus dem sentenzenreichen „Lied von der Glocke" wendet er in ähnlicher Weise Gerlach gegenüber (27. April 1855) das Wort an: „Wehe, wenn sie losgelassen, einhertritt auf der eigenen Spur usw.", auf

---

[1]) Busch, Tagebuchblätter I, S. 41.
[2]) Bismarck Jahrbuch III, S. 302.
[3]) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, S. 109.
[4]) Ebd. I, S. 119. [5]) Polit. Reden XI, S. 349.

seine eigene „Tintenergießung", d. h. einen übermäßig lang geratenen Brief.[1]) Ebenso überträgt er die Verse:

„Denn mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten"

auf das Verhältnis der Höfe von Stuttgart und München zu Preußen (21. Dezember 1855),[2]) und gebraucht dieselben (28. November 1885) in freierer Fassung dem Zentrum gegenüber, indem er mit Betrübnis gelernt zu haben erklärt, „daß ein Bund mit dem Herrn nicht zu flechten ist" ohne die Existenz der preußischen Monarchie aufzugeben.[3])

Geläufiger als die Gedichte waren Bismarck die Dramen Schillers, von denen ihm nach der Häufigkeit der Anführungen daraus die „Räuber" und „Wallenstein" besonders lieb gewesen zu sein scheinen. In betreff der „Räuber", die er noch nach seinem Sturze in der unfreiwilligen Muße von Friedrichsruh während schlafloser Nächte mit Vergnügen vornahm, teilte er nicht die Befürchtung, die angesichts der sozialistischen Agitation ängstliche Gemüter hegten, die darin verkündeten Ideen seien im Kern des deutschen Volkes von den Arbeitern bereits vollständig aufgenommen (9. Oktober 1878).[4]) Auch hat er noch später einmal (4. Februar 1881)[5]) in Erinnerung an die 3. Szene des II. Akts des Dramas „in den böhmischen Wäldern, wo Karl Moor sich mit der rechten Hand an einen Eichenast bindet, so daß er ganz wehrlos ist und ein Kind ihn umwerfen kann", dem preußischen Landtag erklärt, die Regierung wolle sich ihm gegenüber so binden, „wie jener seine Hand dem Priester gegenüber an den Zweig band", so daß sie in Zukunft mit neuen Einnahmen nichts anderes tun könne als Steuern erlassen.[6]) Ein Wort aus

---

[1]) Briefe an Gerlach S. 219. [2]) Ebd. S. 268.
[3]) Polit. Reden XI, S. 290. [4]) Ebd. VII, S. 287.
[5]) Ebd. VIII, S. 241. [6]) Ebd. VIII, S. 241.

der 1. Szene des II. Akts schwebt ihm vor, wenn er bedauernd konstatiert, es sei unmöglich, sich über ein „Bis hierher und nicht weiter“ mit dem Papste oder mit einer dauernden inländischen Vertretung des Katholizismus durch eine Art von preußischem Konkordat zu verständigen (3. Dezember 1884).[1] Ebenfalls ein „Bis hierher und nicht weiter“ will er der fortschreitenden Polonisierung des gemeinen Mannes in Preußens östlichen Provinzen entgegenstellen durch den Gesetzentwurf zugunsten deutscher Ansiedelungen in jenen Gebieten (15. April 1886).[2] Vielleicht handelt es sich dabei jedoch um den Gebrauch eines geflügelten Wortes, das aus dem Buche Hiob 38, V. 11 stammt.[3] Aus dem „Fiesko“ lag Bismarck wie so vielen die oft gebrauchte Wendung Akt III, Szene 4 nahe von dem Mohren, der seine Schuldigkeit getan hat und gehen kann.[4] Vermutlich geht auch die Anregung zu dem Ausdruck, „in der Ausübung ihrer Pflicht werde die königliche Regierung über juristische Zwirnsfäden nicht stolpern“ (30. Januar 1869),[5] zurück auf den von Schiller im Fiesko Akt II, Szene 5 gebrauchten „über Zwirnsfäden stolpern“. Auch die an sentenziösen Stellen reichste Jugenddichtung Schillers „Don Carlos“ hat Bismarcks Zitatenschatz vermehren helfen. Selbst in einem amtlichen Bericht aus Frankfurt (November 1851) läßt er den großdeutsche Schwärmereien entwickelnden österreichischen Präsidialgesandten Grafen Thun sprechen „wie Posa“[6] und in einem vertrauten Schreiben an Gerlach (19. Dezember 1852) meint er, die Rheinbundsgelüste der Mittelstaaten würden am wirksamsten bekämpft werden durch

---

[1]) Polit. Reden X, S. 291.

[2]) Ebd. XII, S. 104. [3]) Büchmann S. 30.

[4]) Briefe an Gerlach S. 157. [5]) Polit. Reden IV, S. 123.

[6]) Polit. Briefe 1849—1889 I, S. 22.

den Gedanken, Preußen könne dadurch dahin gebracht werden, einmal zu Frankreich zu sagen „was deine Bayern können, kann auch Karl, und Karl kann mehr“,[1]) nachgebildet dem Worte des spanischen Infanten an seinen Vater, Akt II, Szene 2:

......„Was Ihre Alba leisten,
Das kann auch Karl, und Karl kann mehr.“

Mit denselben Worten verlangt er gegenüber dem von manchen Abgeordneten und namentlich Lasker erhobenen Anspruch über alles sicher und kompetent urteilen zu können, daß man ihm mindestens die gleiche Befähigung zuerkenne: „Sollte ich nicht das auch können, was der Herr Abgeordnete Lasker kann? Ich halte mich nicht für begabter als den Durchschnitt der Menschen, aber auch nicht für unbegabter, ich glaube, was eure Alba können, das kann auch Karl, nicht mehr“ (28. November 1881).[2]) Das so unzählige Male gebrauchte Wort von dem „Arm in Arm sein Jahrhundert in die Schranken fordern“ (Don Carlos, I. Akt, 9. Szene) wird von ihm mehrfach verwendet,[3]) gelegentlich in der ungenauen Fassung „Hand in Hand mit Österreich sein Jahrhundert in die Schranken zu fordern“ — er spricht von der durch den Krimkrieg veranlaßten Krisis — würde für Preußen im Hinblick auf Österreichs geringe militärische Leistungsfähigkeit keine kleine Aufgabe sein.[4]) Ebenso wenig fehlt bei ihm das bekannte „In seines Nichts durchbohrendem Gefühl“ aus Don Carlos, Akt II, Szene 1 (vergleiche Akt II, Szene 5).[5])

Ähnlich wie diese auch sonst oft gebrauchten Reminiszenzen aus „Don Carlos“ sind Bismarck entsprechende ge-

---

[1]) Briefe an Gerlach S. 116. [2]) Polit. Reden IX, S. 132.
[3]) Ebd. IV, S. 171; IX, S. 157. [4]) Briefe an Gerlach S. 130.
[5]) Polit. Reden I, S. 301; XII, S. 294.

flügelte Worte auch aus Wallenstein gegenwärtig. „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken", sagt er von der ehemaligen Fraktion Reichensperger (3. Dezember 1884): indem sie sich zum Zentrum ausgewachsen habe, sei auch die Zahl der von ihr verfolgten Zwecke entsprechend gewachsen.[1]) Auch die Wendung von „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" aus „Wallensteins Lager" fehlt nicht.[2]) Aus der Kapuzinerpredigt eignet er sich in freier Umgestaltung die Mahnung an: „Contenti estote!"

„Seien wir zufrieden mit dem Kommißbrote — das wir selbst bauen" (9. Januar 1885).[3]) Besonders sympathisch fühlte sich seine kampffrohe und tatenlustige Natur durch das „Reiterlied" berührt. Während der Deichwacht bei einem Eisgang der Elbe spielen ihm die Eisschollen, so schreibt er der Braut am 22. Februar 1847, den Pappenheimer Marsch zum Ruf und der Chor der berittenen Bauern singt „Frisch auf Kameraden": er bedauert nur, „daß die Klötze es nicht wirklich tun".[4]) Das von der Braut besonders gerühmte Gedicht „Oh do not look so bright and bless'd" findet er zwar recht hübsch, aber doch wie fast alle Poesie „nicht geeignet, aufs eigene Leben übertragen zu werden und seine own little perversities damit zu bedecken": Er erklärt es für ein feiges Lied, dem er den Vers des Reiterlieds gegenüberstellt „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben genommen sein" (7. März 1848).[5]) Zu Beginn des Jahres 1870 klagt er, er habe im Anhören der von den Gegnern der Todesstrafe gegen dieselbe vorgebrachten Gründe das Gefühl gehabt, das

[1]) Polit. Reden X, S. 304.

[2]) Briefe an Gerlach S. 263. [3]) Polit. Reden X, S. 380.

[4]) Briefe an die Braut und Gattin S. 41. Vgl. oben S. 57.

[5]) Briefe an die Braut und Gattin S. 67.

Wort des Dichters: „Und setzet ihr nicht das Leben ein usw.“ und das andere Wort, daß „das Leben der Güter höchstes nicht ist“ — er zitiert den Schluß der Braut von Messina — in Deutschland in eine merkwürdige Vergessenheit geraten, in einen Wust von falscher Sentimentalität begraben worden seien (1. März 1870)[1] — eine Beobachtung, welche wenige Monate später durch die deutschen Heere als völlig unzutreffend erwiesen worden ist. Auch sonst zeigt sich Bismarck mit Wallenstein wohl vertraut. Die Anfangsworte der „Piccolomini“ benutzt er zu der Wendung: „Die autonomen Wünsche kommen spät, aber sie kommen“ (21. März 1879).[2] Von sich selbst berichtet er in Erinnerung an den Widerstand, den die „Partei der Generale“ 1866 der von ihm befürworteten Bewilligung eines glimpflichen Friedens an Österreich entgegengesetzt hatte, man habe ihn damals „Questenberg im Lager“ genannt (23. März 1887).[3] Gegenüber der tendenziösen Entstellung, die Windthorst sich mit einem von ihm in bezug auf die Polen und ihr Verhältnis zu Preußen gebrauchten Ausdrucke erlaubt hatte, fragt er, ob denn der Unterschied des Wortlauts dem scharfen Judicium dieses Abgeordneten entgangen sei oder ob etwas vorliege, „was an die bekannte Redensart an dem Wallensteinschen Gastmahl Schillers erinnert: vor Tisch las man es anders“ (29. Januar 1886).[4] Das Wort aus dem Liede Theklas in den Piccolomini, Akt III, Szene 7 „Ich habe gelebt und geliebet“ bezieht er scherzend auf den Wechsel, den im Laufe einer achtzehnjährigen Ministertätigkeit sein Verhältnis zu den verschiedenen Parteien erfahren habe (8. Mai 1880).[5]

---

[1] Polit. Reden IV, S. 327. [2] Ebd. VII, S. 412.
[3] Ebd. XII, S. 337. [4] Ebd. XII, S. 456.
[5] Ebd. VIII, S. 190.

Aus „Wallensteins Tod" endlich variiert er den bekannten Ausspruch, Akt II, Szene 2:

> „Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
> Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen"

das eine Mal, indem er von dem praktischen Gebiet urteilt, daß sich da im Raume die Dinge hart aneinander stoßen, während die Gedanken den Zusammenstoß leicht überfliegen (19. Januar 1882),[1] und das andere Mal, indem er die dem Anschein nach leicht realisierbaren Gedanken, die im Kopfe beieinander wohnen, den fünfundzwanzig Regierungen entgegensetzt, die sich im Raume stoßen (22. November 1875).[2] Auf dieselbe Stelle, deren Wahrheit er gerade als Staatsmann so oft zu erfahren hatte, spielt er an, wenn er beim Rückblick auf die Politik Preußens unter Friedrich Wilhelm IV. bemerkt, aus den sich kreuzenden Bestrebungen und Kräften, von denen die oberen Zehntausend getragen und geleitet werden, seien zu mannigfaltig, als daß die Regierungen daraus für ihr Verhalten eine Richtschnur entnehmen könnten, „so lange nicht die Evangelien der Redner und Schriftsteller vermöge des Glaubens, den sie bei den Massen finden, die materiellen Kräfte, die sich hart im Raume stoßen, zur Verfügung haben".[3] Zu einem Schreiben des Kronprinzen Friedrich Wilhelm aus der Zeit des Konflikts, den dessen bekannte Danziger Rede veranlaßt hatte, worin dieser seine schweren Bedenken gegen die mit der Preßordonnanz vom 1. Juni 1863 eingeleitete innere Politik darlegte, fügte er unter anderen spitzen kritischen Bemerkungen auch die Stelle aus Wallensteins Tod, II. Akt, 2. Szene: „Leicht — so

[1] Polit. Reden IX, S. 214.

[2] Ebd. VI, S. 302.

[3] Gedanken und Erinnerungen I, S. 61.

zitiert er falsch statt „schnell" — fertig ist die Jugend mit dem Wort" (2. Juli 1863).[1]

Der Gattin gegenüber hofft er einmal scherzend noch rechtzeitig eine Entschuldigung ausfindig zu machen (21. Oktober 1850), wenn er einer unbequemen Einladung zur Jagd nach Letzlingen sich entziehen will und wäre es nur: „Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich"[2]) — die Schlußworte der Maria Stuart.

Bei der Bewegung in gewissen anderen Gedankenkreisen findet Bismarck für seine Stimmung nicht selten besonders entsprechenden Ausdruck in bekannten Stellen aus „Wilhelm Tell" und der „Jungfrau von Orleans". Für den Tell gestand er übrigens schon als Knabe keine besondere Sympathie gehabt zu haben, einmal weil der Held auf seinen Sohn geschossen und dann, weil er Geßler auf meuchlerische Weise getötet habe. Nach seinen Begriffen, äußert er sich darüber gelegentlich im Kreise seiner Tischgenossen,[3]) wäre es natürlicher und nobler gewesen, wenn Tell statt auf den Jungen abzudrücken, den doch auch der beste Schütze statt des Apfels hätte treffen können, lieber gleich auf den Landvogt geschossen hätte, das wäre gerechter Zorn über eine grausame Zumutung gewesen: Das Verstecken und Auflauern gefalle ihm nicht, das passe nicht für Helden. Doch hat ihn das nicht gehindert, auch aus diesem Werk Schillers ihn stark berührende Worte sich zu eigen zu machen. Die Erinnerung an den sogenannten Bruderkrieg von 1866 habe, bemerkt er am 13. März 1885,[4]) das Gefühl der nationalen Einheit 1870 nicht mehr gestört: als „ein einig (richtig

[1]) Gedanken und Erinnerungen, Anhang II, S. 352.

[2]) Briefe an die Braut u. Gattin S. 209.

[3]) Busch, Tagebuchblätter I, S. 325.

[4]) Politische Reden XI, S. 84.

heißt es einzig) Volk von Brüdern" habe Deutschland sich den Angriffen des Auslands entgegengestellt, sagt er mit Bezug auf die bekannte Stelle Tell, II. Akt, 2. Szene. Scherzend benutzt er dieselbe (23. März 1878), als er die Schwierigkeiten schildert, welche sich der von ihm bereits 1862 gewünschten Errichtung eines besonderen Eisenbahnministeriums entgegengestellt hätten. Keiner seiner Kollegen habe etwas von seinem Ressort einbüßen wollen, und man habe daraus gewissermaßen eine Kabinettsfrage oder Ehrensache gemacht, so daß es geheißen habe: wir wollen uns nicht trennen, sondern ein einig Ministerium von Brüdern bleiben.[1]) Hatte er die bekannte Versammlung zu Heppenheim (10. Oktober 1847) wohl in Erinnerung an Tell einst ein „konstitutionelles Rüttli" genannt,[2]) so bezeichnet er den Reichstagsbeschluß, der die Aufhebung des Expatriierungsgesetzes verlangte (3. Dezember 1884), als eine Art von Geßlerschen Hut, den die Mehrheit vor dem Bundesrat aufrichte, damit er ihn grüße.[3]) Bei dem Friedensschluß mit Rom will er, des schließlichen Ausgangs noch ungewiß, in den dafür festgesetzten Formen zunächst nur das Gefäß sehen, in welches die Ausführenden je nach ihrer Stimmung und nach dem Maße gegenseitigen Vertrauens „Milch der frommen Denkungsart" oder „gärend Drachengift" zu füllen in der Lage sein werden.[4]) Aus dem Monolog des Tell (Akt IV, Szene 3) benutzt er zur Beantwortung der an ihn gerichteten Frage, ob er auch bei künftigen Reisen wieder durch Berlin kommen werde, launig das „Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht" (6. August 1892).[5]) Daß nach 1866 das Wort des sterbenden Attinghausen (IV. Akt, Szene 2):

[1]) Polit. Reden VII, S. 212.

[2]) Ebd. I, S. 246. [3]) Ebd. X, S. 284. [4]) Ebd. XII, S. 110.

[5]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 245.

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen" an dem Welfischen Königshause, obgleich es im Interesse eines dauernden Friedens zu wünschen gewesen wäre, durch dessen eigene Schuld nicht hat verwirklicht werden können, bedauert er lebhaft (13. Februar 1869).[1] Zugunsten der Beibehaltung der Todesstrafe für den Fürstenmord oder den Versuch dazu verwendet er in der Rede vom 24. Mai 1870 wirksamst die Szene (V. Akt, 2. Szene), in welcher der Dichter durch die Einführung Johanns von Schwaben im Gegensatz zu seiner blutigen Tat die Tells in das rechte Licht setzt.[2]

Von der „Jungfrau von Orleans" fällt ihm, wohl infolge eines gewissen enttäuschenden Eindrucks, den er wie so viele bei ihrer Aufführung gelegentlich dadurch empfangen haben mochte, daß das Personal zur Darstellung der Massenaufzüge selten ausreicht und man daher dieselben Leute wiederholt über die Bühne schreiten läßt, „der Triumphzug" ein — er meint den festlichen Aufzug bei der Krönung Karls VII. — als theatralisches Seitenstück zu der Art, wie der Abgeordnete Richter immer die gleichen Argumente von neuem vorführt. „Da habe ich", sagt er, „immer das Gefühl, wie bei einer Vorstellung der „Jungfrau von Orleans", wo einem der endlose Triumphzug im Anfang überrascht, bis man beim dritten Vorbeimarsch merkt: mein Gott, das sind ja dieselben Leute" (29. April 1881)[3]. Freilich läuft auch ihm in der Hitze der Debatte hier und da ein Irrtum unter, so wenn er (26. April 1869) zwar mit Schiller richtig fragt: „Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand"?[4]), ein andermal aber dem Abgeordneten Windthorst, der ursprünglich ein großer General ohne Armee

---

[1]) Politische Reden IV, S. 140. [2]) Ebd. IV, S. 370.
[3]) Ebd. IX, S. 51; XI. S. 379. [4]) Ebd. IV, S. 208.

gewesen sei, nachrühmt, es sei diesem gelungen „wie Wallenstein eine Armee aus der Erde zu stampfen, um sich damit zu umgeben“ (9. Februar 1872).[1]) Er meint natürlich die bekannte Stelle aus der Jungfrau von Orleans (I. Akt, Szene 3):

„Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?
Wächst mir ein Kornfeld auf der flachen Hand?“

über die er gelegentlich einmal auch mit dem Abgeordneten Günther, der sie ganz absonderlich umgestaltet hatte, eine längere Erörterung gehabt hat.[2]) Von der friedlichen Wendung der Dinge im Orient meint er, man könne darauf die Worte Johannas in dem Monolog zu Anfang des IV. Akts, 1. Szene anwenden: „Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen“ (19. Februar 1878).[3]) Wie gründlich er sich gelegentlich auch mit einzelnen deutbaren Stellen der von ihm viel gelesenen Dichter beschäftigte und wie er sie dann von der gewöhnlichen Auffassung abweichend wohl auch in eigentümlicher Weise zu deuten versuchte, lehrt ein Gespräch über den Sinn der vom Dichter dem sterbenden Talbot in den Mund gelegten Worte: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens“. Nach seiner Ansicht ist dasselbe immer mißverstanden, weil man das „mit der Dummheit“ gleichsetzt mit „gegen die Dummheit“. „Aber das ist falsch. Mit der Dummheit, wenn sie auf unserer Seite steht, kämpft man umsonst. Nicht contra, sondern cum, das gibt einen viel bessern Sinn“.[4]) Den Vorzug der Originalität wird man dieser Erklärung nicht abstreiten, ob sie das Richtige trifft, werden manche zweifeln.

---

[1]) Polit. Reden V, S. 256. [2]) Vgl. S. 103.
[3]) Polit. Reden VII, S. 279.
[4]) Bismarck Jahrbuch VI, S. 326.

Auch Bismarcks Verhältnis zu Shakespeare mag hier gleich erörtert werden, obgleich er dessen Dichtungen zumeist englisch gelesen hat und auch vielfach in englischer Sprache anführt. Daß er gelegentlich aber auch zu der Schlegel-Tieckschen Übersetzung griff, geht schon daraus hervor, daß er sich auf die Autorität Schlegels als eines Meisters der deutschen Sprache beruft, um aus dessen Sprachgebrauch sogar verfassungsrechtliche Folgerungen herzuleiten. Wie Goethes Faust hat er dem großen englischen Dramatiker namentlich in jüngeren Jahren augenscheinlich viel Zeit gewidmet und ihn gemeinschaftlich mit seinen Freunden gründlich studiert. Bereits in Göttingen las er ihn mit seinen amerikanischen Studiengenossen englisch.[1] Noch aus späterer Zeit — vielleicht aus dem Jahre 1836 — liegt ein englischer Brief von ihm vor, worin er „Astly" um Darleihung von „Richard III." und „Hamlet" bittet und aus „Macbeth" zitiert „that than we meet again in thunder, lightning or in rain", sich zugleich aber wegen seines schlechten Englisch entschuldigt.[2] Später hatte das Ehepaar Bismarck mit den verschwägerten von Blankenburgs regelmäßige Shakespeare-Abende.[3])

Gemäß seiner ausgesprochenen Vorliebe für das Trauerspiel hat Bismarck aus den Lustspielen Shakespeares weniger mit ins Leben genommen als aus den Tragödien und Historien. Von jenen wird nur der „Sommernachtstraum" flüchtig von ihm gestreift, wenn er (25. November 1853) an Gerlach scherzend schreibt: „Die guten Österreicher sind wie der Weber Zettel im Sommernachtstraum. Sie haben im Orient ihr Kreuz zu tragen, wollen in Italien die

---

[1]) Lenz, Bismarck S. 23.

[2]) Bismarck-Jahrbuch I, S. 3—4. [3]) v. Keudell S. 17.

große Rolle spielen und in Deutschland auch den „Löwen" machen".[1]) Deutschlands Bemühungen, in Frankreich die Revancheideen endlich zu beruhigen, erscheint ihm schließlich als „Love's labour lost", als verlorene Liebesmüh nach dem Titel der bekannten Shakespeareschen Komödie (11. Januar 1887).[2])

Von den Personen der Historien war ihm begreiflicherweise der Heißsporn Percy besonders sympathisch: fühlte er sich ihm doch seinem eigenen Wesen nach in manchem Zuge innerlich verwandt. Gegenüber der Neigung des Parlaments, der Regierung aus kleinen Anlässen große Schwierigkeiten zu bereiten, erklärte er einmal geradezu, auch ohne künstlich nervös gemacht zu sein, könne er da doch sehr leicht in eine Stimmung kommen, die er den Abgeordneten nicht besser beschreiben könne, als indem er ihnen empfehle, in einer der ersten Szenen von Heinrich IV. nachzulesen — es handelt sich um den ersten Teil, Akt I, Szene 3 —, was da Heinrich Percy für einen Eindruck hat, als der dort besagte Kammerherr kommt, ihm die Gefangenen abfordert und ihm, der wund und kampfesmüde ist, eine längere Vorlesung über Schußwaffen und innere Verletzungen hält. Dann führt er den Anfang der Stelle englisch an und schließt unter lebhaftem Bravo: „So ungefähr wie Percy ist mir zu Muthe, wenn ich über Dinge, für die ich gelitten und gekämpft habe, die ich besser kennen muß, solche Reden höre" (29. März 1867).[3]) Bei dem Lesen des Laskerschen Antrages, es solle den nationalen Bestrebungen der Regierung und des Volkes in Baden eine besondere Anerkennung ausgesprochen und weiterhin der möglichst baldige Anschluß Badens an den Norddeutschen

[1]) Briefe an Gerlach S. 104.

[2]) Polit. Reden XII, S. 209. [3]) Ebd. III, S. 259.

Bund als wünschenswert bezeichnet werden (24. Februar 1870), meint er, seinen Urhebern sei wohl zu Mute gewesen „wie Shakespeare den Heißsporn Percy schildert, der, nachdem er ein halb Dutzend Schotten umgebracht hat, über das langweilige Leben klagt: Es passiert eben nichts, es muß etwas Leben hineingebracht werden“.[1]) Aus dem dritten Teil von Heinrich IV. verwertet er ganz eigentümlich die 1. Szene des II. Aktes, „wo in einem Gespräch der beiden Brüder Eduard und Richard die Begriffe Reich und Herzogtum als ganz entschiedene Gegensätze und einander ausschließend gegenübergestellt werden“. Auf die Autorität Schlegels hin, der doch gewiß ein genauer Kenner und vorsichtiger Benutzer der einzelnen Worte gewesen sei, macht er das geltend gegen die Einwendungen, die von seiten der Opposition auf Grund des Artikels der preußischen Verfassung gegen die Einverleibung des Herzogtums Lauenburg als eines fremden Reiches erhoben wurden (3. Februar 1866).[2]) Aus Richard III. gebraucht er brieflich gegen Gerlach die bekannten Anfangsworte:

„Nun ward der Winter unseres Mißvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks“,

indem er sie englisch entsprechend umgestaltet in bezug auf die dem Minister Bernstorff wieder leuchtende Sonne der königlichen Gnade (7. Oktober 1855): the winter of his discontent made glorious summer by the sun of Royality.[3]) Auf die Worte des Mark Anton im „Julius Cäsar“ in der Leichenrede (III. Akt, Szene 2):

„Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann,
Das sind sie alle, alle ehrenwert!“

---

[1]) Polit. Reden IV, S. 314.

[2]) Ebd. III, S. 16, 17. Vgl. oben S. 144.

[3]) Briefe an Gerlach S. 249.

spielt er an, wenn er auch die Angehörigen der beiden großen Parteien, die es nach seiner Meinung in Zukunft allein noch geben wird, alle als „achtbare“ Leute bezeichnet.[1]) Mit dem Wiener Kabinett, äußert er als seine Überzeugung Gerlach gegenüber (25. November 1853), würde Preußen weiter kommen, wenn es ihm offen und ehrlich seine Meinung sagte, statt daß sich beide gegenseitig Phrasen machen „wie die Macbethin dem König Duncan“.[2]) Ebenfalls auf eine Stelle aus „Macbeth“ spielt er an, wenn er angesichts der den Frieden bedrohenden hannoverschen und kurhessischen Agitation es als die Aufgabe der Regierung eines großen Landes hinstellt, die Augen offen zu haben und wach zu sein, mit dem Bemerken: „Der schlaftrunkene Kämmerling des Königs Duncan sah den Dolch des Macbeth auch nicht“ (30. Januar 1869).[3])

Weitaus am vertrautesten aber von allen Shakespeareschen Dramen war Bismarck der gedankenreiche „Hamlet“. Anklänge an ihn finden sich besonders häufig. Im Hinblick auf die heftige Polemik, welche die Kunde von seiner bevorstehenden Ernennung zum Bundestagsgesandten in der Presse veranlaßt hatte, eignet er sich in einem Briefe an Gerlach Hamlets Wort an (22. Juni 1851): „Das alles ist ohne Zweifel sehr wahr, und ich selbst glaube festiglich daran, aber ich halte es nicht für schön, es so gedruckt zu sehen“.[4]) Ein Schreiben an denselben (3. Februar 1854) schließt er mit den Worten, der Empfänger möge wie Hamlet Ophelia gegenüber zweifeln, ob „the stars are fire“, „aber nicht an seiner aufrichtigen Liebe“.[5]) Dann wieder nennt er eine Entschließung des Landtages „von des Gedankens Blässe

[1]) Politische Reden VI, S. 256. [2]) Briefe an Gerlach S. 105.
[3]) Politische Reden VI, S. 124. [4]) Briefe an Gerlach S. 3.
[5]) Ebd. S. 128.

angekränkelt"[1]) und bezeichnet es als einen Vorzug der französischen und der englischen Finanzen, daß sie nicht „von der Blässe des theoretischen Gedankens angekränkelt" seien.[2]) Bulgarien ist ihm (13. Januar 1887) „Hekuba",[3]) und er glaubt nicht wie Hamlet, daß der Tod ein endloser, traumloser Schlaf sei (1. März 1878).[4]) Dem Redakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, Braß, läßt er einmal empfehlen, er solle doch den weisen Spruch von Hamlet nachlesen, wonach es gut sei, die Tatsache zu glauben, daß alte Leute in den Schenkeln schwach sind.[5]) Noch bei der Abfassung der „Gedanken und Erinnerungen"[6]) gemahnt ihn der lange eigenhändige Brief des Kaisers von Rußland, worin dieser „weit ausgesponnen und mit mehr Deklamation als in seiner Feder lag — sodaß man also annehmen mußte, er habe dabei unter fremdem Einfluß gehandelt — König Wilhelm 1863 ein Bündnis antrug, um gleichzeitig beiderseits mit den Westmächten und mit Österreich abzurechnen, an Hamlets Wort:

„Wether 't is nobler in the mind, to suffer
The slings and arrows of outrageous fortune,
Or to take arms against a sea of troubles,
And by opposing end them?"

---

[1]) Politische Reden VII, S. 213.
[2]) Ebd. VIII, S. 238. [3]) Ebd. XII, S. 182. 183.
[4]) Ebd. IV, S. 327. [5]) v. Keudell S. 325.
[6]) Gedanken und Erinnerungen II, S. 62—63.

V.

Bismarcks Verhältnis zu den neueren Sprachen und ihren Literaturen.

War es vornehmlich die schöne und treffende Fassung eines auch ihn erfüllenden oder gelegentlich in ihm aufsteigenden Gedankens oder die Erinnerung an ihm seit der Jugend vertraute oder später geläufig gewordene Dichterworte, die Bismarck veranlaßte und in den Stand setzte, seine Reden und vertraulichen Briefe mit vielerlei Lesefrüchten aus den deutschen Dichtern zu schmücken und so für Hörer und Leser reizvoller zu gestalten, während die außerordentlich häufige Benutzung lateinischer Worte und Wendungen der verschiedenartigsten Herkunft aus seiner Vorliebe für die strenge Sachlichkeit und treffende Kürze der Sprache des alten Rom entsprungen sein dürfte, wird man die überraschende Häufigkeit des Gebrauchs nicht bloß von Schlagwörtern, sentenzenartigen Phrasen und ganzen Sätzen, sondern auch einzelnen Wörtern und Redensarten aus den modernen fremden Sprachen, wo gute deutsche Ausdrücke reichlich zur Verfügung stehen, wohl auf andere Gründe zurückzuführen haben.

Zunächst ist daran festzuhalten, daß Bismarck nach der sprachlichen Seite hin besonders reich veranlagt war, wie

das sich schon auf der Schule gezeigt hatte durch seine Leistungen in den alten Sprachen und die Art, wie er sich, wenn auch zunächst aus einem besonderen, nicht eigentlich in der Sache liegenden Anlaß nebenbei in kurzer Zeit des Englischen bemächtigte. Während er aber sich bewußt war, in den alten Sprachen das Fundament seiner allgemeinen Bildung erworben zu haben, hat er auf die Beherrschung der modernen Sprachen einen ähnlich ideellen Wert nicht gelegt, sondern darin mehr bloß eine Ausrüstung für das praktische Leben gesehen, die sich nach der für seine Standesgenossen maßgebenden Sitte und im Hinblick auf den ihm durch seine Herkunft voraussichtlich angewiesenen Beruf gewissermaßen von selbst verstand. Von Jugend auf durch die Gewöhnung in Haus und Familie Herr der französischen Sprache im mündlichen und schriftlichen Gebrauch und dauernd bestrebt, sich auch in der Herrschaft über das aus eigener Kraft erworbene Englisch zu befestigen, hat er, dessen reich veranlagter Geist anfangs nicht bloß des rechten würdigen Gegenstands der Beschäftigung, sondern auch der seine Kräfte recht zu disziplinieren geeigneten Schulung entbehrte, wie es scheint, ein besonderes Vergnügen empfunden, auf diesem Gebiete eine Art von Gymnastik zu treiben, indem er nicht selten auch dem gewöhnlichsten Gedanken einen fremdsprachlichen Ausdruck gab. Wenn man ihm dabei folgt, hat man die Empfindung, als ob er bei diesem Umsichwerfen mit englischen und französischen Brocken und der Durchsetzung seiner Briefe, auch der wirkliche Herzensergüsse enthaltenden, mit dem wunderlichsten Sprachengemisch nur — zunächst zu seinem eigenen Vergnügen und in einem gewissen übermütigen Gefühl seines Könnens — zeigen will, wie ihm all das keine Schwierigkeit macht und er sprachlich sozusagen in allen Sätteln gerecht ist. Jedenfalls wird

man die ungewöhnliche Sprachmengerei, die seine Reden auch noch auf der Höhe seines Wirkens kennzeichnet und ihnen ein eigenartiges, unseren modernen Sprachreinigern wohl wenig zusagendes Gepräge verleiht, nicht zurückgeführt werden dürfen auf seinen diplomatischen Beruf. Vielmehr beschäftigte sich der junge Bismarck auch noch mit anderen Sprachen als der dazu zunächst nötigen französischen und der englischen, aus ihm angeborenem Sprachsinn und wegen der Befriedigung, welche ihm die Überwindung der damit verbundenen und für andere oft nicht leicht zu bewältigenden Schwierigkeiten bereitete. So hatte er bereits während der Berliner Studienzeit, wo er mit seinem Freunde Graf Alexander Keyserling Englisch trieb und sich dessen zur Übung auch im Verkehr mit ihm bediente,[1]) von diesem sich lettische Volkslieder beibringen lassen. Auch das Polnische war ihm nicht fremd geblieben.[2]) Auf einer Reise durch Ungarn 1852 hatte er sich schnell selbst von dieser Sprache, die dem Sprachgefühl des Deutschen so ganz besonders widerstrebt, eine Anzahl unentbehrlicher Ausdrücke schnell angeeignet.[3]) Während des längeren Aufenthalts in Rußland ist ihm dann auch das nicht minder schwierige Russisch einigermaßen geläufig geworden.[4])

In besonderer Weise betätigt er seine Vorliebe für derartige abseits liegende fremdsprachliche Studien dadurch, daß er sie der Braut nahelegt und diese zur Teilnahme daran und zu ähnlichen Bestrebungen zu gewinnen sucht.

---

[1]) Keyserling I, S. 33; II, S. 461.

[2]) Politische Reden XI, S. 311. Briefe an die Braut u. Gattin S. 69, 70.

[3]) Briefe an die Braut u. Gattin S. 346 ff.

[4]) Keyserling I, S. 556.

Einmal teilt er ihr das Vaterunser italienisch mit,[1]) um ihr einen Blick zu eröffnen in den Geist der Sprache Dantes, die ihr bisher wohl fremd oder doch nur wenig geläufig gewesen war. Nicht selten gebraucht er in den Briefen an sie auch italienische Koseworte wie angela mia u. a. m.[2]) Aber auch in ernsten Dingen bedient er sich des ihm sonst weniger bequem liegenden Italienischen, so z. B. wenn er zu den ihm vorgelegten amtlichen Berichten über seine Mission nach Wien 1852 in bezug auf eine ihm darnach angeblich gemachte Mitteilung am Rande bemerkt: „non mi ricordo".[3]) Daß er sich aber durch eigenes Studium mit einem oder dem andern der großen italienischen Dichter genauer bekannt gemacht hätte, wird nirgends offenbar. Wer seine geistige Eigenart einigermaßen erfaßt hat, wird das kaum verwunderlich finden. Nur in der Ansprache an die Vertreter des Gesamtausschusses des Verbandes alter Korpsstudenten (27. April 1895) erklärt er den bekannten italienischen Spruch „Nessun maggiore dolore" ꝛc. — es ist bekanntlich ein berühmter Vers aus Dantes göttlicher Komödie[4]) — für einen Irrtum, vielmehr blicke er gern rückwärts.[5]) Wie er gelegentlich auch mit seinen fremdsprachlichen Liebhabereien über den von solchen gewöhnlich eingehaltenen Kreis hinausstrebte, zeigt die Mitteilung einer ihm zugegangenen holländischen Todesanzeige an seine Braut, der er einen ungefähren Begriff von der Sprache der Niederländer beibringen möchte, indem er ihr die für den Deutschen nicht ohne weiteres verständlichen Worte übersetzt.[6]) Vor allem aber bezeugen diese Liebhaberei und die Freude an der in ihrer Pflege

---

[1]) Briefe an die Braut u. Gattin S. 41. [2]) Ebd. S. 7.
[3]) Gedanken u. Erinnerungen, Anhang II, S. 90.
[4]) Inferno V, S. 121. [5]) Dehn S. 623.
[6]) Briefe an die Braut und Gattin S. 23.

geübten Geistesgymnastik die lebensprühenden und aus der Tiefe eines beglückten Herzens strömenden Briefe an die Braut. Gerade in ihnen gefällt er sich in einer zuweilen fast komisch wirkenden Sprachmengerei, wenn er z. B. am 7. März 1847 ein schon reichlich mit französischen und englischen Sätzen durchzogenes Schreiben mit der Bemerkung schließt, die Geliebte möge daraus entnehmen: „ch' Io ti voglio, ben' assai. that I love you, que je t'adore, mon ange“ und den nächsten Brief anfängt mit den polnischen Schmeichelworten „Czarna kotko, mila duszo“.[1])

Für das Verhältnis Bismarcks zu den neueren Sprachen ist auch die Tatsache bezeichnend, daß er, wie man aus seinem Schweigen darüber wird entnehmen dürfen, auf ihre Kenntnis und auf die Beschäftigung mit ihnen besonderen Wert nicht gelegt hat. Offenbar hielt er sie nicht entfernt in dem Maße für eine Quelle höherer allgemeiner Bildung wie die alten Sprachen. Vielmehr waren sie ihm nur ein unentbehrliches Handwerkszeug zur Ausübung seines staatsmännischen und insbesondere diplomatischen Berufes: um dessentwillen zunächst hielt er ihre Beherrschung und sichere Handhabung für geboten und ließ sich angelegen sein, sie zu erwerben und zu behaupten. Sie waren ihm nur Mittel zum Zweck, und es kam ihm daher auch bei der Lektüre wohl weniger auf den Inhalt als darauf an, daß er sich durch sie im Gebrauche der in fortdauernder Entwicklung begriffenen und sich unausgesetzt wandelnden Sprache befestigte. In den entscheidenden Tagen des Jahres 1866, wohl denen der höchsten Spannung, die er durchlebt hat, wo es sich für ihn, um mit dem ihm so vertrauten Hamlet zu reden, um Sein oder Nichtsein handelte, bittet er (2. Juli 1866)

---

[1]) Briefe an die Braut und Gattin S. 69.

von Gitschin aus die Gattin, ihm irgend einen französischen Roman zum Lesen zu schicken, „aber nur einen auf einmal".[1]) Vorher hatte er auf einer Reise nach Südfrankreich als einziges Buch die Gedichte Byrons mit sich geführt.[2]) Geradezu als einen Fehler seiner Vorgänger in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Preußens sah er es an, daß sie denjenigen Aspiranten für den diplomatischen Dienst, die zufällig Kenntnis fremder Sprachen, namentlich der französischen besaßen, den erhobenen Ansprüchen gemäß leicht eine gewisse Bevorzugung einräumten, obgleich diese Herren daraufhin der oberen Leitung noch anspruchsvoller entgegentraten und mehr zur Kritik neigten als andere. „Sprachkenntnisse, wie auch Oberkellner sie besitzen, bildeten bei uns leicht die Unterlage des eigenen Glaubens an den Beruf zur Diplomatie, namentlich so lange unsere gesandtschaftlichen Berichte, besonders die ad Regem, französisch sein mußten, wie es die nicht immer befolgte, aber bis ich Minister wurde amtlich in Kraft stehende Vorschrift war." Daraus erklärt es sich ihm, daß von den älteren preußischen Gesandten manche, obgleich sie von der Politik nichts verstanden, doch wegen ihrer Sicherheit im Französischen in die höchsten Stellen einrückten, obgleich sie alsdann auch in ihren Berichten natürlich nur das sagten, was sie französisch zur Verfügung hatten. Wenn nun aber gar ein Gesandter auch seine Privatbriefe an den Minister französisch schrieb, so empfahl er sich dadurch als besonders berufen zur Diplomatie, mochte er politisch auch als urteilslos bekannt sein.[3]) Erst durch Bismarck selbst ist 1862 in dem Verkehr der preußischen Diplomaten mit ihrem Könige und ihrem Minister das Deutsche als Amtssprache eingeführt worden. Immerhin

[1]) Ebd. S. 572. [2]) Ebd. S. 508.

[3]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 4.

erklärt die Schule, die er da durchgemacht hatte und unter deren Zwang er noch von Petersburg aus nach Berlin hat französisch berichten müssen, daß er von dem ihm dadurch geläufig gewordenen Diplomatenfranzösisch auch später noch so viel behalten hatte und durch dessen Anwendung seinen schriftlichen und mündlichen Ausdruck nicht selten eine ganz eigentümliche Färbung zu verleihen wußte.

Persönlicher sozusagen und innerlicher stand Bismarck zum Englischen. Für dieses hatte ihm schon die ungewöhnliche Art, wie er sich seiner bemächtigt hatte,[1]) auf die Dauer eine begreifliche Vorliebe eingeflößt. Sie konnte der Geist des energischen Idioms, das seinem Denken und seiner Ausdrucksweise durch sachliche Kürze besonders entsprach, nur noch steigern. In das Englische verfällt er daher besonders in den Briefen an die seinem Herzen am nächsten Stehenden: es ist, als ob er manches, was ihn bewegt, in dem kraftvollen und gedrungenen Englisch, das von allem für den auszudrückenden Gedanken entbehrlichen Beiwerk absieht, treffender und eindrucksvoller zu sagen sicher ist als in seiner Muttersprache. Eben heimgekehrt, wider Erwarten zu einer Landwehrübung eingezogen, schreibt er (1844) seiner Schwester Malwine: „Du siehst how men of merit are sought after the undeserver may ꝛc.[2]) Massenhaft finden sich englische Wendungen und ganze englische Sätze namentlich in den Briefen an seine Braut, auch wo in der Sache ein Anlaß zum Gebrauch der fremden Sprache durchaus nicht liegt.[3]) Ebenso ist in seine Reden infolgedessen viel Englisches übergegangen, und zwar nicht bloß in Fällen, wo es sich um die Anführung gewissermaßen technischer englischer Ausdrücke aus dem Gebiete des Rechts, der Politik

[1]) Vgl. oben S. 19. [2]) Hesekiel S. 107.

[3]) Briefe an die Braut und Gattin S. 8, 11, 17, 22 ꝛc.

und der Kolonialverwaltung handelt. Leopold von Gerlach gegenüber erklärt er (19. Dezember 1857) mit bezug auf Äußerungen, die dessen Bruder Ludwig in der Kreuzzeitung getan, er leide nicht an der Zeitkrankheit der love of approbation, sondern sei gewappnet oder blasiert gegen Anerkennung von befreundeter Seite, wohl aber sei er empfänglich für die aus dem Munde eines respektablen Gegners: überhaupt fasse er die Gunst des Hofes und der Menschen, mit denen er in Berührung komme, mehr auf von dem Standpunkte anthropologischer Naturkunde.[1]) Das aus Oliver Goldsmiths Komödie „the good natured man" stammende Wort „measures not men", das in England ein in der Erbitterung des Parteikampfes viel gebrauchtes politisches Schlagwort geworden war,[2]) ficht er als unzutreffend an: nach seiner Ansicht würde es richtiger umgekehrt „men, not measures" zu lauten haben (7. März 1872).[3]) Mit der englischen Regierung hatte er den ehemaligen König Georg V. von Hannover für „bound of honour", für durch das Gebot der Ehre an den Abfindungsvertrag gebunden gehalten,[4]) den er dann durch Versuche zur Insurgierung Hannovers brach. Den ursprünglichen Sinn des deutschen „Knecht" zu erläutern vergleicht er es mit dem verwandten englischen knight, Ritter,[5]) und bedient sich für die von den Meistern gegen Arbeitseinstellungen ergriffenen Abwehrmaßregeln der Aussperrung des englischen Lock out.[6]) Mehrfach bezeichnet er mit einem auch sonst in Deutschland oft gebrauchten Ausdruck Höflichkeit durch fair play und durch „nicht fair play" das Gegenteil davon.[7]) Die ganz besitz-

[1]) Briefe an Gerlach S. 108. [2]) Büchmann S. 350.
[3]) Polit. Reden, V, S. 307. [4]) Ebd. IV, S. 105; VII, S. 9.
[5]) Ebd. VII, S. 276. [6]) Ebd. VII, S. 276.
[7]) Ebd. X, S. 187, 353, 366.

losen Arbeiter, die nichts haben zurücklegen können und deren Einwanderung daher in Amerika nicht erwünscht ist, nennt er, wie es dort üblich ist, schlechtweg „paupers“.[1]) Der Unbeliebtheit der deutschen Bezeichnungen für die höheren Klassen des einheimischen Adels, z. B. Reichsgraf, setzt er neben dem englischen Lord, „vor dem man nicht bloß in England, sondern auch in Deutschland den Hut abzieht“, und dem spanischen und italienischen Duca, „der etwas Exotisches und deshalb für den Deutschen Anziehendes hat“, den französischen Marquis, der doch „ein gewisses historisches flavour von Roccoco und Feinheit“ habe, so daß man ihn passieren lasse und sich nicht ärgere, mit ihm zu verkehren (26. März 1886).[2]) Für ihn fällt ein Teil der Maigesetze „in das Gebiet dessen — er findet augenblicklich im Deutschen keinen passenden Ausdruck dafür —, was der Engländer eine wild goose chase nennt, eine Jagd hinter wilden Gänsen zu Pferde, eine Jagd, die nie zum Ziele führt“ (12. April 1886).[3]) Er kennt die Engländer als Gegner von foreign influence (7. April 1888)[4]) und erinnert den Reichstag an die ups and downs in der Geschichte der holländischen Kolonien.[5]) Noch in seinen Memoiren spricht er von den sympathizers, die nach dem Tilsiter Frieden in Altpreußen oder den deutschen Ländern zu Preußen gehalten hätten, aber nicht imstande gewesen sein würden, seine Erhebung zu bewirken.[6])

Wenig findet sich dagegen bei Bismarck von englischen Sprichwörtern oder sprichwortähnlichen Ausdrücken: man sieht, er kennt die englische Sprache doch nur aus ihrer

---

[1]) Ebd. X, S. 344, 354. [2]) Ebd. S. 344. [3]) Ebd. XII, S. 85.

[4]) Busch, Tagebuchblätter III, S. 229.

[5]) Politische Reden XII, S. 551.

[6]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 290.

Literatur und hat niemals unter und mit dem englischen Volke gelebt. Daß die Regierung bei dem Schulaufsichtsgesetz sich mit dem geringsten Maß des Wünschenswerten begnügt und eben nur soviel gefordert hat, als für sie ganz unentbehrlich ist, um durchzukommen, drückt er aus durch das englische Sprichwort „to make both ends meet“, d. h. es reiche eben nur, um die beiden Enden gerade noch zusammenzubringen (13. Februar 1872).[1]) Wenn er in der Debatte sich gelegentlich starker Ausdrücke bedient zur Kennzeichnung der Gegner der von ihm vertretenen Regierungsvorlagen, so bittet er „das immer unter dem Benefiz des englischen Sprichworts zu akzeptieren present persons allways excepted, d. h. die Anwesenden sind in jedem Fall davon ausgenommen, wie die Unteroffiziere von den Herren Freiwilligen sagen“ (12. Februar 1885).[2])

Mit der englischen Literatur, von der ihm in jungen Jahren wenigstens ein gewisser Teil wohlvertraut gewesen, scheint er in späteren Jahren diese enge Fühlung einigermaßen verloren zu haben. Namentlich tritt die ihm ehemals eigene Vorliebe für Byrons Dichtungen, die er ebenso wie die für Thomas Moore auch der Braut einzuflößen gesucht hatte,[3]) später bei ihm nicht mehr hervor. Damals hatte seine englische Lektüre sich auf die Werke des unglücklichen Chatterton (1752—1770) erstreckt, „der in seinem achtzehnten Jahre in Kummer und Elend, man weiß nicht, ob vor Hunger oder an Gift starb“.[4]) Von den Dichtungen Thomas Moores hat ihm „the veiled Prophet“, der verschleierte Prophet, einen ganz besonders starken Eindruck

[1]) Politische Reden V, S. 283. [2]) Ebd. X, S. 502.

[3]) Briefe an die Braut und Gattin S. 12, 19, 73. Vgl. S. 67 u. 77.

[4]) Ebd. S. 40.

gemacht: sie behandelt die Geschichte von dem Propheten Mokana von Chorasan, dessen Macht über seine Jünger und Gläubigen dadurch bedingt war, daß er sein abschreckend häßliches Antlitz von ihnen nicht sehen ließ und daher stets verschleiert trug, da, wer es erblickte, dem Zauber seiner Persönlichkeit alsbald entzogen war. Mit ihm liebt er es die Sozialdemokratie zu vergleichen,[1]) obgleich, wie auf der Hand liegt, das Bild den Tatsachen gegenüber wenig zutreffend erscheint. Wenn er Bulwers bekanntes Wort von den Deutschen als dem „Volke der (Dichter und) Denker“[2]) gebraucht,[3]) so kann dieses ihm bei seiner außerordentlichen Verbreitung wohl auch ohne die Lektüre des Romanes Ernest Maltravers bekannt geworden sein. Von den Werken Scotts finden wir ihn gelegentlich mit dem „Kloster“ nach seiner Art zur Nachtzeit lesend beschäftigt.[4]) Auch klingt ihm zuweilen noch eins von den englischen Liedern im Ohr, die er in jüngeren Jahren gehört, ohne daß er sich besinnen konnte, durch wen und unter welchen Umständen er es kennen gelernt hat. So fragt er (23. Juni 1852) während seiner ungarischen Reise von Ofen aus bei der Gattin an: „Wo habe ich denn das Lied her, was mir heut den ganzen Tag im Sinne liegt? over the blue mountain, over the white sea-foam come thou beloved one, come to thy lonely home!“[5]) Das Recht der Engländer, zu singen „Britannia rules the waves“ läßt er als bisher wohlbegründet gelten und begreift daher auch ihr Erstaunen über die maritimen Bestrebungen, die Deutschland plötzlich betätigt (10. Januar 1885).[6]) Von seinem Studienfreunde

---

[1]) Politische Reden VII, S. 279; X, S. 122, 245; XI. S. 397.
[2]) Büchmann S. 355. [3]) Politische Reden I, S. 161.
[4]) Briefe an die Braut u. Gattin S. 205. [5]) Ebd. S. 343.
[6]) Politische Reden X, 412.

Motley hat er einst ein altes amerikanisches Lied gelernt „In good old colonial times, when we lived under a king“ und gebraucht es, um die patriarchalische Zeit der europäischen Politik in der Epoche der heiligen Allianz zu kennzeichnen.[1])

Zu ähnlichen Beobachtungen gibt ein einheitlicher Überblick über den Gebrauch Gelegenheit, den Bismarck von der französischen Sprache, französischen Wendungen, französischen Sprichwörtern und geflügelten Worten und den Reminiszenzen aus der Beschäftigung mit der französischen Literatur zu machen liebt. Es scheint ihm ein sehr lebhaftes Gefühl innegewohnt zu haben für die eigenartige Grazie, welche die französische Sprache in mancher Hinsicht auszeichnet, und für den feinen Esprit, der sich gerade hier als ihr besonderer Vorzug offenbart. Läßt sich doch auf französisch manches fein und sozusagen neckisch ausdrücken, was in deutschen Worten gegeben derb oder wohl gar plump erscheint. Seine daraus erklärliche Neigung, sich in dieser Art aushilfsweise des Französischen zu bedienen, wurde dadurch noch gesteigert, daß seine amtliche Stellung ihn jahrelang nötigte, sich der Diplomatensprache als der eigentlichen Umgangs- und Dienstsprache[2]) zu bedienen, und darin trat auch, als er zu einer leitenden europäischen Stellung aufgestiegen war, soweit es sich um den Verkehr mit fremden Staatsmännern handelte, eine wesentliche Änderung natürlich nicht ein.

Wiederum sind es hier namentlich die köstlichen Herzensergüsse an die künftige Lebensgefährtin, in denen sich diese Eigentümlichkeit seiner Ausdrucksweise besonders betätigt und denen sie wie einst für die Empfängerin, so noch heute für den

---

[1]) Ebd. XII, S. 457. [2]) Vgl. S. 154.

Leser einen ganz eigenartigen Reiz verleiht. Unwillkürlich nimmt der Liebende da seine Zuflucht zu dem schmiegsameren und beweglicheren Französisch, wenn die härtere und rauhere Muttersprache ihm nicht gleich Ausdrücke darbietet, die, was er sagen will, entsprechend fein und gleichsam schmeichelnd geben. Wiederholt versichert er Johanna von Puttkamer, er liebe sie sans phrase,[1]) und überschüttet sie erfindungsreich mit allen möglichen Kosenamen: ma très-chère, mon adorée Jeanneton,[2]) Jeanne la noire, enfant chérie des déserts etc.[3]) oder Jeanne la sage[4]) oder neckt sie als Jeanne la méchante.[5]) Dann flicht er in dem brieflichen Geplauder mit der Braut französische Wendungen in Menge ein, so daß man zuweilen beinahe den Eindruck empfängt, als habe er die künftige Lebensgefährtin, die von den neueren Sprachen zunächst nur mit der englischen recht vertraut gewesen zu sein scheint, auf diese Weise unvermerkt veranlassen wollen, sich auch mit dem Französischen eingehend zu beschäftigen. Im Hinblick auf seine bevorstehende Ernennung für den Frankfurter Posten legt er ihr freundlich nahe, die in der diplomatischen Gesellschaft unentbehrliche größere Geläufigkeit darin sich rechtzeitig anzueignen. Aber auch in seinen Reden bedient er sich gern französischer Worte und Wendungen, und zwar nicht bloß so allgemein rezipierter Ausdrücke wie à tout prix,[6]) fait accompli,[7]) à fonds perdu,[8]) non valeurs,[9]) sondern auch, wo die Ersetzung der vorhandenen und den gewollten Sinn durchaus richtig bezeichnenden deutschen Ausdrücke durch die fremdsprachlichen als unnötig erscheinen kann. Das ist z. B. der Fall, wenn

[1]) Briefe an die Braut und Gattin S. 43 u. öfter.
[2]) Ebd. S. 11. [3]) Ebd. S. 23. [4]) Ebd. S. 54. [5]) Ebd. S. 74.
[6]) Politische Reden IX, S. 351. [7]) Ebd. X, S. 189.
[8]) Ebd. VIII, S. 244; XI, S. 81. [9]) Ebd. X, S. 121.

er einmal mit Freuden konstatiert, der Ton der Verhandlungen im preußischen Landtage sei ein viel ruhigerer geworden, als nach den échantillons von 1863 sich hätte erwarten lassen,[1]) oder wenn er meint, unmöglich könne Deutschland auf die Dauer zugemutet werden „allein die dupe einer ehrlichen Überzeugung zu sein“, da es bisher durch die weitgeöffneten Tore seiner Einfuhr die Ablagerungsstätte aller Überproduktion des Auslandes geworden sei,[2]) und ein anderes Mal erwartet, der Bauer werde sich schließlich klar werden, daß er die dupe und der Ambos so viel Jahre gewesen sei, und dann werde man das aus seinem Kopf nicht wieder herauskriegen.[3]) Durch den häufigen Gebrauch bei den wirtschaftspolitischen Debatten ist das „laisser faire laisser aller“[4]) vollends zum geflügelten Wort geworden. Von dem auswärtigen Minister kann man nach seiner Ansicht nicht verlangen, daß er mit der Volksvertretung über alle schwebenden Fragen „carte sur table“ spiele, also all seine Pläne, den innersten Winkel seines Herzens offen darlege.[5]) Statt des guten deutschen „in eine Zwangslage versetzen“ sagt er wohl „en demeure setzen“,[6]) wie statt „bei geschlossenen Türen“ oder „mit Ausschluß der Öffentlichkeit“ „à huis clos“.[7]) Ähnlich wie hier eines Ausdrucks aus dem französischen Gerichtsverfahren bedient er sich des aus der Technik der Kupferstecher bekannten avant la lettre in bezug auf Reden, die über eine Frage gehalten werden, bevor eine diese zur Erörterung stellende Vorlage eingebracht ist,[8]) und umschreibt unser „etwas buchstäblich oder wörtlich nehmen“

[1]) Polit. Reden XI, S. 431. [2]) Ebd. VIII, S. 28.
[3]) Ebd. X, S. 492. [4]) S. 204. [5]) Ebd. X, S. 190.
[6]) Ebd. VIII, S. 114; XII, S. 255, 299. [7]) Ebd. XII, S. 572.
[8]) Ebd. XII, S. 22.

durch „es nehmen au pied de la lettre".[1]) Ähnlich spricht er einmal von einer démangeaison, d. h. einem Gelüst zum Kriegführen.[2])

Weniger befremdlich ist es natürlich, Bismarck sich gewisser sozusagen technischer französischer Ausdrücke bedienen zu sehen, zumal wo ein allgemein rezipierter deutscher Ausdruck fehlt. So spricht er von einem sujet mixte,[3]) d. h. einem eigentlich zugleich zwei Nationen angehörigen Mann: als solchen nimmt er Ludwig Bamberger in Anspruch, um zu erweisen, dieser sei doch wohl weniger zum Vertreter der deutschen Nation berufen als er selbst.[4]) Er spricht von repris de justice, etwa „rückfälligen Verbrechern",[5]) die deshalb unter polizeilicher Aufsicht stehen. Angesichts unwirksam gebliebener Bestimmungen der Maigesetze bemerkt er, auch in Frankreich habe der dort doch besonders übliche appel comme d'abus, die Berufung an die Staatsautorität gegen den Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt tatsächlich keinen Erfolg gehabt. Anspielend auf die subtile Unterscheidung[6]) zwischen règner und gouverner, die Thiers in die bekannte Formel gebracht hat „Le roi règne et ne gouverne pas",[7]) erklärt er es für eine Legende, wenn man das gleiche als das Ergebnis der staatsrechtlichen Entwicklung Preußens darstelle.[8]) Die Partei, der einst der Abgeordnete Lasker angehörte, hatte nach ihm ihre Existenzunterlage ursprünglich nur in der gemeinsamen Abneigung gegen ihn, den Reichskanzler und die von ihm vertretene kaiserliche Politik gehabt: „une haine commune, wie man in Frankreich sagt, war

[1]) Politische Reden IX, S. 420. [2]) Ebd. VI, S. 344.
[3]) Ebd. IX, S. 418. [4]) Ebd. IX, S. 418, 429.
[5]) Ebd. V, S. 58. [6]) Ebd. XII, S. 87, 88.
[7]) Büchmann S. 544.
[8]) Politische Reden IX, S. 225.

das einzige positive Bindemittel".[1]) Ebenso ruft er der Reichstagsmehrheit, deren Unberechenbarkeit in jedem einzelnen Fall er beklagt, noch im Jahre 1887 zu: „Une haine commune vous unit",[2]) und kommt darauf mit deutschen Worten noch einmal zurück, indem er das Zusammengehen des Zentrums und der Fortschrittspartei aus diesem gemeinsamen Haß erklärt, einem Haß, der ihn daran erinnert, wie Herodes und Pilatus sich zusammenfanden.[3]) Er spricht gelegentlich von einer „question de dignité",[4]) von seinem Gewissen als seinem „for intérieur",[5]) von einer raison d'être, einer Berechtigung ins Leben zu treten, einer fable convenue,[6]) einer douce violence,[7]) einem feu sacré de la revanche, dem heiligen Feuer der Rache, das in Frankreich planmäßig genährt werde,[8]) und umschreibt unser deutsches „Streiten um des Kaisers Bart" mit den Franzosen durch querelle allemande.[9]) Daß er sich des Ausdrucks bête noire — als eine solche, d. h. als schuld an der Hinderung des vom Volke angeblich Gewünschten, wird, behauptet er, gewöhnlich die Regierung dargestellt — bedient,[10]) kann weniger überraschen, als wenn er das Deutsche „Ich gebe die Sache verloren" oder „Ich verzichte auf ihre Durchführung" wiedergibt durch das echt französische und daher doch nicht so allgemein sicher verständliche „J'en ai fait mon deuil".[11]) Dem Deutschen sagt er nach, er sei immer bereit, „bande à part zu machen" und lebhaft gegen

---

[1]) Polit. Reden X, S. 14. [2]) Ebd. XII, S. 229.
[3]) Ebd. XII, S. 296. (Vgl. oben S. 48.)
[4]) Ebd. VII, S. 426. [5]) Ebd. VIII, S. 174; X, S. 259.
[6]) Ebd. X, S. 33. [7]) Ebd. III, S. 237.
[8]) Ebd. XII, S. 188, 189, 190.
[9]) Ebd. I, S. 290. Politische Briefe 1849—89 I, 125.
[10]) Politische Reden XI, S. 207. [11]) Ebd. IX, S. 360.

den Partei zu nehmen, der nicht dieselben Knöpfe an der Uniform trägt und dem Vaterlande auf eine andere Weise zu dienen glaubt als er selbst.[1]) Das moralische Gerechtigkeitsgefühl der Steuerzahler hält er einmal für eine „fiche de consolation“, eine kleine Entschädigung oder Abschlagszahlung.[2]) Wendungen wie „sans peur et sans reproche“,[3]) oder „pour les beaux yeux de l'Autriche et de la diète“,[4]) die er im vertrauten Briefwechsel gebraucht, würden ebenso wie die Wendung von der „patte de fer, gant de velours“, zu deutsch: „Götz hat das Eisen, wir haben den Sammet“, die er im August 1891 in das Stammbuch der Berlichingenburg schrieb,[5]) auch von einem weiteren Kreise sicherer verstanden worden sein als so echt französische Ausdrücke wie „avec un rire jaune“[6]) oder „rompus au métier“ für ausgediente Soldaten, die militärisch noch nichts verlernt haben,[7]) oder lâcheurs de leurs compatriotes, womit er Regierungen bezeichnet, die ihre Landsleute im Auslande, wenn sie da falsch spekuliert haben, ihrem Schicksal überlassen,[8]) oder wenn er von dem saigner à blanc spricht, dem Aderlaß bis zur Blutleere, den die Franzosen namentlich 1807 an Preußen vorgenommen haben, um ihm die Erholung und Sammlung neuer Kräfte unmöglich zu machen.[9]) Ähnlich ist es mit der Anspielung auf die französische Redensart „c'est un mauvais coucheur“, um anzudeuten, daß, wie wir sagen, mit jemand nicht gut Kirschen essen sei.[10])

---

[1]) Polit. Reden IX, S. 416. [2]) Ebd. X, S. 161.

[3]) Briefe an die Braut und Gattin S. 70.

[4]) Politische Briefe 1849—89 I, S. 62. Vgl. Politische Reden VII, S. 94.

[5]) Dehn S. 530. [6]) Politische Reden XI, S. 107.

[7]) Ebd. XII, S. 469. [8]) Ebd. XII, S. 584.

[9]) Ebd. XII, S. 194. [10]) Ebd. VIII, S. 279.

Abschlägige Antworten von seiten der römischen Kurie, auch wenn sie noch so sehr mit liebenswürdigen Redensarten verbrämt waren, blieben ihm doch immer höfliche fins de non recevoir.[1]) Einen Fürsten zu bezeichnen, der des Glaubens lebt, seine Untertanen glücklich zu machen und alles in befriedigendem Geleise zu erhalten, hänge allein von seinem Willen ab, bedient er sich des dafür bei den Franzosen üblichen Ausdrucks bon prince.[2]) Im Hinblick auf die feindliche Haltung, welche die Mehrheit der Volksvertretung damals gegen das Ministerium einnahm, bezeichnet er mit einem seemännischen Bilde den Krieg von 1866 als geführt contre vent et marée.[3]) Die Verwendung der den Einzelstaaten überwiesenen Reichsgelder soll ins Leben treten nur „au fur et à mesure“, wie die Reichsgelder eingehen.[4]) In bezug auf den Haß, den im Laufe seiner Ministertätigkeit der Reihe nach alle Fraktionen gegen ihn betätigt haben, meint er, das sei herumgegangen „à tour de rôle“.[5]) Jemanden für eine Überzeugung gewinnen wollen, zu der er sich tatsächlich schon bekennt, nennt er mit den Franzosen prêcher à un converti, einem Bekehrten predigen.[6]) In einem Briefe aus Petersburg klagt er dem Minister von Schleinitz gegenüber einmal, von seinen diplomatischen Kollegen, die den leitenden Minister Fürsten Gortschakow nur selten zu sehen bekämen, würden an ihn, weil er mehr mit demselben verkehre, die indiskretesten Fragen „à brûle-pourpoint“, d. h. aus nächster Nähe gestellt.[7]) Im Gespräch mit dem Reichstagsabgeordneten Freiherrn von Hert=

[1]) Polit. Reden X, S. 295.
[2]) Ebd. XI, S. 187. [3]) Ebd. XII, S. 318.
[4]) Ebd. VIII, S. 242. [5]) Ebd. VIII, S. 145.
[6]) Ebd. VIII, S. 55.
[7]) Gedanken und Erinnerungen, Anhang II, S. 296.

ling beantwortet er eine Mitteilung desselben mit der Frage: „A qui lé dites-vous“?[1])

Auch für französische Sprichwörter und sprichwortähnliche Redensarten zeigt er ähnliche Vorliebe. Er sagt „Qui s'excuse, s'accuse“,[2]) „les extrêmes se touchent, mais ils se ne brisent pas“ und bezeichnet diesen zum geflügelten Wort gewordenen Satz Merciers, der einen zu den verschiedensten Zeiten in verschiedener Weise formulierten Gedanken ausspricht,[3]) als eine „jener französischen Redensarten, deren anscheinende Buchstabenwahrheit die innere Unwahrheit deckt und die von Leuten erfunden werden, welche die Folgen ihrer eigenen Schlechtigkeit gern einem notwendigen Naturgesetz aufbürden", und bemerkt dann weiter: „Der Vordersatz ist wahr, sie berühren sich, aber sie gehören auch zusammen wie Tinte auf weißes Papier, wie das starre Siegel auf das weiche Wachs. Gleichartige Charaktere stoßen sich ab oder langweilen sich, denn bei ihnen trifft Ecke auf Ecke und Lücke auf Lücke, ohne sich anschließen oder einander durchdringen zu können, während bei ungleichartigen jeder den andern ergänzt, erregt und bisher stumme Saiten in ihm anschlägt. Zwei harte Steine mahlen nicht zusammen, zwei weiche auch nicht, und bei Menschen muß der eine weich sein, wo der andere hart ist, wenn sie gut zusammen mahlen sollen"[4]) — eine Bemerkung, die weder neu, noch in dieser Allgemeinheit richtig ist, die aber von seinem Nachdenken auch über psychologische Probleme Zeugnis ablegt. Auch das gut deutsche: „Das Bessere ist der Feind des Guten" gibt er französisch: „Le mieux est

[1]) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, S. 315.

[2]) Politische Reden VII, S. 300. [3]) Büchmann S. 319.

[4]) Briefe an die Braut und Gattin S. 65. Vgl. Polit. Reden XII, S. 628.

l'ennemi du bien".[1]) Er weiß, „noblesse oblige", und macht es als ein wichtiges politisches Moment geltend.[2]) Das bekannte „après nos le déluge" bezeichnet er als ein „konstitutionelles Sprichwort", von dem er wünscht, die preußische Finanzverwaltung möge es niemals zur Richtschnur nehmen.[3]) Den Gedanken, daß gewisse größere Zwecke füglich nicht erreicht werden können, ohne ihnen kleinere zu opfern, drückt er durch das französische Sprichwort aus: „Pour faire une omelette il faut casser des œufs"[4]) oder auch: „On ne peut pas faire une omelette sans casser des œufs".[5]) Das deutsche „Jeder ist sich selbst der Nächste"[6]) gibt er auch in der französischen Form: „toute charité bien ordonnée commence par soi-même"[7]) und sagt: „toute vérité n'est pas bonne à dire".[8]) Gelegentlich beruft er sich auch auf „qui trop embrasse 2c.", läßt aber den Schluß fort „mal étreint", mit dem Bemerken, er wolle keine fremden Zitate machen, indem er den Gedanken deutsch gibt: „Wer sich zu viel vornimmt, läuft Gefahr, gar nichts zu erreichen". Den Gemeinplatz, den er im Laufe der von ihm durchgefochtenen parlamentarischen Debatten nur allzu häufig in Erinnerung zu bringen Anlaß hatte, daß tadeln leichter ist als besser machen,[9]) formuliert er nachmals kurz in das französische „la critique est aisée".[10]) Noch im Jahre 1871 verteidigt er sich mit begreiflicher Lebhaftigkeit gegen den Versuch, im Anschluß an eine in die Welt geschleuderte

---

[1]) Briefe an die Braut und Gattin S. 47.
[2]) Politische Reden VIII, S. 37; X, S. 341.
[3]) Ebd. I, S. 199. Vgl. VIII, S. 280. [4]) Ebd. VI, S. 36.
[5]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 153. [6]) Vgl. oben S. 53.
[7]) Politische Reden I, S. 281.
[8]) v. Keudell S. 325. Politische Reden X, S. 140.
[9]) Vgl. oben S. 107. [10]) Gedanken und Erinnerungen II, S. 6.

unbegründete Behauptung des Grafen Schwerin[1]) ihm anzudichten, er habe sich einst öffentlich zu dem Satze bekannt: „la force prime le droit“, „Gewalt geht vor Recht“.[2]) Im Einklang mit dem Ausspruch, den ein französischer Staatsmann vor etwa zwanzig Jahren getan habe: „C'est la légalité, qui nous tue“ nimmt er es als Recht eines im Stand der Notwehr um sein Dasein kämpfenden Staates in Anspruch, sich in gewissen Augenblicken über den Buchstaben des Gesetzes hinwegzusetzen.[3]) In Anlehnung an das Wort, das französische Politiker von ihrem Lande gebraucht haben, spricht auch er von „le jeu de nos institutions“[4]) und variiert in bezug auf die Neigung seiner politischen Gegner für alles und jedes ihn verantwortlich zu machen, das bekannte „cherchez la femme“ in „cherchez le chancelier“.[5]) Unser volkstümliches „offene Türen einrennen“ gibt er französisch durch enfoncer des portes ouvertes,[6]) hat aber außerdem einen reichen Vorrat von spezifisch französischen Redensarten und Witzworten zur Hand.

Von des Abgeordneten Ludwig Bamberger gewandter Dialektik, die sich durchaus in den Formen der guten Gesellschaft halte, während ihre unter dem wohltuenden Mantel der Sanftmut und leidenschaftlosen Sprache abgefeuerten Pfeile um so fester sitzen, scherzt er: „le diable n'y perd rien“.[7]) Um den derberen deutschen Ausdruck zu vermeiden, bezeichnet er das Verfahren derer, die ihn auf dem Wege „objektiver Verleumdung“ beschuldigen, er habe sich hinter die Verantwortung des kaiserlichen Namens zurückgezogen, als eine Taktik, auf die der Spruch passe: „à corsaire corsaire et demi“, auf einen Spitzbuben anderthalb.[8]) Ähn-

[1]) Vgl. Politische Reden II, S. 87. [2]) Ebd. V, S. 15.
[3]) Ebd. XI, S. 463. [4]) Ebd. IX, S. 157. [5]) Ebd. X, S. 437.
[6]) Ebd. X, S. 22. [7]) Ebd. IX, S. 433. [8]) Ebd. VI, S. 43.

lich gebraucht er zur Bezeichnung des deutschen „Das ist hin wie her“, das heißt, es handelt sich bloß um den Wortstreit und nicht um sachliche Unterschiede, die französische Redensart: „C'est bonnet blanc et blanc bonnet“, deren Sinn er veranschaulicht durch die Bemerkung, ebenso gut wie von einem schwarzen Tuchrock könne man von einem Rock aus schwarzem Tuch sprechen.[1]) Daß er einen ihm zu stark erscheinenden Ausdruck — Reichsfeinde — geflissentlich vermieden habe, motiviert er mit dem französischen „cela aurait été plus fort que moi“,[2]) und beruft sich bei dieser Gelegenheit gegenüber einer spitzen Bemerkung Windthorsts über französische Redensarten von Diplomaten, mit der augenscheinlich eine besondere Eigentümlichkeit seiner nichts weniger als juristischen Redeweise getroffen werden sollte, auf die Tatsache, daß in dem amtlichen Verkehr der preußischen Diplomatie erst durch ihn die deutsche Sprache zu ihrem Recht gekommen sei. Wenn er erklärt, einem Priester, der beim Eintritt in den geistlichen Stand doch ganz genau gewußt habe, was seiner wartete, nachher aber gegen ihm widerfahrende Unannehmlichkeiten die weltliche Behörde um Schutz anrufe, könne er nur sagen: „Tu l'as volu“,[3]) so eignet er sich wohl auch da nur ein außerordentlich weit verbreitetes geflügeltes Wort an, ohne seiner Herkunft aus Molière eingedenk zu sein.[4]) Auf die bekannte Redensart, welche die Franzosen zur Bezeichnung einer weit rückwärts liegenden Zeit gebrauchen „au temps où Berthe filait“, spielt er an mit dem Ausdruck, die Zeiten, wo Berta spann, seien nicht mehr.[5]) Wiederholt gebraucht er scherzend in bezug auf die Geschicklichkeit seiner Gegner in der Ent-

[1]) Polit. Reden VIII, S. 137. [2]) Ebd. XI, S. 279.
[3]) Ebd. XII, S. 86. [4]) Büchmann S. 312.
[5]) Polit. Reden IV, S. 378, 79.

stellung seiner Äußerungen, zugleich aber auch im Sinne einer Warnung das Wort, das der französische Dachdecker im Fallen gesagt haben soll: „Ça va bien, pourvu que ça dure“,[1]) eignet sich aber auch ein geflügeltes Wort allermodernsten Ursprungs an, indem er dem Wunsch seiner Gegner, ihn bald zurücktreten zu sehen, das Wort des Marschalls Mac Mahon entgegenstellt: „J'y suis et j'y reste“.[2])

Gegenüber dieser Fülle von Anspielungen auf volkstümliche französische Ausdrücke und der häufigen Anwendung französischer Worte und Redensarten auch da, wo gleichwertige deutsche zur Verfügung standen, kann auf den ersten Blick die verhältnismäßige Seltenheit eigentlich literarischer Anspielungen durch Bezugnahme auf Werke berühmter französischer Autoren überraschen. Doch erklärt sie sich wohl einfach genug daraus, daß Bismarck die französische Sprache bereits in jungen Jahren als eine lebendige, durch den Gebrauch in Haus und Familie und im Verkehr kennen gelernt hatte und dann als Diplomat mit ihr vollends wie mit einer zweiten Muttersprache vertraut geworden war, ohne zur Ergänzung und Auffrischung seiner Kenntnisse und zur Gewinnung dauernder Herrschaft über das fremde Idiom zu umfänglicher Lektüre seine Zuflucht nehmen zu müssen, wie er das bei dem ihm zunächst mehr aus Büchern bekannt gewordenen Englisch getan hatte. Wohl noch aus der Kindheit war ihm die Fabel Lafontaines von den beiden Advokaten in Erinnerung geblieben.[3]) Auch beantwortete er, wie er sich rühmt, als stellvertretender Vorsitzender des Bundestags, die Überreichung seiner Beglaubigung durch den neuen französischen Gesandten, den er dabei en grande

[1]) Polit. Reden X, S. 202, 236.

[2]) Ebd. VIII, S. 249. [3]) Ebd. I, S. 239.

tenue empfing, mit einer, wie er meinte, „sehr zierlichen im Stile Bossuets gehaltenen Ansprache".[1]) Aus Boileau zitiert er als „französisches Sprichwort" das bekannte „J'appelle un chat un chat", freilich ohne das dann folgende „et Rolle un fripon".[2]) Wiederholt spielt er an auf Voltaires Roman Candide, dessen weltfremder Held in seiner Unschuld alles für vortrefflich bestellt hält,[3]) und erfindet im Anschluß daran den Ausdruck, „candide Unschuld".[4]) Von Rousseau kennt er den Contrat social[5]) ob bloß vom Hörensagen oder aus eigenem Studium, muß dahingestellt bleiben. Von modernen französischen Dichtern scheint ihm Béranger besonders zugesagt zu haben, mochte er auch an einzelnen seiner lockeren Lieder Anstoß nehmen. Als abschreckendes Beispiel für die Art, „wie ein Franzose die Friedlosigkeit des irdischen Daseins auffasse", teilt er seiner Braut dessen Gedicht mit:

„Mes maux sont des tristes exemples
Du pouvoir des dieux d'ici-bas"

verwendet aber in demselben Briefe zu der Geliebten Preis seinen Vers:

„Tout son charme est dans sa grâce,
Jamais rien ne l'embarrasse,
Elle est bonne, et quand elle rit,
Ma Jeannette a de l'esprit".[6])

Von desselben Dichters Chansons liebte er seines köstlichen Humors und seiner feinen Satire wegen besonders den „Roi d'Yvetot". Mit ihm vergleicht er Gerlach gegenüber scherzend sich selbst, indem er als stellvertretender Vor-

[1]) Briefe an Gerlach S. 55. [2]) Polit. Reden VI, S. 43.
[3]) Ebd. VIII, S. 364; IX, S. 411. [4]) Ebd. XII, S. 120.
[5]) Ebd. IX, S. 233.
[6]) Briefe an die Braut u. Gattin S. 39, 40.

sitzender des Bundestags von sich sagt: „Ich regiere Deutschland comme le roi d'Yvetot".

Se levant tard, se couchant tôt,
Dormant fort bien sans gloire".[1])

Noch im Jahre 1881 meint er scherzend, ein Ressortminister könne sich eng auf den ihm zunächst angewiesenen Amtskreis beschränken, für den leitenden Minister eines großen Staates aber sei das unmöglich: von einer eng auf das Ressort beschränkten Auffassung müsse ein solcher sich vielmehr frei machen oder „die bequeme Lebensweise des bekannten Königs von Yvetot annehmen, früh zu Bett gehen und spät aufstehen, dormir fort bien sans gloire, wie es im Texte heißt".[2]) Auf einer seiner parlamentarischen Soireen, wo der Kaiser anwesend war und durch seine lebhafte Unterhaltung den Aufbruch der Gäste ungewöhnlich verzögerte, meinte der Reichskanzler unter Hinweis darauf, daß er doch nicht das Zeichen zum Aufbruch geben könne: „le roi s'amuse", anspielend auf das bekannte Scribesche Drama.[3]) In bezug auf die langjährige Gegnerschaft Laskers, für den er trotz mancher mit ihm ausgefochtenen Fehde doch eine gewisse persönliche Vorliebe zu empfinden bekannte, beruft er sich auf ein altes französisches Lied, worin es heißt: „On se rappelle avec plaisir les coups de poing qu'on s'est donnés" (8. April 1879).[4]) Auf sich selbst, der nahezu dreißig Jahre den Kampf für die deutsche Einheit geführt habe, wendet er in der seit achtzehn Jahren von ihm bekleideten leitenden Stellung das Wort an, das er unlängst während einer schlaflosen Nacht bei einem französischen Historiker gelesen habe über einen Staatsmann, dem man

---

[1]) Briefe an Gerlach S. 31. [2]) Polit. Reden VIII, S. 263.
[3]) v. Poschinger, Bismarck u. d. Parlamentarier I, S. 224.
[4]) Polit. Reden VIII, S. 34.

mehr Verdienst zuschrieb, als er für sich in Anspruch nehmen könne: „Il devait succomber au poids des haines inassouvies qui s'accumulent sur la tête de tout ministre qui reste trop longtemps au pouvoir —“[1]) eine Stelle, deren Herkunft sich bisher noch nicht nachweisen ließ. Von dem Prinzregenten und seinem damaligen Minister des Auswärtigen von Schleinitz, hinter dem der Einfluß der Prinzessin Augusta stand, bemerkt er scherzend wegen ihrer Neigung, angeblich aus Hingebung an Deutschland, 1859 dem Drängen der öffentlichen Meinung weichend für Österreich mit den Waffen gegen Frankreich einzutreten, sie hätten an die Berechtigung der Redensart geglaubt: „Il y a quelqu'un, qui a plus d'esprit que Monsieur de Talleyrand, c'est tout le monde“ —[2]) eine Ansicht, zu der Bismarck sich niemals bekannt hat und der entgegenzuhandeln für ihn nicht selten die erste Bedingung war für das Gelingen der ihn beschäftigenden Entwürfe.

---

[1]) Polit. Reden VIII, S. 189.

[2]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 282.

VI.

Bismarcks historische Anschauungen.

Aus einem heißblütigen Junker, den die von ihm zuweilen geflissentlich gereizten Gegner leidenschaftlich haßten und selbst seine Parteigenossen gelegentlich nicht ohne Verwunderung und Sorge betrachteten, ist Bismarck auf dem Wege einer in ihrer Art einzigen Entwicklung als Schöpfer der deutschen Einheit zu einem von seinem Volke mit begeisterter Dankbarkeit verehrten Nationalheros geworden. Wer die von ihm durchmessene Bahn aufmerksam und mit verständnisvoller Teilnahme verfolgt und dann die Art, wie er mit seinen größeren Zwecken wuchs, und die Erfolge, die er eigentlich doch im Widerspruch mit seinen Anfängen gewann, an den geschichtlichen Voraussetzungen mißt, denen sie zunächst weniger entsprungen als abgerungen zu sein scheinen, der wird schon dabei zu der Erkenntnis kommen, daß dieser Mann mit einem unvergleichlichen historischen Blick begabt gewesen sein, eindringendes historisches Verständnis und ein sicher treffendes historisches Urteil besessen haben müsse. Von den Zeitereignissen, die für das Verständnis der Gegenwart und ihrer Ansprüche wichtig waren, hat er viele so ganz anders gesehen und beurteilt als die Mitlebenden, hat aber schließlich die meisten von ihnen sie

ebenso sehen gelehrt, indem er auf Grund der von ihm vertretenen Auffassung Erfolge gewann, die auch der Zuversichtlichste kaum zu hoffen gewagt hatte. Diese Unabhängigkeit und Originalität in der Auffassung allbekannter geschichtlicher Vorgänge, dieses Eindringen in das von vielen verkannte Wesen der geschichtlichen Entwicklung seines Volkes und die daraus entspringende Sicherheit erst in der Einschätzung und dann in der Verwendung der durch sie zur Verfügung gestellten geistigen und sittlichen Kräfte sind aber füglich undenkbar ohne ausgebreitete und gründliche geschichtliche Kenntnisse. Doch hat Bismarck auch auf diesem Gebiete das geistige Rüstzeug, das er nachmals im Dienst der nationalen Sache mit vollendeter Meisterschaft handhabte, nicht auf dem Wege methodischer Studien und planmäßiger Verfolgung bestimmter Erkenntnisziele sich zu eigen gemacht. Trotz des ausgesprochen humanistischen Charakters, der seine allgemeine Bildung ihren Grundlagen nach kennzeichnete, hat er, unbeirrt durch Schultraditionen und unabhängig von Parteidogmen, die stolze Selbständigkeit der Auffassung und die nüchterne Klarheit des Blicks, die er sich gegenüber dem wirren Durcheinander der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strömungen seiner Zeit bewahrt und oft mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit betätigt hat, auch der Vergangenheit gegenüber ungemindert erhalten. Darin wurzelte zu einem Teile seine Überlegenheit sowohl Mitstrebenden wie Widersachern gegenüber, daraus entsprang seine unvergleichliche Fähigkeit, aus der Vergangenheit die für die Aufgabe der Gegenwart gebotenen Folgerungen zu ziehen. Vielfach freilich sah er die eigentlich treibenden und ausschlaggebenden Momente der Vergangenheit in anderen als die bisher tonangebenden Historiker und Politiker zu tun pflegten.

Bereits auf dem Gymnasium, so wird uns berichtet,[1]) verriet Bismarck eine merkwürdige Vorliebe für historische Studien, besonders im Gebiete der vaterländischen, der brandenburgisch-preußischen und der deutschen Geschichte. Doch scheint diese Neigung erst in den oberen Klassen erwacht zu sein: denn eine der seltenen Ausstellungen, die sich in seinen Schulzeugnissen finden, besagt im Herbst 1829, in der Geschichte habe er zuweilen die Gründlichkeit der Repetition vermissen lassen und daher nur unsichere Fortschritte gemacht. Beim Abgang zur Universität dagegen wird ihm bezeugt, er habe sich in der Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit, besonders vom Ende der Kreuzzüge bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, hervorgetan.[2]) Dementsprechend heißt es denn auch in dem Zeugnis über seine Prüfung als Regierungsreferendar in Aachen (Juni 1836), die Prüfungsarbeit habe eine gute Grundlage staatswirtschaftlicher und geschichtlicher Kenntnisse erwiesen.[3]) Dann hat er augenscheinlich die Muße, welche ihm die Einsamkeit von Kniephof und später von Schönhausen gewährte, zum guten Teil auf die Lektüre von historischen Werken verwendet,[4]) leider ohne daß wir zu sagen vermöchten, welche Autoren ihn damals besonders gefesselt und daher auch für die Folgezeit am nachhaltigsten angeregt haben. Aus einer gelegentlichen brieflichen Äußerung in bezug auf Bücherwünsche der Gattin entnehmen wir nur, daß in der Schönhausener Bibliothek mehrere Werke über englische Geschichte vorhanden waren.[5]) Aber auch ältere historische Bücher, die einen wissenschaftlichen Wert kaum noch beanspruchen konnten, hat Bismarck da-

[1]) Hesekiel 86. [2]) Graues Kloster S. 24.
[3]) Bismarck-Jahrbuch III, S. 11. [4]) Keudell S. 12.
[5]) Briefe an die Braut und Gattin S. 256.

mals nicht verschmäht. Als im Erfurter Parlamente der zum Präsidenten gewählte Professor Eduard Simson aus Königsberg in der Rede, mit der am 25. März 1850 sein Amt antrat, darauf anspielte, daß in derselben altehrwürdigen Stadt, wo man tage, um gemeinschaftlich mit dem andern gleichberechtigten politischen Körper — dem Staatenhause — und den verbündeten Regierungen die wahren Bedürfnisse der Nation zu befriedigen, vor ungefähr einem Jahrtausend ein mit dem Beinamen des Deutschen geschmückter König deutsche Männer versammelt habe, damit sie ihm in der Regelung der öffentlichen Zustände zur Seite ständen — gemeint war der 852 von Ludwig dem Deutschen dort gehaltene Reichstag — da wies er mit überraschender Schlagfertigkeit das Unzutreffende dieser historischen Reminiszenz nach, indem er sich auf die alte Chronik von Spangenberg (gestorben 1604) Fol. 93 berief, wo ziemlich wörtlich zu lesen stehe, „daß der König Ludwig nicht einen Reichstag, sondern nur einen Landtag in Erfurt gehalten habe, und zwar um der Schinderei der Fürsprecher und Zungendrescher ein Ende zu machen, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich gewesen sei“.[1])

Was er so an sich selbst erfahren und zum Heil seines Volkes im größten Maßstab bewährt hatte, indem er das ihm durch die Geschichte erschlossene Verständnis für die Entwicklung der Völker und insbesondere seines deutschen Volkes in der politischen Arbeit der Gegenwart wirksamst verwertete, das wünschte Bismarck, um seine Erfolge recht zu sichern, möglichst zum Gemeingut aller Deutschen gemacht zu sehen. Denn er war durchaus davon überzeugt, eine gedeihliche Wirksamkeit für das öffentliche Wohl knüpfe sich

---

[1]) Vgl. oben S. 78.

wesentlich an die lebendige Erkenntnis des geschichtlichen Entwicklungsganges unseres Vaterlandes.[1]) Daher dachte er sehr hoch von der nationalen Wichtigkeit des Geschichtsunterrichts, der ganz besonders dazu beizutragen berufen ist, die heranwachsende Generation für die Lösung der ihr gestellten Aufgaben vorzubereiten und zu befähigen. Wenn er an der Reform des höheren Schulwesens, wie sie seit 1892 in Preußen durchgeführt wurde, nicht unmittelbar eine öffentliche Kritik geübt hat, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß er, ein Gegner der dabei vorherrschenden antihumanistischen Richtung, auch mit dem Geiste nicht einverstanden war, welcher dabei von Staats wegen im Geschichtsunterricht zur Herrschaft gebracht wurde durch die starke Betonung des einseitig preußischen Standpunktes und die planmäßige Glorifizierung seiner Vertreter. Wie so manche von denen, welche die schädlichen Wirkungen eines derartigen Geschichtsunterrichts für die Zukunft richtig würdigten und daher vor dem Einlenken in eine so verhängnisvolle Bahn warnten, so hat damals auch der Altreichskanzler seinen ablehnenden Standpunkt dieser Neuerung gegenüber, die zugleich den Respekt vor der Geschichte als der berufenen Hüterin der Wahrheit aus den Augen setzte, ebenso deutlich wie treffend zu erkennen gegeben, indem er auf die unheilvollen Wirkungen hinwies, welche die langandauernde Herrschaft eben dieser Methode auf den Nationalcharakter der Franzosen ausgeübt habe. In einer Ansprache an die Mitglieder des bayerischen Volksschullehrervereines, der ihn (11. August 1893) in Kissingen huldigend begrüßte, führte er den Gedanken: Wer die Schule hat, hat die Zukunft, besonders in dieser Richtung genauer aus, indem

[1]) v. Poschinger, Bismarck u. die Parlamentarier I, S. 39.

er vor dem Beispiel Frankreichs warnte. „Welchen Einfluß die Schule auf den nationalen Charakter zu üben vermag, sagte er, dafür gibt uns Frankreich ein Beispiel........ Die sonst hochgebildete Nation wird uns nicht zum wenigsten zu einem unbequemen Nachbar durch den Einfluß ihrer Schule, welche den Chauvinismus, die nationale Eitelkeit, die Unwissenheit in Geographie und Geschichte anderer Völker großzieht. Seit Napoleon I. ist insbesondere der französische Geschichtsunterricht eine große Geschichtsfälschung, die nicht ohne schädigenden Einfluß bleiben kann. Aus diesen Tatsachen, wie wir sie in Frankreich beobachten, sollte man Anlaß nehmen, nach den Worten ‚Erkenne dich selbst' die minder glücklichen Eigenschaften unserer Nation durch die Schule zu bekämpfen. Aufgabe der Schule ist es z. B., den früheren Hang unserer Landsleute zu Sonderverbindungen, welche von dem Nationalgedanken ableiteten, entgegenzutreten. Ein Blick auf jede alte Karte vor 1800 mit den vielen Reichsdörfern, Reichsstädten, Reichsklöstern zeigt, wohin diese Neigung zum Zerreißen des Ganzen führte; jeder wollte von dem Mantel der kaiserlichen Nation einen Fetzen sich aneignen. Schon für die Schule ist es eine dankbare Aufgabe, auf die Festigkeit des Gefühls, daß wir alle Deutsche sind, einzuwirken".[1])

Aber nicht der Schule allein, auch der Geschichtswissenschaft weist Bismarck einen bedeutenden Anteil zu an der Erziehung der Nation zur Erfüllung ihres historischen Berufes. Den Grund für viele von den Mißverständnissen, an denen das politische Leben der Gegenwart krankt, findet er in der mangelhaften Kenntnis der Vergangenheit, in der doch die Voraussetzungen für diese liegen. Er sieht in der

[1]) v. Poschinger, Ansprachen S. 291, 92.

Geschichte namentlich auch eine Lehrerin für den Staatsmann, dessen Tätigkeitsgebiet, die Politik, er freilich nicht mit den Professoren für eine Wissenschaft gelten läßt, sondern — von seinem Standpunkte aus gewiß mit Recht — als Kunst in Anspruch nimmt.[1]) Insbesondere klärt nach seiner Auffassung die Geschichte späterer Generationen über die früher versäumten Gelegenheiten auf, wie sie nach seinem Urteil namentlich in den Jahren 1778—1806 und 1842—1862 in der Geschichte Preußens eine so große Rolle gespielt haben. Erst die Ausschüttung der Archive und die Denkwürdigkeiten Mithandelnder und Mitwissender hätten fünfzig bis hundert Jahre später die öffentliche Meinung in den Stand gesetzt, für die einzelnen Mißgriffe das πρῶτω ψεῦδος, die Gabelung auf den unrichtigen Weg[2]) zu erkennen und darnach das Maß der Verantwortlichkeit wenigstens nachträglich richtig zu verteilen.[3]) Demgemäß hat Bismarck denn auch, wie bekannt, das Verständnis für die von ihm getragene große politische Aktion Preußens weiteren Kreisen zu erschließen gesucht, indem er die dazu geeigneten Aktenstücke aus den bisher ängstlich gehüteten Aktenstücken veröffentlichen ließ. Es genügt, an die Publikation von Poschingers „Preußen am Bundestage“ zu erinnern, welche das Rätsel der deutschen Politik Bismarcks mit einem Schlage löste, indem sie aus seinen amtlichen Berichten und vertraulichen Briefen den überraschenden Beweis führte, daß die Lösung der deutschen Frage in einem der Ehre und der Macht Preußens entsprechenden Sinne vom Beginne seiner Frankfurter Tätigkeit an das Ziel seines heißesten Strebens gewesen war. In ähnlichem Sinn hat er später Max Lehmanns großes Aktenwerk „Preußen und die katholische

[1]) Polit. Reden X, S. 48. [2]) Vgl. oben S. 67.
[3]) Gedanken u. Erinnerungen I, S. 277, 78.

Kirche" veranlaßt, um den Zeitgenossen die genauere Kenntnis und die richtige Beurteilung der geschichtlichen Momente zu ermöglichen, die zur Zeit des Kulturkampfes von Bedeutung wurden. Diese praktisch politische Wirksamkeit der Geschichtsforschung für Gegenwart und Zukunft Preußens voll zur Geltung kommen zu lassen, war seine Absicht, als er einen Mann von dem wissenschaftlichen und politischen Verdienst Heinrich von Sybels an die Spitze der Staatsarchive berief. In ihrem Interesse würde er das Geheimnis, welches die Archive deckte, noch weiter gelüftet haben, als es in der Folge tatsächlich geschehen ist, denn er meinte, wie er in einem Briefe an Heinrich von Treitschke erklärte,[1]) daß irgend etwas zu verbergen, von dem Zeitpunkte an kein Grund mehr vorhanden sei, wo die an den betreffenden Ereignissen beteiligten Persönlichkeiten aus dem Leben geschieden sind. Doch sah er sich in der Durchführung dieses Prinzips gelegentlich gehindert durch die Rücksichten, die auf König Wilhelms Gefühle und namentlich seine kindliche Pietät gegen das Andenken seines von einem recht unhistorischen Glorienschein umgebenen Vaters genommen werden mußten. Nicht bloß im Interesse der künftigen Politik Preußens, sondern auch um seinen eigenen Anteil an den unter König und Kaiser Wilhelm erfolgten großen Entscheidungen richtig dargestellt zu sehen, hofft Bismarck, die Archive würden späterhin vorbehaltlos geöffnet werden. Insbesondere tut er das einmal aus Anlaß des Bündnisvertrages, den zur Zeit des polnischen Aufstandes und des von Österreich inszenierten deutschen Fürstentages Kaiser Alexander von Rußland seinem königlichen Oheim machte, um diesem die Niederwerfung der Opposition im Innern und die gleich-

---

[1]) Schiemann, Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre S. 244.

zeitige Lösung der deutschen Frage im preußischen Sinn durch das Gewaltmittel eines gemeinschaftlichen Krieges gegen Österreich und Frankreich zu ermöglichen: nur so werde die Nation die Motive wahrheitsgemäß kennen lernen und unbefangen würdigen, die ihn bestimmt hätten, seinem Herrn die Ablehnung dieses Antrages zu empfehlen. In der damals über ihn gekommenen tiefen Verstimmung kann er dabei die mißtrauische Sorge nicht unterdrücken, es könnte die, wie er behauptet, bereits angeregte Zerstörung der Dokumente, die von seiner politischen Tätigkeit Zeugnis geben, inzwischen bereits wirklich vollzogen sein.[1]) Auf der anderen Seite macht er aber auch kein Hehl daraus, daß er mit den ihm zur Verfügung stehenden historischen Kenntnissen gelegentlich insofern einigermaßen willkürlich verfahre, als er bei ihrer Geltendmachung um des augenblicklich erstrebten besonderen Zweckes willen rhetorische Gesichtspunkte walten lasse, die Farben stärker auftrage und die aus den Ereignissen gezogenen Konsequenzen mehr verallgemeinere, als streng genommen berechtigt sei, — so z. B. wenn er den Satz aufstellt und gegen Windthorsts Einwendungen geschickt verteidigt, Preußen habe seine neuen Provinzen immer besser behandelt als die alten, so daß diese in ihnen die verzogenen Schoßkinder der Regierung gesehen hätten, die auf ihre Kosten ausgezeichnet und belohnt würden.[2])

Ein so ausgesprochener Realpolitiker wie Bismarck hat sich die sozusagen philosophische Erfassung und Durchdringung des Gesamtverlaufes der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit begreiflicherweise niemals angelegen sein lassen. Wohl aber ist auch ihm wiederholt das große Problem unmittelbar nahegetreten, welches vorliegt in der Frage nach

[1]) Gedanken u. Erinnerungen II, S. 67.

[2]) Polit. Reden III, S. 444.

dem Verhältnis des einzelnen geschichtlich handelnden Menschen zu der Gesamtheit der geschichtlichen Ereignisse, unter deren Einfluß er handelt und auf die er wiederum durch sein Handeln einwirkt. Es ist doch sehr merkwürdig, daß gerade er, der Mann mit dem gewaltigen Willen und einer an dessen Verwirklichung zu setzenden unvergleichlichen Kraftfülle, von dessen Handeln man zuweilen den Eindruck empfängt, als ob er die Ereignisse im Gegensatz zu der bisher von ihnen verfolgten Richtung einen anderen Weg einzuschlagen vermocht hätte, sich im Gegenteil der Unmöglichkeit durchaus bewußt gewesen ist, auf den Gang der Dinge bestimmend einzuwirken. Rückhaltlos bekennt er, daß seine Leistungen in dieser Hinsicht wesentlich überschätzt würden, und erklärt freimütig vielmehr seinerseits von den Ereignissen getragen worden zu sein: Geschichte könne auch er nicht machen, selbst nicht in Gemeinschaft mit der Volksvertretung, obgleich sie beide in dieser Vereinigung so stark seien, daß sie einer Welt in Waffen trotzen könnten. Nach ihm bleibt der Geschichte gegenüber dem Menschen eben nichts übrig, als abzuwarten, daß sie sich vollziehe (16. April 1869).[1]) Ein anderes Mal (21. April 1887) veranschaulicht er sein Verhältnis zu den großen Ereignissen, bei denen er eine leitende Stellung eingenommen, durch ein Bild: „Die ganze Weltgeschichte läßt sich überhaupt nicht machen: auf ihrem Strom kann man ein Staatsschiff steuern, wenn man sorgfältig auf den Kompaß der salus publica blickt und diese richtig zu beurteilen weiß".[2]) Vollends fest steht es natürlich für ihn, daß auch der geschickteste Redner mit sophistischen Deduktionen das Geschehene nicht ungeschehen machen, die Weltgeschichte nicht umstoßen kann: „Die Geschichte läßt

[1]) Polit. Reden IV, S. 192. [2]) Ebd. XII, S. 380.

sich eben nicht rückwärts reformieren, das sind geschehene Sachen" (9. Mai 1884).[1])

Dieser realistische Zug, der auch seine historische Auffassung kennzeichnet, hat Bismarck jedoch nicht gehindert, aus der Betrachtung großer Zeiträume und dem einheitlichen Überblick über die Entwicklung ganzer Völkergruppen gewisse allgemeine Sätze zu abstrahieren und gewisse öfter wiederkehrende geschichtliche Erscheinungen auf eine Art von Gesetz zurückzuführen. So meint er in betreff des Verhältnisses zwischen Germanen und Romanen, beide Völkerfamilien vertreten in ihren Eigentümlichkeiten die Eigenschaften der beiden Geschlechter und seien dadurch auch in ihrer geschichtlichen Laufbahn bestimmt worden. „Es ist", sagt er einmal,[2]) „unter den Völkern wie in der Natur, die einen sind männlich, die anderen weiblich, die Germanen sind so sehr männlich, daß sie für sich allein geradezu unregierbar sind. Jeder lebt nach seiner Eigenart, wenn sie aber zusammengefaßt sind, dann sind sie wie ein Strom, der alles vor sich niederwirft, unwiderstehlich. Weiblich dagegen sind die Slaven und die Kelten. Sie bringen es zu nichts aus sich, sie sind nicht zeugungsfähig. Die Russen können nichts machen ohne die Deutschen, auch die Kelten sind nichts als eine passive Rasse. Erst als die Germanen hinzutraten, erst durch die Mischung entstanden staatliche Völker." Das führt er dann weiter durch auch in bezug auf die Engländer und Spanier und schließlich erscheint ihm von diesem Standpunkte aus die französische Revolution als die endliche siegreiche Erhebung des Keltentums gegen das Germanentum.[3]) Ebenso vertritt

[1]) Polit. Reden X, S. 126.

[2]) v. Poschinger, Bismarck u. die Parlamentarier II, S. 121, 122.

[3]) Busch Tagebuchblätter II, S. 118.

er entschieden das Recht der Eroberung als eines in der Geschichte besonders wichtigen und fruchtbaren staatsbildenden Prinzips. Im Hinblick auf die Ereignisse von 1866 und deren abfällige Beurteilung von gewisser Seite fragt er in vertrautem Kreis: „Wodurch sind denn die bestehenden Staaten entstanden? Doch nicht durch Erbschaft, Schenkung oder Kauf.“ [1])

Diese ganze Richtung seines historischen Denkens und die frühzeitige dauernde Verbindung derselben mit einer vielbewegten und mannigfaltigen staatsmännischen Praxis erklären es, daß Bismarck für die Geschichte des griechischen und römischen Altertums eigentlich kein Interesse hatte, er da vielmehr nur gelegentlich einige Punkte ins Auge faßte, die ihm durch umlaufende Schlagwörter in Erinnerung gebracht wurden oder auch zu ihn beschäftigenden Vorgängen Parallelen boten. Auch macht er selbst kein Hehl daraus, daß die ausgesprochen freiheitliche Richtung, welche gerade die gemeinhin mit Vorliebe behandelten Momente aus der Geschichte der Griechen und Römer namentlich der Jugend wert macht, ihn vielmehr abgestoßen hatte, da sie seine angeborenen preußisch monarchischen Gefühle verletzte. „Meine geschichtlichen Sympathien, bekennt er, blieben auf seiten der Autorität. Harmodius und Aristogiton sowohl wie Brutus waren für mein kindliches Rechtsgefühl Verbrecher und Tell ein Rebell und Mörder. Jeder deutsche Fürst, der vor dem Dreißigjährigen Kriege dem Kaiser widerstrebte, ärgerte mich, vom großen Kurfürsten an aber war ich parteiisch genug, antikaiserlich zu urteilen und natürlich zu finden, daß der Siebenjährige Krieg sich vorbereitete“.[2]) Auch das künstliche Spartanertum, unter dem er in jungen Jahren in

[1]) v. Keudell S. 330.

[2]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 1.

der Plamannschen Erziehungsanstalt zu leiden hatte,[1]) wird ihm von dem antiken Staat und seiner Entwicklung eine günstigere Auffassung nicht haben vermitteln können.

So sah er denn wohl in dem, was sich vor dem Aufbruch der Griechen nach Troja in Aulis abspielte, eine der ersten Betätigungen des uralten Streites um die Macht zwischen König- und Priestertum, der dann namentlich im Mittelalter das deutsche Reich zerfetzt und unheilvolle Spaltungen in ihm veranlaßt hat.[2]) In der von ihm heftig bekämpften Mietssteuer erblickte er eine Herabdrückung der Stadtbewohner „in ein Gefühl des Helotismus durch eine lokale Übermacht".[3]) Die Fiktion seiner liberalen Gegner, unter dem Volke, für das die Gesetze gegeben werden, sei die Regierung nicht mit begriffen, weist er zurück als einem „Ostrazismus", dem er sich nicht unterwerfen könne.[4]) Aus der Geschichte des Freiheitskampfes der Griechen gegen die Perser schwebt ihm die Erzählung vor, wie König Darius, nachdem sein Heer bei Marathon geschlagen war, sich an die Pflicht der Vergeltung dafür täglich durch den Ruf eines Sklaven erinnern ließ: „Herr, gedenke der Athener", und meint mit Bezug darauf, einer solchen Mahnung bedürfe es bei seinen Frankfurter Kollegen, dem Major und Stadtkommandanten Diest, freilich nicht, da dieser ohnehin kein ihm angeblich zugefügtes Unrecht vergesse.[5]) Bekannt und in dem letzten Teil oft angeführt ist sein Vergleich des stockpreußischen Geistes mit dem Bucephalus, den nur ein Alexander bändigen könne: versuche man demselben die mit ihm unvereinbare Verfassung aufzuzwingen, so werde man „in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter

[1]) Vgl. S. 10.
[2]) Polit. Reden V, S. 384; VI, S. 231. [3]) Ebd. IX, S. 46.
[4]) Ebd. VI, S. 103. [5]) Briefe an Gerlach S. 70. Vgl. S. 39.

und Herrn mit mutiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mitsamt seiner schwarz-rot-goldenen Zäumung auf den Sand setzt" (15. März 1850).[1] Denselben Kreis althistorischer Reminiszenzen entlehnt er den oft gebrauchten Vergleich der nur durch das Schwert lösbaren deutschen Frage mit dem gordischen Knoten, den der große Makedonierkönig durchhieb.[2] Will er sich über die Weltvergessenheit politisierender Gelehrter lustig machen, die inmitten des Sturmes gewaltiger Ereignisse unbekümmert um diese in ihren Liebhabereien verharren, so ruft er gern das Bild „jenes sterbenden Professors von Syrakus" in die Erinnerung zurück, der, in mathematische Berechnungen verloren, nicht merkte, daß die mit den von ihm konstruierten Maschinen verteidigte Stadt bereits genommen war, und den einbrechenden römischen Sieger mit der Mahnung anging, er möge doch die von ihm in den Sand gezeichneten Figuren nicht zertreten.[3]

Nicht näher war Bismarcks Verhältnis zur römischen Geschichte, obgleich er für die Sprache der Römer eine gewisse Vorliebe hegte und die weltgeschichtliche Bedeutung des römischen Staatswesens ihm gelegentlich schon durch das Fortleben des römischen Rechts wirksam vermittelt wurde. Wohl schwebt ihm das stolze „Civis Romanus sum" vor als eine Devise, die auch in betreff der Geltung des deutschen Namens in der Welt zu verwirklichen wünschenswert sei,[4] aber seiner ausgesprochen monarchischen Denkweise widerstrebt das republikanische Römertum, zumal wo es sich ihm, dem Gegner bindender Grundsätze,[5] streng an solche ge-

[1] Polit. Reden I. S. 239.
[2] Ebd. IX, S. 113; XI, S. 84; XII, S. 177. Dehn S. 505.
[3] Polit. Reden I, S. 244; II, S. 273; V, S. 181.
[4] Ebd. X, S. 171. [5] Vgl. S. 23.

bunden und stolz darauf zeigt: so spottet er über die „Catone der Republik“ so gut wie über die der Opposition.[1]) Mit Rom hat die Gegenwart für ihn nichts gemein. Die Schnelllebigkeit und Vergeßlichkeit zu kennzeichnen, welche dem modernen Menschen selbst die größten Ereignisse schon nach kurzer Zeit als abgetan und kaum noch der Beachtung wert erscheinen läßt, bemerkt er einmal, was 1866 Großes geschehen, werde schon nach wenigen Monaten als „altrömische Geschichte“ behandelt, auf die es nicht mehr ankomme.[2]) Demnach wird man ein besonderes Interesse für diese bei ihm allerdings nicht voraussetzen dürfen, mag er auch gelegentlich nebensächliche Momente daraus, die ihm in der Erinnerung geblieben sind, als rhetorischen Zierat oder ihrer Kürze wegen besonders brauchbare Formel anwenden. Einen aus Versehen undatiert gebliebenen Brief Leopold von Gerlachs nennt er scherzend geschrieben sine die et consule,[3]) und die bekannte Formel, durch die der römische Senat in Augenblicken der Gefahr den Konsuln besondere Sorgfalt für das öffentliche Wohl empfahl und zugleich gewisse außerordentliche Vollmachten erteilte, formt er im Hinblick auf den Einfluß des Generaladjutanten von Gerlach diesem gegenüber um in „Caveant adjutores generales, ne quid detrimenti capiat respublica“.[4]) Es handelt sich um seine Sorge, zu Beginn des Krimkrieges Preußen durch Österreich zu einem verhängnisvollen Schritte verleitet zu sehen. Jene Formel wendet er aber auch an auf die Pflicht der verbündeten Regierungen, inneren Wirren entgegenzutreten, welche die gesunde Entwicklung des Reiches gefährden könnten.[5]) Ähnlich spricht er von dem „curulischen

---

[1]) Ebd. VII, S. 300; XII, S. 381. [2]) Ebd. IV, S. 37.

[3]) Briefe an Gerlach S. 194. [4]) Ebd. S. 194.

[5]) Polit. Reden XI, S. 446.

Sessel", den der zum Abgeordneten gewählte Beamte auch seinem Vorgesetzten gegenüber einzunehmen glaubt,[1]) und bezeichnet den Teil des deutschen Heeres, der aus dem besten Menschenmaterial, aus den Familienvätern gebildet werden soll, als „eine Armee von Triariern", entsprechend den aus den ältesten Leuten gebildeten Reserven der römischen Heeresorganisation, die nur im äußersten Notfall ins Gefecht geführt wurden.[2]) Irgend eine allgemeine historische Anschauung hat er der Geschichte des römischen Staates nicht abgewonnen, durch deren Anwendung auf andere Zeiten und Völker er das Wesentliche in deren Entwicklung sich und anderen durch den Vergleich damit klarzumachen gesucht hatte. Nur historische Anekdoten hat er von dorther entnommen. In der Antwort auf die Glückwünsche einer Schleswig-Holsteinschen Abordnung zu seinem achtzigsten Geburtstag (1. April 1895) vergleicht er die Erwerbung der Erbherzogtümer durch Preußen mit dem Raub der Sabinerinnen durch die Römer, unternommen nicht als Vergewaltigung, sondern aus Liebe zum Reiche, zu Land und Leuten.[3]) Desselben Bildes hatte er sich bereits früher gegenüber Herzog Ernst II. von Koburg bedient, um diesem klarzumachen, daß die künftige Ordnung des Verhältnisses zwischen Preußen und den übrigen deutschen Staaten doch nur auf dem Wege wenigstens teilweiser Vergewaltigung zu erreichen sein werde. Da vergleicht er den Bau des künftigen Reiches mit dem Roms, das auch nicht in einem Tage aufgeführt sei: „Ich glaube, daß auch dem germanischen Rom der Zukunft einige Gewalttat an den Sabinern nicht

---

[1]) Polit. Reden IX, S. 75; X, S. 257.

[2]) Ebd. XII, S. 468.

[3]) v. Poschinger, Ansprachen S. 252.

erspart bleiben wird."[1]) Ein andermal bestreitet er die Richtigkeit des Vergleichs zwischen der dreimaligen Vorlage des Gesetzentwurfes über die Unfallversicherung und dem Schicksal, das die Römer bei der Erwerbung der Sibyllinischen Bücher erfuhren, sie schließlich für die zuletzt allein übrig gebliebenen drei Rollen den Preis zahlen mußten, der anfänglich für alle neun gefordert war.[2]) Ebenso warnt er den Reichstag, mit der Erwerbung Samoas nicht zu zögern, bis vielleicht später einmal jemand „diesen dritten Teil der Sibyllinischen Bücher" Deutschland von neuem anbieten würde.[3]) In der Konfliktszeit treibt ihn die sich immer mehr einbürgernde leidige Gewohnheit der Opposition den politischen Gegensatz auf das persönliche Gebiet hinüberzuspielen, zum Hinweis auf die Konsequenzen, die sich daraus schließlich ergeben müßten. „Wollen Sie den politischen Streit zwischen uns auf dem Wege der Horatier und Curiatier erledigen?"[4]) Die bekannte Fabel von der Rebellion der Glieder gegen den Magen, durch die Menenius Agrippa die auf den heiligen Berg ausgewanderten Plebejer zur Rückkehr in die Stadt vermocht haben soll, hat auch er sich nicht entgehen lassen, um das Verhältnis des Reiches zu den Einzelstaaten, namentlich in bezug auf die Finanzen zu veranschaulichen.[5]) Die bedenklichen Umtriebe einzelner von den depossedierten Fürsten und die Förderung, die sie in gewissen Kreisen ihrer ehemaligen Untertanen fanden, veranlaßte ihn zu der bitteren Bemerkung: „Die Coriolane sind in Deutschland nicht selten, es fehlt ihnen nur an den Volskern, und wenn sie die Volsker fänden, würden sie sich

[1]) Ottokar Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des deutschen Reiches S. 102.

[2]) Polit. Reden X, S. 47. [3]) Ebd. XI, S. 54, 71.

[4]) Ebd. II, S. 373. [5]) Ebd. VIII, S. 138.

bald demaskieren; nur den letzten versöhnenden Abschluß Coriolans würden alle Frauen Kassels und Deutschlands dann nicht imstande sein herbeizuführen".[1]) Als er zum Zweck der Einziehung der deutschen Gesandtschaft beim römischen Stuhle die Streichung der dafür ausgeworfenen Etatsposition beantragt, bezeichnet er das als eine Maßregel des politischen Anstands, die selbstverständlich sei, so lange das Haupt der katholischen Konfession Ansprüche erhebe, deren Durchführung für jedes geordnete Staatswesen absolut unerträglich sei, da jeder Staat, der sich dem unterwerfen wollte, unter ein „caudinisches Joch" gehen und seine eigene Selbständigkeit zu abdizieren genötigt sein würde.[2]) Den aus der Zeit der sinkenden Republik stammenden Ausdruck homines novi im Sinne von „Emporkömmlingen", die aus politisch bisher unbekannten Familien als die Ersten zu hohen Ämtern gelangen, wendet Bismarck an auf die zur Mitwirkung bei Enquêten wirtschaftlicher Natur berufenen Männer: da werde man es immer mit solchen zu tun haben, die auch den Beweis führen wollen, wie sachkundig sie sind.[3]) Roms Verfall hat nach seiner Ansicht gleichen Schritt gehalten mit dem Verfall seiner Aristokratie.[4]) Historisch doch nur bedingt zutreffend entspringt diese Auffassung bei ihm auch mehr aus dem ihm von Haus aus eigenen starr aristokratischen Denken und war zugleich gewissermaßen ein politisches Glaubensbekenntnis. Die fortschreitende Zersplitterung der großen politischen Parteien durch die Bildung immer neuer Fraktionen, an deren Spitze Männer, die dort nicht zur Geltung kommen konnten, eine sie befriedigende Rolle spielen können, gemahnt ihn an das Cäsar

[1]) Polit. Reden IV, S. 130.
[2]) Ebd. VI, S. 231. Vgl. II, S. 267. [3]) Ebd. IX, S. 194.
[4]) Ebd. I, S. 146.

zugeschriebene Wort, er wolle lieber in Corfinium der Erste als in Rom der Zweite sein.[1]) Auch später noch erscheint ihm diese Äußerung, von der er inzwischen erfahren, daß sie von Plutarch überliefert, aber für apokryph gehalten werde, als ein echt deutscher Gedanke, da nur zu viele von den im öffentlichen Leben stehenden Deutschen so denken und das Dörfchen suchen, und wenn sie es geographisch nicht finden können, die Fraktionen resp. Unterfraktionen oder Koterien, wo sie die Ersten sein können.[2]) Unzählige Male wiederholt ist sein zum geflügelten Wort gewordener Ausdruck von den „catilinarischen Existenzen", deren es im Lande eine ganze Menge gebe und die ein großes Interesse an Umwälzungen haben.[3])

Überhaupt wird man bei der Beurteilung von Bismarcks historischem Interessenkreise nicht außer acht lassen dürfen, daß er die Vergangenheit im allgemeinen und namentlich die Entwicklung fremder Völker und Staaten doch eigentlich ausschließlich von dem deutschen Standpunkte aus betrachtete, d. h. in erster Linie diejenigen Momente lebhafter erfaßte und sich historisch klarzumachen suchte, aus denen für ihn zum Verständnis der deutschen und besonders der preußischen Geschichte etwas zu gewinnen war und so auch das ihm immer als letztes Ziel vorschwebende richtige politische Handeln Vorteil ziehen konnte. Daher hat ihn die französische Geschichte in den so gearteten Perioden lebhaft angezogen, während er trotz seiner Vorliebe für die englische Sprache und Literatur der englischen Geschichte im ganzen fremd geblieben ist. Vielleicht darf man dies im Hinblick auf die Eigenart dieses merkwürdigen

1) Polit. Reden IX, S. 431.

2) Gedanken u. Erinnerungen II, S. 21.

3) Polit. Reden II, S. 29. Vgl. Büchmann S. 601.

Geistes wenigstens zu einem Teile zurückführen, auf eine unbewußte Opposition gegen die historisch-politischen Theorien der Liberalen, welche in der englischen Verfassung trotz ihres einzigartigen allmählichen Entstehens und ihres dadurch bedingten spezifisch englischen Wesens das Vorbild feierten, durch dessen Kopierung in Preußen am einfachsten die von ihnen gewünschte Ordnung hergestellt werden könnte. Das bekannte Lob, welches einst Friedrich Wilhelm IV. gerade in dieser Hinsicht dem englischen Volke huldigend dargebracht hatte, indem er ihm eine Erbweisheit ohnegleichen nachrühmte, hat Bismarck nur sehr bedingungsweise und mit wesentlichen Einschränkungen gelten lassen. In seiner politischen Sturm- und Drangperiode stellt er einmal der Entwicklung Preußens, wo Friedrich Wilhelm I. die Souveränität comme un rocher de bronze etablierte, den von England gegangenen Weg entgegen als einen zwar glücklicheren, weil es keinen Richelieu gehabt habe, der die Köpfe abschlug, in denen die Erbweisheit sondergleichen wohnte, und sieht den Charakter der englischen Revolution in der Freiheit. Diese Tatsache kommt nach seiner Meinung auch noch in der Gegenwart zum Ausdruck in dem selbstbewußten, aber gesellschaftlich bescheidenen Auftreten des englischen Arbeiters.[1]) Später jedoch meint er, jene erbliche Weisheit sei eigentlich nur betätigt in Englands auswärtiger Politik, die einen kriegerischen Konflikt mit Deutschland vollkommen ausschließe.[2]) Man mag daher zweifeln, ob die verschiedenen englischen Geschichten, die in der Bibliothek zu Schönhausen vorhanden waren,[3]) von ihm so eifrig studiert worden sind wie wohl andere, namentlich französische Geschichtswerke, die er so gut wie die deutschen Klassiker gelegentlich in schlaflosen Nächten vornahm.[4])

[1]) Polit. Reden I, S. 147. [2]) Ebd. X, S. 428.
[3]) Vgl. oben S. 177. [4]) Polit. Reden VIII, S. 189.

Mehr als nach sachlichen oder politischen Momenten richtet sich daher sein Interesse für einzelne Vorgänge aus der englischen Geschichte nach persönlichen. In dem schottischen Nationalhelden Robert Bruce sah er ein nachahmenswertes Vorbild: von ihm, der durch die Beobachtung einer Spinne, die trotz wiederholten Herunterfallens immer von neuem zu dem erstrebten Ziel emporzuklimmen anfing und es so schließlich erreichte, zu ausdauernder Beharrlichkeit angetrieben zu sein berichtete, wollte er gelernt haben, „was er für recht und seinem Vaterlande für nützlich hielt, auch bei den übelsten Aspekten nicht aufzugeben“.[1]) Aus besonderen Gründen übten auf ihn die Persönlichkeiten König Karls I. und seines Ministers Strafford eine starke Anziehungskraft. Wußte er doch, daß zu Beginn seines Ministeriums gewisse Leute durch den warnenden Hinweis auf beider blutiges Ende planmäßig auf König Wilhelm einzuwirken suchten, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die oppositionelle Mehrheit der Volksvertretung zu bestimmen. „Karl I.,“ so urteilte er, „wird immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben im Gegensatz zu Ludwig XVI. von Frankreich, der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und kein gutes Bild in der Geschichte macht“. Durch die drastische Ausführung dieses Gegensatzes hat er seinen königlichen Herrn, den jene Einflüsse eben in seinen früheren Entschlüssen wankend gemacht hatten, während der denkwürdigen Fahrt von Jüterbog nach Berlin wieder aufgerichtet und zum Ausharren ermutigt, indem er das in jener trüben Stunde von demselben befürchtete blutige Ende für sie beide als ein sehr anständiges und ihrer würdiges hinstellte.[2]) Auch später noch kam er gelegentlich auf die

[1]) Polit. Reden VIII, S. 148, 49.

[2]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 285.

Parallele zurück, die man in der Konflikszeit zwischen ihm und Strafford gezogen hatte.[1])

Von der eigenartigen Entwicklung Englands auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete hatte sich Bismarck aber dennoch eine lebhafte Anschauung erworben; nur wich er auch da von den landläufigen Vorstellungen und Urteilen in mancher Hinsicht beträchtlich ab. Daß England dermalen Deutschland wirtschaftlich so weit überlegen sei, war für ihn nicht bloß die Folge seines Reichtums an Kohle und Eisen, die da nebeneinander liegen: vielmehr sah er darin eine natürliche Konsequenz des Vorsprungs von mehreren Jahrhunderten, den es mit seiner Kultur vor Deutschland voraus hat. Aus den vorliegenden Zeugnissen meint er, in der Hauptsache gewiß mit Recht, ermessen zu können, daß schon zur Zeit Shakespeares, also ziemlich vor dreihundert Jahren, in England eine Wohlhabenheit, ein Kulturzustand und ein Maß von belletristischer Bildung geherrscht habe, von dem wir zur gleichen Zeit weit entfernt waren.[2]) Sich über die Momente auszusprechen, die ihm in der Gestaltung und Festlegung der englischen Verfassung als die eigentlich entscheidenden erschienen, gab ihm wiederholt namentlich die Polemik erwünschte Gelegenheit, in der er die immer erneute Forderung der Fortschrittspartei nach Entwicklung „wahren konstitutionellen Lebens" in Preußen zu bekämpfen hatte. Was man darunter gewöhnlich verstehe, so legt er sein Urteil einmal historisch und politisch ausführlich dar, entbehre der monarchischen Grundlage und beruhe eigentlich ganz auf dem „klugen Wort", welches die englische Aristokratie nach der großen Revolution, um ihre Herrschaft zu befestigen, erfunden hat, „the king can do no wrong":

---

[1]) Polit. Reden IX, S. 240; XII, S. 318. [2]) Ebd. XI, S. 197.

Denn wenn der König kein Unrecht tun kann, so kann er nach seiner Meinung überhaupt nichts tun, er ist mundtot gemacht und herabgewürdigt zu einer Waffe, welche die englische Aristokratie zur Erhaltung ihrer Herrschaft zu ihrer Verfügung behält. Der englische Adel hat, das ist nach seiner Ansicht der Sinn jenes Satzes, den König gewissermaßen sequestiert, um seine Beziehungen zum Volk in seiner Gewalt zu haben, sie nicht zu stark und mächtig werden zu lassen, sich möglichst zwischen König und Volk zu schieben und über seine Unterschrift zu disponieren, die durchaus unentbehrlich ist, weil das englische Volk ohne sie auch noch heutigentages einem Regierungsbefehl gehorchen zu müssen nicht glauben würde.[1]) Dennoch erscheint ihm Wilhelm von Oranien als ein sehr starker König, der die Würde der Monarchie auch gegenüber der festgeschlossenen Mehrheit des Parlaments erfolgreich vertrat. Im Gegensatz zu der leidigen Zersplitterung der deutschen Volksvertretung in alle möglichen Fraktionen und Fraktiönchen, die er so oft beklagt, leitet er aus der festgefügten Einheit des groß angelegten englischen Parteiwesens Erfolge her, wie sie dort die beiden Pitt oder Canning und selbst noch Palmerston und Peel erlangt haben.[2])

Von einzelnen Ereignissen aus der neueren Geschichte Englands berührt Bismarck gelegentlich der durch die welfischen Umtriebe nötig gewordenen Aufhebung des mit dem ehemaligen König von Hannover geschlossenen Abfindungsvertrages und der Beschlagnahme des welfischen Hausvermögens im Laufe der Beratungen der betreffenden Herrenhauskommission die Schlacht bei Culloden (27. April 1746), durch die der Restaurationsversuch der Stuarts vereitelt wurde,

[1]) Polit. Reden IX, S. 147. [2]) Ebd. IX, S. 244.

um die Großmut der preußischen Regierung gegenüber dem depossedierten Hannoveraner in das rechte Licht zu setzen. Mit bitterer Ironie erklärt er, er habe nicht gehört, daß die Vorfahren König Georgs V., nachdem sie die Stuarts vom Thron Englands vertrieben hatten, ihnen durch Staatsgelder die Mittel geliefert hätten, der königlichen Armee dort zum Kampfe entgegenzutreten.[1]) Um die Schwierigkeiten zu erläutern, die sich der sofortigen und radikalen Aufhebung der Sklaverei in den deutschen Kolonien, wie sie von liberaler Seite gefordert wurde, entgegenstellten, und darzutun, daß es da eines langsamen und vorsichtigen Vorgehens bedürfe, wollte man die wirtschaftlichen Verhältnisse jener Gebiete vor Schädigung bewahren, erinnert er treffend daran, wie lange Zeit es gedauert habe, bis die gleiche Forderung in England in bezug auf dessen Kolonien durchgedrungen sei: obgleich die Sache bereits im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, zuerst 1727 zur Sprache gebracht wurde, sei doch erst im Jahr 1789 durch William Wilberforce der förmliche Antrag auf Unterdrückung des britischen Sklavenhandels im Parlamente eingebracht worden, um erst nach fast zwanzigjährigen Kämpfen am 23. Februar 1807 angenommen zu werden.[2])

Auf Englands Verhältnis zu Preußen und Deutschland, wie es sich namentlich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt hat, ist Bismarck nur selten zu sprechen gekommen. Das könnte auffallen, wüßten wir nicht, daß intime verwandtschaftliche Beziehungen zwischen dem englischen und dem Berliner Hofe, deren Einfluß er oft störend empfunden und als die Quelle auch politisch hinderlicher Reibungen beklagt hat, ihm gerade da eine

---

[1]) Polit. Reden IV, S. 136. [2]) Ebd. XII, S. 537.

Zurückhaltung auferlegten, die ihn nötigte, seine wahre Ansicht wenigstens öffentlich unausgesprochen zu lassen. Im vertrauten Kreise äußerte er sich unumwunden: England hat Preußen, erklärt er 1866 einmal, vom Siebenjährigen Kriege bis zum Wiener Frieden ausgebeutet und beeinträchtigt.[1]) Was Preußen und Deutschland zur Zeit des französischen Krieges von England erfuhren, ist bekanntlich nicht geeignet gewesen, ihm eine Änderung dieses Urteils über die geschichtliche Entwicklung ihres Verhältnisses nahezulegen.

Mehr als mit der Geschichte Englands gaben die Ereignisse Bismarck Anlaß, sich mit der Frankreichs zu beschäftigen, mag diese Beschäftigung, abgesehen von der gelegentlichen Lektüre eines französischen historischen Werkes wie z. B. Taines. „Les origines de la France contemporaine",[2]) zumeist nur darin bestanden haben, daß er über den inneren Zusammenhang der ihrem äußeren Verlauf nach ihm wohlbekannten Ereignissen gewissermaßen spekulierte. Denn für ihn handelte es sich dabei vornehmlich um die Erkenntnis des französischen Volkscharakters und die Entwicklung des Verhältnisses zwischen den beiden Nachbarnationen, zumal für dessen künftige Gestaltung der Krieg von 1870—71 ganz neue Bedingungen geschaffen hatte und zwar solche, die dem bisherigen historischen Verlauf zunächst durchaus widersprachen. Ihn interessiert daher begreiflicherweise besonders das Zeitalter Ludwigs XIV. und dann das der Revolution und der Revolutionskriege, die beiden Perioden, wo die französischen Eroberungsgelüste sich am rücksichtslosesten und erfolgreichsten namentlich gerade auf Kosten Deutschlands betätigt haben. Daß diese freilich älteren

---

[1]) v. Keudell S. 226. [2]) Polit. Reden IX, S. 226.

Ursprungs waren, übersah auch er nicht. „Das Infragestellen der deutschen Grenze, bemerkt er am 11. Januar 1887,[1]) hat angefangen, wenn wir es rein im historischen, pragmatischen Zusammenhang auffassen wollen, mit der Wegnahme der drei Bistümer Metz, Toul und Verdun" (durch Heinrich II. 1552 auf Grund des mit Moritz von Sachsen und seinen Mitverschworenen geschlossenen Vertrages). Kaum eine Generation habe seitdem in Deutschland gelebt, die nicht genötigt gewesen wäre, den Degen gegen Frankreich zu ziehen. Daß die Epoche des Grenzkampfes mit der französischen Nation auch jetzt noch nicht endgültig abgeschlossen sein werde, vermutet er auf Grund des ganzen französischen Charakters und der Grenzverhältnisse.[2]) Überhaupt hält er das Friedenswerk zwischen Frankreich und Deutschland für schwer, weil es sich dabei um einen langwierigen historischen Prozeß in der Mitte zwischen beiden Ländern handelt, die Ziehung der Grenze, die nach seiner Auffassung von dem Zeitpunkt an zweifelhaft und streitig geworden ist, wo Frankreich seine volle innere Einigkeit und königliche Macht, ein abgeschlossenes Königtum erreicht hatte. Trifft er damit wohl auch nicht ganz das Richtige, so ist die Bemerkung doch insofern lehrreich, als sie einen von den Gründen erkennen läßt, um derentwillen Deutschland im Interesse seiner eigenen Ruhe in Frankreich die Fortdauer der Republik jeder monarchischen Restauration vorzuziehen haben dürfte.

Von diesem Standpunkte aus interessiert Bismarck begreiflicherweise besonders die Begründung der absoluten Monarchie Ludwigs XIV. Ihre Vorbereitung durch Richelieu und Mazarin, so lehrreich sie in politischer Hinsicht ist, hat

---

[1]) Polit. Reden XII, S. 185. [2]) Ebd. XII, S. 185.

ihn allerdings nicht beschäftigt. Des großen Kardinals gedenkt er nur aus Anlaß der Anekdote, wonach derselbe erklärt haben soll, auch den unschuldigsten, ehrbarsten Menschen wolle er an den Galgen bringen, wenn man ihm drei Zeilen von seiner Hand geschrieben verschaffe:[1]) er will damit die unberechtigte und gefährliche Art kennzeichnen, wie man ihn selbst so oft auf frühere, in den Parlamentsberichten gedruckt vorliegende Äußerungen, die doch unter ganz anderen Verhältnissen getan waren, festzunageln versuchte. Wohl aber stellt er Richelieu und Mazarin den kirchlichen Würdenträgern seiner Zeit entgegen, weil sie, obgleich Kardinäle, die Rechte ihres Königs gegen die Ansprüche der römischen Kurie energisch verfochten haben.[2]) Auch macht er kein Hehl daraus, daß er den Absolutismus in unseren modernen Zeiten überhaupt für unmöglich hält, insbesondere jenen unkontrollierbaren Absolutismus, wie ihn Ludwig XIV. zuerst in Szene gesetzt: namentlich deutschen Untertanen gegenüber erklärt er diesen für unhaltbar. Befestigt war er in dieser Überzeugung, wie er angibt, noch durch Spezialstudien in den Hofgeschichten und kritische Beobachtungen, die er am Hofe des persönlich von ihm geliebten und verehrten Königs Friedrich Wilhelms IV. zur Zeit Manteuffels hatte anstellen können.[3]) Den leidigen Zustand gegenseitigen Mißtrauens zwischen Deutschland und Frankreich, den aus der Welt zu schaffen er sich nach dem Frieden eifrig und nicht ohne Erfolg bemühte, beklagt er als eine von Ludwig XIV. her datierende unnatürliche Einrichtung:[4]) zu einer dauernden aber sei sie geworden durch die auch in der Folgezeit ununterbrochenen Bedrohungen Deutschlands von seiten Frankreichs.[5])

---

[1]) Polit. Reden X, S. 487. [2]) Ebd. V, S. 343.
[3]) Gedanken u. Erinnerungen I, S. 16. [4]) Polit. Reden X, S. 215.
[5]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 296.

Denselben Gedanken, der Ludwig XIV. als die Verkörperung unersättlicher Eroberungslust darstellt, entwickelte er in dem bekannten Rundschreiben, das er am 18. Juli 1870 über den französischen Friedensbruch erließ und den Aktenstücken einverleibte, die am 20. Juli dem Reichstage des Norddeutschen Bundes über den diplomatischen Verkehr des Auswärtigen Amtes mit den fremden Regierungen in dem schwebenden deutsch-französischen Streit vorgelegt wurden. Da erklärte er, alle von den französischen Ministern angeführten Gründe für die Unvermeidlichkeit des Krieges zerfielen in nichts und erschienen absolut aus der Luft gegriffen: es bleibe daher nur die traurige Notwendigkeit, die wahren Motive in den schlechtesten und seit einem halben Jahrhundert von den Völkern und Regierungen der zivilisierten Welt gebrandmarkten Traditionen Ludwigs XIV. und des ersten Kaiserreichs zu suchen.[1]) In überraschender Weise begegnet Bismarck sich da mit der Auffassung, die einige Monate später Leopold von Ranke in der ihm eigenen scharf epigrammatischen Weise zum Ausdruck gebracht hat. Im Winter 1870—71 traf der große deutsche Historiker in Wien, wo er archivalischen Studien oblag, mit dem ihm von früher her persönlich bekannten Thiers zusammen, der im Auftrag der Regierung der nationalen Verteidigung die Höfe der neutralen Großmächte besuchte, um wenigstens deren moralische Intervention zugunsten Frankreichs zu veranlassen. Auf Thiers' entrüstete Frage, gegen wen denn Deutschland, nachdem der Tag von Sedan den an dem Kriege Schuldigen hinweggefegt habe, eigentlich noch weiter kämpfe, antwortete Ranke schlagfertig: „Nun, gegen Ludwig XIV." Der große deutsche Staatsmann und der große deutsche

---

[1]) Polit. Reden IV, S. 426.

Historiker trafen also hier in einer grundlegenden geschicht-lichen Auffassung zusammen.

Nach einer anderen Seite freilich scheint Bismarck der Absolutismus Ludwigs XIV., so sehr er von seinen unheil-vollen Wirkungen auch auf die innere Entwicklung Frank-reichs überzeugt ist, doch bereits vor zwei Jahrhunderten auf dem richtigen Wege gewesen zu sein und deshalb noch dermalen nachahmenswert, nämlich durch das von Colbert eingeführte und seitdem im wesentlichen bis auf den heutigen Tag beibehaltene Merkantilsystem mit seinen Schutzzöllen. Denn nach seiner Ansicht, die freilich von der anderen Seite allezeit heftig bestritten worden ist, werden die dadurch ent-wickelten indirekten Steuern von der Bevölkerung weniger lästig empfunden als die direkten, auf denen im Gegensatz zu Frankreich und England die Finanzen der deutschen Staaten und namentlich Preußens beruhen.[1]) Während andere dies von ihm befürwortete System als eine aus-hungernde Krankheit verwerfen, führt er die Wohlhabenheit Frankreichs darauf zurück und erklärt es aus ihm, daß dieses Land trotz der ungeheuren Verwüstungen, die es in-folge von Kriegen und inneren Revolutionen erlitten hat, sich bereits zur Zeit des Siebenjährigen Krieges eines nationalen Wohlstandes erfreut habe, der nach mancher Meinung den Englands übertraf. Auch hebt er es im Zusammenhange dieser volkswirtschaftlichen Erörterungen als einen historisch-politisch beachtenswerten Zug hervor, daß der deutsche Reichs-tag von der Berufung eines Wirtschaftsrates, der die ver-bündeten Regierungen bei der Vorbereitung der geplanten wirtschaftlichen und finanziellen Reformen unterstützen sollte, eine Minderung seiner Autorität besorgte, während kein

---

[1]) Polit. Reden VIII, S. 338.

französisches Parlament so kleinmütig gewesen sei, sich vor dem französischen Wirtschaftsrate zu fürchten. Freilich gibt er zu, dem reformeifrigen Minister einer absoluten Monarchie wie Turgot könne eine solche Körperschaft gelegentlich unbequem werden. Und doch habe gerade Turgot seinerzeit davor gewarnt, allein die Spezialinteressenten zu fragen, weil, wenn man sie höre, die Sache doch schließlich darauf hinauslaufe, daß jeder für sich das Monopol verlange.

Häufig wenden sich Bismarcks historisch-politische Betrachtungen zu der französischen Revolution. Denn auch für ihn führten die letzten Wurzeln der modernen Entwicklung immer zu ihr zurück. Von der engherzigen Befangenheit ihr gegenüber, die seit der Restauration die Mehrzahl seiner Standesgenossen beherrschte, finden wir bei ihm keine Spur. In einem merkwürdigen Briefe an Leopold von Gerlach vom 30. Mai 1857[1]) sehen wir ihn zur Abwehr des Vorwurfs, er sei seinen politischen Prinzipien untreu geworden und wolle mit der unter allen Umständen zu bekämpfenden Revolution paktieren, in völliger Unbefangenheit und in großen Zügen vielmehr die historische Anschauung vertreten, auch die Revolution sei nicht bloß eine tatsächlich gegebene, sondern auch unter Umständen unvermeidliche und daher berechtigte Form der Entwicklung im Leben werdender Nationen. Seine Darlegungen gemahnen im wesentlichen an das Wort Dahlmanns, der die Revolution als die Entwicklung des einstürzenden Hauses bezeichnet hat. Der unbeirrbare Realpolitiker fragt: „Wie viele Existenzen gibt es noch in der heutigen politischen Welt, die nicht in revolutionärem Boden wurzeln?“ Das tun Spanien, Portugal, Brasilien, alle amerikanischen Republiken, Belgien,

---

[1]) Briefe an Gerlach S. 326 u. ff., besond. S. 328 u. 29.

Holland, die Schweiz, Griechenland, Schweden und das noch heute in der glorious Revolution von 1688 fußende England: selbst der dermalige Zustand Deutschlands beruhe keineswegs durchweg auf legitimen Rechtstiteln, und im eigenen staatlichen Leben könne auch Preußen der Benutzung revolutionärer Unterlagen nicht entgehen. Dementsprechend habe es auch bereits 1785 gegenüber den Vereinigten Staaten von Nordamerika und neuerdings dem zum Besuch in Berlin erschienenen König von Portugal gehandelt, und die geplante Verschwägerung mit den Bernadotte von Schweden sei doch nur an zufälligen Hindernissen gescheitert. Daher sei es auch, konstatiert Bismarck weiter, vor der französischen Revolution selbst dem christlichsten und gewissenhaftesten Staatsmann nicht eingefallen, sein gesamtes politisches Streben, sein Verhalten zur äußeren wie zur inneren Politik dem Prinzipe des „Kampfes gegen die Revolution" unterzuordnen und die Beziehungen seines Landes zu anderen Staaten lediglich an diesem Probierstein zu prüfen. Seines ebenso hochkonservativen wie frommen Korrespondenten Abscheu vor einem Zusammengehen Preußens mit Napoleon III., dem gekrönten Revolutionär, wie er es empfahl, hat er durch diese Argumente freilich nicht überwunden. Auch die treffenden Bemerkungen, die er weiterhin über Ursprung und Wesen der französischen Revolution macht, dürften denselben kaum anders denken gelehrt haben. Darnach ist die Familie Bonaparte als solche für die Revolution doch nicht verantwortlich zu machen: sie hat sie nicht in die Welt gebracht, vielmehr hat der erste Napoleon, nachdem er sie mit Erfolg für seinen Ehrgeiz benutzt, sie bekämpft, freilich mit falschen Mitteln und deshalb ohne dauernde Wirkung. In der Erörterung dieser Frage, die ihn von dem alten Freunde schließlich ganz trennen sollte, erhebt Bismarck sich weiterhin zu einer großen

und kühnen historischen Anschauung, welche den universalhistorischen Zusammenhang der für die Entwicklung der Menschheit eigentlich entscheidenden Epochen eindrucksvoll zur Geltung bringt. „Die Revolution," sagt er, „ist viel älter als die Bonapartes und viel breiter in der Grundlage als Frankreich. Wenn man ihr einen irdischen Ursprung anweisen will — (ein Satz, nach dem er sie auch für Schickung Gottes hält) — so wäre auch der nicht in Frankreich, sondern eher in England zu suchen, wenn nicht noch früher in Deutschland oder in Rom, je nachdem man die Auswüchse der Reformation oder die der römischen Kirche und die Einführung des römischen Rechts in die germanische Welt als schuldig ansehen will."

Indem er dann die Geschichte Frankreichs während der letzten Menschenalter vor der Revolution überfliegt, kommt er zu dem in den Gerlachschen Kreisen auch damals noch bestrittenen Satz: „Das Haus Bourbon hat mehr für die Revolution getan als alle Bonaparten, auch wenn man ihm Philipp Egalité nicht zur Last schreibt". Zum Beweise führt er an die Einführung des Absolutismus unter Ludwig XIV. — er bezeichnet bei dieser Gelegenheit jeden Absolutismus als ein fruchtbares Feld für die Saat der Revolution —, die Unwürdigkeiten der Regentschaft und Ludwigs XV. und die Schwäche Ludwigs XVI.,[1]) der am 14. September 1791 bei der Annahme der Verfassung die Revolution als beendigt proklamierte.[2]) Namentlich des letztgenannten Schwäche macht er verantwortlich für den unheilvollen Gang, den die Dinge in Frankreich genommen. Denn ihr gegenüber konnten die Girondisten mit ihren Verfassungsplänen durchzudringen hoffen, deren Verwirklichung —

---

[1]) Vgl. S. 195. [2]) Briefe an Gerlach S. 329.

Bismarck eignet sich da das Urteil und die Worte von Taine[1]) an — aus dem König eine Art von Ehrenpräsidenten der Republik gemacht haben würde, dem die Volksvertretung die durch herrschende Partei, d. h. die Girondisten selbst, einen Vollziehungsausschuß zur Seite stellte.[2]) Wenn er in einer solchen Ordnung das Ideal der konstitutionellen Verfassung zu sehen glaubt, das die liberale Opposition auch in Preußen zu verwirklichen wünsche, so geht er mit einer solchen Beschuldigung in der Hitze des Kampfes freilich zu weit, hat aber auf der anderen Seite recht, wenn er auch den Ursprung der parlamentarischen Bewegung der Gegenwart auf die französische Revolution in den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts zurückführt, weil man damals angefangen habe, die Rudimente der konstitutionellen Regierung auszuarbeiten und dabei in mißverstandener Analogie mit der historisch herausgewachsenen Parlamentsverfassung Englands auf eine Trennung von Exekutive und Legislative ausgegangen sei.[3])

Bezeichnend für Bismarcks Auffassung der französischen Revolution ist auch, daß er in ihr einen ausgesprochen antigermanischen Zug herrschend findet. Er betrachtet sie geradezu als die Niederwerfung des germanischen Elements durch welches das an sich unproduktive keltische erst befruchtet und leistungsfähig gemacht worden sei. Daß letzteres hinfort das Übergewicht behauptet habe, erklärt ihm die Bereitwilligkeit der Franzosen, sich der Gewalt zu unterwerfen.[4]) Ihr charakteristisches Gepräge erhält die französische Revolution dabei für ihn vor allem durch das Streben nach Gleichheit, während es sich in der englischen um die Gewinnung der Freiheit gehandelt habe.[5]) Diese englische

---

[1]) Vgl. S. 199. [2]) Polit. Reden IX, S. 226. [3]) Ebd. X, S. 56. [4]) Dehn S. 204. [5]) Vgl. S. 185.

Freiheit erscheint ihm getragen von dem männlichen Selbstbewußtsein, das seinen eigenen Wert stolz genug fühlt, um andere in einer höheren Stellung über sich dulden zu können. Die französische Freiheit dagegen nennt er einmal „die chimärische Tochter des Neides und der Habsucht, welcher diese reich begabte Nation seit 60 Jahren durch Blut und Aberwitz nachgejagt, ohne sie erreichen zu können" (24. Oktober 1849).[1])

Eine so eigenartige Anschauung der französischen Revolution von 1789 bedingt eine entsprechend eigenartige Beurteilung auch der durch sie weiterhin herbeigeführten Ereignisse. Nur macht sich dabei wiederum Bismarcks Unbefangenheit und sein Wohlwollen gegenüber dem französischen Volke und seinem Nationalcharakter bemerkbar. Er erkennt an, daß die ersten französischen Kriege im Jahr 1792 von einer politischen Idee getragen gewesen seien, bestreitet aber die bei den Franzosen herrschende Vorstellung, dieselbe hätte sich über die ganze Welt verbreitet. Immerhin sieht er in den bewegenden Ideen, welche die französischen Fahnen damals in die Nachbarlande brachten, dem Kampf gegen die Monarchie, gegen Geistlichkeit und Adel und für den dritten Stand, mächtige geistige Hebel, die den Sieg der Franzosen erleichterten. Vorbehaltlos erkennt er die Tapferkeit und das Nationalgefühl an, welche die Franzosen damals so gut wie früher im spanischen Erbfolgekrieg und dann auch 1814 bewährt haben.[2]) Für die ungerechten Eroberungskriege, mit denen sie namentlich Deutschland heimgesucht, macht er weniger das gemeinhin von der Familie Bonaparte genannte System verantwortlich als die dem französischen Nationalcharakter aus Selbstsucht schmeichelnde expansive

[1]) Polit. Reden I, S. 147.

[2]) Gedanken u. Erinnerungen II, S. 52.

Politik der alten Monarchie seit Ludwig XIV. und meint, auch wenn Napoleon I. als Sohn Ludwigs XVI. geboren wäre, würde Deutschland doch schwerlich Ruhe vor ihm gehabt haben.[1]) Den schließlichen Ausgang Napoleons I., dessen Schöpfung er als eine große bewundert, leitet er daraus ab, daß er auf seine kriegerischen Erfolge pochend mit allen Staaten Händel anfing, statt den Frieden zu erhalten: sein Verhängnis sei gewesen, daß er die erste Tugend des Staatsmannes, die weise Mäßigung nach den größten Erfolgen den anderen Völkern gegenüber nicht geübt und Europa in einen Krieg nach dem anderen verwickelt habe.[2]) Trotzdem muß nach ihm die Empfindlichkeit der Franzosen in bezug auf die Erhaltung ihrer auf so fragwürdige Weise vergrößerten territorialen Besitzstands gelegentlich als ein Moment von beträchtlicher politischer Wirksamkeit hoch angeschlagen werden. Daß ein so unbedeutender Platz wie Hüningen, das Ludwig XIV. 1680 durch Kauf erworben und zu einer starken Festung ausgebaut hatte, 1815 durch Erzherzog Johann nach der Kapitulation entfestigt wurde und nach den Bestimmungen des zweiten Pariser Friedens nicht wieder hergestellt werden durfte, erscheint ihm darnach fast mehr geeignet zur Erregung französischer Leidenschaften benutzt zu werden als der Verlust irgend eines Territoriums, den Frankreich sonst von seinen früheren Eroberungen damals zu erleiden hatte.[3])

Von dem zweiten Pariser Frieden bis zu der großen, nach seiner Meinung aber noch nicht endgültigen Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland 1870 und 71 hat die französische Geschichte, weil ihr Schwerpunkt in

---

[1]) v. Poschinger, Preußen am Bundestage IV, S. 277.

[2]) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, S. 357.

[3]) Polit. Reden V, S. 55.

der inneren Entwicklung lag, für Bismarck offenbar kein besonderes Interesse gehabt. Auf diese Zeit nimmt er in seinen historisch-politischen Betrachtungen nur selten Bezug. An der Charte Ludwigs XVIII. — er nennt sie im Hinblick auf den Einfluß, den sie auf die gesamte Entwicklung des konstitutionellen Wesens gehabt hat, „die konstitutionelle Urverfassung — hat er besonders auszusetzen, daß auch nach ihr die Entscheidung innerhalb des Ministerrates nach Stimmenmehrheit geschah, wie auch in anderen Staaten, was er weder für gerecht noch für vernünftig halten kann.[1]) Auch die auswärtige Politik Frankreichs dieser Zeit kommt für ihn historisch nicht in Betracht, da sie für die Gegenwart ohne praktischen Wert ist, höchstens daß er sich einmal bei Erörterung der Polenfrage der harmlosen Bestrebungen erinnert, die Frankreich unter Louis Philipp im Ausland zugunsten der Polen entwickelt hat.[2])

Auch im Gebiet der deutschen Geschichte sind eigentliche historische Studien oder auch nur eine planmäßige Lektüre der in jenen Jahren neu erschienenen bedeutenden Werke bei Bismarck nicht erkennbar. Wenn man aber weiß, wie massenhaft er gelesen, und sieht, wie vertraut er auch mit dem Gange der älteren deutschen Geschichte ist, — was freilich nicht ausschließt, daß ihm da gelegentlich ein Irrtum mit unterläuft —, so wird man annehmen müssen, er habe sich auch mit diesem Gebiete auf die ihm eigene Art vertraut gemacht, wie sie in den ihn umgebenden Verhältnissen nun einmal begründet lag. Es war im ganzen die eines Autodidakten, zumal es ihm auch hier weniger auf wahllose Kenntnis aller möglichen ungleichwertigen Tatsachen ankommen konnte als auf die Gewinnung eines Einblicks in

---

[1]) Ebd. I, S. 319. [2]) Ebd. XI, S. 432.

das Wesen der Entwicklung seines Volkes und insbesondere auf die Erkenntnis derjenigen Momente darin, welche für Erfassung und Lösung der seiner Zeit gestellten Aufgaben wichtig und nützlich werden konnten. Beachtenswert ist es dabei im Hinblick auf sein eigenes geschichtliches Wirken, daß wir bei ihm nirgends eine Spur finden von der in der Romantik wurzelnden Auffassung des deutschen Mittelalters, wie sie die meisten seiner Standes- und Gesinnungsgenossen in den vierziger und fünfziger Jahren erfüllte. Christlich germanische Phantastereien haben ihm, so sehr auch er sich von gewissen Seiten des mittelalterlichen deutschen Staats- und Gesellschaftslebens angezogen fühlte, allezeit fern gelegen, und eine unüberbrückbare Kluft trennte ihn von der Denkweise Friedrich Wilhelms IV. und des ihn umgebenden Kreises unklarer Schwärmer für die Herrlichkeit des alten Reiches. Der nüchtern realpolitische Zug, der ihn als Staatsmann kennzeichnet, bedingt und bestimmt auch seine Auffassung der deutschen Geschichte und läßt ihn über die großen Männer und die großen Taten der Vorzeit gelegentlich anders urteilen, als sonst damals in seinen Kreisen üblich war.

Entscheidend in dieser Hinsicht war schon sein stolzes protestantisches Bewußtsein. Jahrzehnte vor dem Kulturkampfe erkannte er in dem römischen Papsttum und der von ihm als absolute Monarchie beherrschten Kirche — „l'état c'est moi“ sagt der Papst nach einer gelegentlichen Bemerkung von ihm „mit Euphemismus“ [1]) — die Verkörperung eines namentlich Preußen unversöhnlich feindlichen Prinzips und bedauerte er, daß die Vorkämpfer der hochkirchlichen Richtung in der preußischen Landeskirche ihre innere Verwandtschaft mit dem Katholizismus durch offenes Aussprechen ihrer

[1]) Polit. Reden VI, S. 670.

Sympathien dafür zum Nachteil der evangelischen Sache ebenso wie der Sache des preußischen Staates unklug betätigten.[1]) Darin sah er einen schweren Fehler und eine ernste Gefahr. Nicht erst nach dem vatikanischen Konzil bestritt er dem Papst „die Eigenschaft eines Nachfolgers Petri, der auch nicht unfehlbar gewesen sei, sondern gesündigt und seine Sünden bereut habe". „Folge ich dem Papst," erklärte er nachmals,[2]) „geht für mich die Seligkeit verloren, der Papst hat sie für mich nicht." Er spöttelt gelegentlich (22. Mai 1869) über die bekannte Sage von der Rettung Roms vor den Horden Attilas durch die siegreiche Beredtsamkeit Papst Leos I.[3]) Von Roms unversöhnlicher Feindschaft gegen Preußen ist er so überzeugt, daß er nicht daran zweifelt, es werde jedes große Unglück, das diesen Staat trifft, rücksichtslos auszunutzen eilen. Wäre der französische Eroberungskrieg 1870 erfolgreich gewesen, so würde man nach seiner Ansicht auch auf kirchlichem Gebiete in Deutschland von den „getis Dei per Francos" zu erzählen gehabt haben, den Taten Gottes durch die Franzosen, wie der Gelehrte Bongas das Werk nannte, worin er die Quellen zur Geschichte der Kreuzzüge und der französischen Großtaten gegen die Ungläubigen zuerst herausgab. Von ähnlichen Entwürfen der katholischen Reaktion für den Fall des Sieges über Preußen, in dem sie den Protestantismus niederzuwerfen dachte, will er aus der Zeit von Olmütz und vor dem Krieg mit Österreich von 1866 Kenntnis erhalten haben.[4]) Besondere Bewunderung für die Großtaten der Kreuzfahrer spricht nicht aus diesem Vergleiche. Dazu stimmt es, daß Bismarck vom Islam auch in der Gegenwart noch eine günstige Vorstellung hat: er rühmt seine gute Moral, lobt seinen

---

[1]) Briefe an Gerlach S. 154. [2]) Politische Reden VI, S. 263.
[3]) Ebd. IV, S. 256. [4]) Ebd. V, S. 385.

Kultus als einfach und nicht kostspielig und meint sogar, die Erziehung der mohamedanischen Jugend sei in vielem besser als die der christlichen.[1]) Demgemäß besitzt er auch entschiedene Sympathien für die Türken: er erklärt sie für die einzigen Gentlemen im Orient, während alle übrigen dortigen Volksstämme moralisch mehr oder weniger verkommen und politisch unzuverlässig seien.[2])

Nur bei ganz besonderen Gelegenheiten sieht auch er ein Stück deutschen Mittelalters einmal in dem romantischen Schimmer, der sonst in seiner Jugend für die meisten Betrachter darüber ausgegossen lag, so als er im Juni 1851 im Mondenschein von Rüdesheim bis nach dem Mäuseturm bei Bingen schwamm, „wo der böse Bischof umkam".[3]) Sonst ist er auch bereits jenen älteren Zeiten gegenüber bestrebt, aus den Einzeltatsachen das zu entnehmen, was für das deutsche Volksleben und seine Entwicklung in der Folge maßgebend wurde. Hielt er die Germanen doch von jeher für berufen zu großen Dingen, insofern er in ihnen im Gegensatz zu Kelten und Slaven das schöpferische, befruchtende, männliche Prinzip verkörpert sah.[4]) Dafür weist er unter anderem auf die Rolle hin, welche die Goten in Spanien, die Langobarden in Oberitalien und die Waräger in Rußland gespielt haben.[5]) Der Streit der Gelehrten über die Örtlichkeit der Varusschlacht, für die das Volk an dem Teutoburger Walde festhält, hat daher für ihn kein Interesse, wohl aber die Motive, welche die Erhebung der Germanen gegen die drohende Fremdherrschaft veranlaßten. Er findet sie vor allem in der Erbitterung über das Eindringen des römischen Wesens in das Familienleben und

---

[1]) v. Poschinger, Bismarck u. d. Parlamentarier II, S. 363.
[2]) Dehn, S. 116. [3]) Polit. Briefe Bismarcks 1849—89 I, S. 18.
[4]) Vgl. S. 185. [5]) Busch, Tagebuchblätter II, S. 118.

des römischen Rechts in die privaten Verhältnisse.[1]) Fanden doch nach seiner Auffassung schon die Römer zu ihrem Erstaunen bei den Deutschen „ein uraltes Recht, wovon sie sagten: Herkommen vacant". Diesem germanischen Urrecht setzt er das noch nicht ausgebildete und daher streitige Herkommen bezüglich der deutschen Reichsverfassung entgegen.[2])

Wenn Bismarck wiederholt auf die Stellung der fränkischen Hausmeier im Zeitalter der Merowinger eingehen mußte, so war diese historische Erinnerung nicht durch ihn hervorgerufen, sondern durch eine Herausforderung Eugen Richters, der behauptet hatte, das in Bismarck verkörperte System wachse sich allmählich zu einem „System des Hausmeiertums" aus, von dem man wünschen möchte, die Hohenzollern ließen es nicht aufkommen.[3]) Infolge dessen spricht der Reichskanzler, der jene Äußerung irrtümlich auf Theodor Mommsen zurückführte und deshalb bedauerte, daß ein so angesehener Geschichtsschreiber über die Vertiefung in zweitausend Jahre rückwärts liegende Zeiten den Blick für die sonnenbeschienene Gegenwart sich so ganz habe trüben lassen, von konstitutioneller Hausmeierei[4]) oder auch von ministerieller Hausmeierei[5]), freilich ohne sich auf die eigenartige Entwickelung jenes hohen fränkischen Reichsamtes einzulassen, die ihm in ihren Einzelheiten füglich nicht bekannt gewesen sein dürfte. Denn auch an diesem Teil der deutschen Geschichte nimmt er nur insoweit Interesse, als daraus allgemeine Anschauungen und praktische Lehren für Deutschlands Verhalten in der Gegenwart zu gewinnen sind. Die Kämpfe der Regierungsorgane mit der Preßagitation der Hetzkapläne erscheint ihm als eine nützliche Vorübung für den mit großen

---

[1]) v. Poschinger, Ansprachen S. 274.

[2]) Polit. Reden VIII, S. 327. [3]) Ebd. IX, S. 118, 131, 161.

[4]) Ebd. IX, S. 226. [5]) Ebd. XI, S. 229, 236.

gesetzgeberischen Mitteln zu führenden Kulturkampf, und er findet, daß der Staat dadurch nach dieser Seite hin an Geschlossenheit außerordentlich gewonnen habe. Mit dem Beispiel aber, das er zur Erläuterung anführt, begeht er einen historischen Irrtum, wenn er sagt, ähnlich habe dereinst Heinrich der Vogelsteller gehandelt, indem er, ehe er die Ungarn am Lech schlug, seine angeblich von dem kriegerischen Sinn der Vorfahren abgefallenen Sachsen zehn Jahre lang durch allerhand Gefechte übte und dann erst gegen den gefährlichsten Feind führte. Er denkt an die Slavenkämpfe Heinrichs I. während des den Ungarn abgekauften Waffenstillstands, welche die Schule der Sachsen wurden für den Kampf zu Pferd, verwechselt dann aber des ersten Sachsenkönigs Ungarnsieg bei Riate an der Unstrut mit seines Nachfolgers Triumph in der Schlacht auf dem Lechfelde.[1])

Zu dem Bilde der großen sächsischen und salischen Zeit kehrt er auch sonst gern zurück. Sie erscheint ihm mit gutem Grunde als die der höchsten nationalen Kraftentfaltung des deutschen Volkes im Mittelalter, zumal er in dem Königtum jener Periode den stark ausgeprägten nationalen Zug lebhaft empfindet, der dann in der Folge zum Schaden Deutschlands in demselben Maße immer mehr beeinträchtigt wurde, wie die auf Italien gerichtete Kaiserpolitik überwog. An den Jenenser Historiker Ottokar Lorenz schrieb er darüber am 7. November 1889: „Das gesamte deutsche Königtum greift bis vor Karl den Großen zurück; nachher wird es durch den Kaiserbegriff vollständig ausgeschlossen. In Aachen fand ich ein altes Lied:

Urbs Aquensis,
Urbs Regalis,
Regni sedes principalis,
Prima Regum curia —

---

[1]) Polit. Reden VI, S. 255.

also königliche Residenz, das war aber wohl vor Karls des Großen Romfahrt und Kaiserkrönung."[1]) Als eine der vornehmsten Ursachen für die wiederholte Gefährdung der nationalen Geschlossenheit Deutschlands in jener großen Zeit erscheint ihm — er denkt augenscheinlich an die Bürgerkriege unter Otto I. — „das Überwiegen der Parteileidenschaft gegen das allgemeine Nationalgefühl und gegen die Liebe zum Gesamtvaterland, mag man darin nun Egoismus oder Unabhängigkeit sehen." In der ganzen deutschen Geschichte, von den rebellischen Herzögen der ersten Kaiserzeiten bis auf die unzähligen reichsunmittelbaren Landesherren, Reichsstädte usw. hat, so sagt er, diese Sinnesrichtung ihre Betätigung gefunden und die Schwäche und Wehrlosigkeit des Reiches verschuldet.[2])

Die entscheidende Krisis lag auch nach seiner Auffassung in der Regierung Heinrichs IV., von dem er findet, wegen der ihm durch die Umstände aufgenötigten Haltung werde er ungerecht hart beurteilt. Denn nachdem das Reich seit den karolingischen und sächsischen Kaisern und noch unter Heinrich III. in höchster Machtfülle dagestanden habe, habe die kurze Zeit der Minderjährigkeit dieses Königs hingereicht, um den dem deutschen Gemüte innewohnenden zentrifugalen Elementen eine solche Stärke zu schaffen, daß dieser König genötigt wurde, mit einem seiner Gegner Frieden zu machen, um gegen den andern freie Hand zu bekommen. Eigenartig und nicht ganz im Einklang mit der herrschenden geschichtlichen Auffassung legt er sich die Erwägungen zurecht, die Heinrich IV. nach Canossa führten. „Er unterwarf sich dem Papste als dem bedeutendsten Feinde, nicht etwa aus Kirchlichkeit, aus Christlichkeit — in ihm steckte

---

[1]) O. Lorenz, Kaiser Wilhelm 2c. S. 617.

[2]) Gedanken und Erinnerungen II, S. 21.

das germanische Arianerblut, und die Art, wie er sich benahm, nachdem er aus dem Bann getan war, gibt darüber vollständige Klarheit —, aber er war politisch in der Notwendigkeit eine der Parteien, der reichsfeindlichen Parteien, die im Reiche ihm gegenüberstand, zu versöhnen. Hätte er sich gebeugt vor den Großen des Reiches, vor den damaligen Billungen oder Welfen ... oder den partikularistischen Niedersachsen, ich meine die plattdeutschen alten Sachsen, hätte er sich vor denen gebeugt, dann würde der Klang, den der Name Canossa in den deutschen Reminiszenzen hat, vielleicht Harzburg oder Mainz oder einen anderen Namen tragen" (12. Juni 1882).[1])

Man sieht aus diesen Darlegungen, durch die der Reichskanzler die nicht von ihm verschuldete Notwendigkeit einer Verständigung mit der römischen Kurie erweisen wollte, daß er in Heinrichs IV. Gang nach Canossa — wie das ja auch heute die historische Wissenschaft tut — nicht eine übereilte Demütigung des Staates vor der Kirche erblickte, sondern vielmehr einen Akt politischer Klugheit, die von zwei Übeln das geringere wählte und sich die Möglichkeit offen hielt, das augenblicklich Preisgegebene in einer günstigeren Zukunft vielleicht zurückzugewinnen. An dieser Auffassung muß auch sein ihm so unzählige Male vorgehaltenes Wort „nach Canossa gehen wir nicht"[2]) gemessen werden, wenn man seinen Sinn richtig erfassen will. Dennoch wendet Bismarck das Schlagwort Canossa gelegentlich auch in dem Sinne an, in dem die volkstümliche Vorstellung sich die dortigen Vorgänge zu deuten pflegt. So spricht er z. B. von einem nicht klerikalen, sondern liberalen Canossa[3]),

[1]) Polit. Reden IX, S. 361, 62.

[2]) Ebd. V, S. 338, XII, S. 83, 449. Vgl. VIII, S. 91.

[3]) Ebd. IX, S. 361.

und erklärt einmal sogar, ein demütigenderes Canossa als das, dem er selbst von dem Reichstage in der Steuerfrage ausgesetzt sei, gebe es für seinen Herrn, den König von Preußen, nicht: seit 16 Jahren müsse sein erster Minister bettelnd an der Türe stehen und werde mit Steinen statt Brot und mit höhnischen Phrasen abgewiesen.[1])

Die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser erscheint ihm auch insofern als die der glänzendsten Machtentfaltung Deutschlands, als diese zuletzt Herren in Schleswig-Holstein gewesen seien.[2]) Den Anteil, den in der Folge namentlich das Haus der Welfen durch seine kaiserfeindliche Haltung an dem Zusammensturz dieser Macht gehabt hat, rief ihm begreiflicherweise immer von neuem die Rolle ins Gedächtnis zurück, welche deren Nachkommen in der großen deutschen Krisis von 1866 spielten, mag er auch dem legendenhaften Parteiruf „Hie Waiblingen, hie Welf!" gelegentlich den aktuelleren „Hie Reichstag, hie Landtag!" an die Seite stellen. Es gehört zu seiner Politik in der Bekämpfung der Welfen seiner Zeit, daß er sie gelegentlich als das Haus Este und damit als eigentlich undeutscher Abstammung bezeichnet. Tatsächlich leiten die in Bayern und Sachsen zur herzoglichen Würde aufgestiegenen Welfen ihre Abkunft ja auch her von dem 1097 verstorbenen Markgrafen Azzo von Este. Ebenso bezeichnet er das depossedierte hessische Kurfürstenhaus als das von Brabant, weil es auf Herzog Heinrich I. von Brabant (gestorben 1235) zurückgeht, dessen Sohn Heinrich II. sich mit Sophie, der Tochter des Landgrafen Ludwig von Thüringen, vermählte und durch seinen Sohn Heinrich das Kind nach dem Aussterben der männlichen Linie des Thüringischen Hauses der Stammvater der späteren

[1]) Polit. Reden XI, S. 381.

[2]) v. Poschinger, Ansprachen S. 260.

Kurfürsten von Hessen wurde.[1]) Eine Parallele zu dem Zusammengehen des Zentrums und der Welfen unter Windthorst als ihrem gemeinsamen Führer findet Bismarck bereits im zwölften Jahrhundert in dem Bündnis der römischen Kurie mit den Welfen, unter welch letzteren er dabei alles begriffen sehen will, was antighibellinisch, was ein Gegner der Reichseinheit aus weltlichen Gründen und Partikularismus war. So sind die Beziehungen, die politischen Intimitäten zwischen Rom und den Welfen in diesem erweiterten Sinn für ihn sehr alte: sie bestanden nach seiner Auffassung, die im einzelnen freilich historisch nicht bestimmt erweisbar ist, vor sechshundert Jahren, als Heinrich des Löwen Weigerung zum Zug nach Italien Friedrich I. die Niederlage durch die Lombarden bei Legnano eintrug und er infolgedessen mit Papst Alexander III. in Venedig Frieden machen mußte.[2]) Gegenwart und Vergangenheit verknüpfen sich für die historische Betrachtungsweise Bismarcks hier auch insofern, als er der Meinung ist, das Ziel der welfischen Politik sei 1866 für den Fall eines Sieges über Preußen kein anderes gewesen als die Herstellung des Reiches Heinrichs des Löweu in der vollen Ausdehnung des niedersächsischen Stammes wenigstens auf der linken Seite der Elbe (13. Februar 1869).[3])

Auch bei der Bekämpfung der Opposition gegen die den depossedierten Fürsten bewilligten Entschädigungsverträge greift er auf diese Dinge zurück und verweilt namentlich bei dem Verfahren Friedrichs I. gegen Heinrich den Löwen. Der habe den Herzog zwar Sachsens entsetzt, aber ihn nicht in England verkommen lassen und zugesehen, wovon er leben würde, sondern ihm seine Allodien gelassen, die von seinem Vater durch Heirat erworbenen Güter der Nord-

[1]) Politische Reden IV, S. 125.
[2]) Ebd. X, S. 292. [3]) Ebd. IV, S. 138.

heimer, der Supplinburger und der Billunger, einen Besitz, der das Haus der Welfen mächtig genug ließ, um später in die Verhältnisse mit Nachdruck einzugreifen, da er die Gebiete von Lüneburg, Göttingen, Grubenhagen und die Harzdistrikte des jetzigen Herzogtums Braunschweig umfaßte (1. Februar 1868).[1]) Mit um so größerem Stolz weist er darauf hin, daß vermöge der Schutz- und Trutzverträge mit den süddeutschen Staaten, also noch vor Errichtung des Reiches, König Wilhelm von Preußen als Haupt des Nordbundes auch in Süddeutschland ein Stück kaiserlicher Gewalt besitze, wie es seit fünfhundert Jahren keinem deutschen Kaiser zugestanden habe: er nehme eine Stellung ein, wie einst Kaiser Rotbart sie gehabt habe, wenn sein Schwert gerade siegreich war, nicht aber vertragsmäßig und allgemein anerkannt (24. Februar 1870).[2]) Ehemals hatte ihn aus dieser Zeit der deutschen Vergangenheit mehr als das mächtig waltende Kaisertum der mächtige Reichsadel mit seinem glänzenden Gefolge angezogen: aus seiner Blüte hatte er ein Argument entnommen gegen die Minderung der Adelsvorrechte durch die preußische Verfassung, wie er auch den Verfall Roms hergeleitet von dem Verfall seiner Aristokratie[3]) und die Blüte der deutschen Städte im Mittelalter welken sieht von dem Augenblicke an, wo die patrizischen Geschlechter dem Andringen der Zünfte unterlagen, durch welche die Handwerker namentlich in Lübeck noch während des Mittelalters zu Macht gelangten.[4]) Als Beispiele für die Leistungsfähigkeit von Aristokratien führt er im Zusammenhange damit Venedig, Genua und Holland an. Den Keim für die Haltlosigkeit der Zustände sämtlicher Staaten des europäischen Kontinents findet er in der Zeit, wo die

---

[1]) Polit. Reden III, S. 420. [2]) Ebd. IV, S. 314, 15.
[3]) Vgl. S. 192. [4]) v. Poschinger S. 257.

überwiegende Fürstenmacht den unabhängigen Adel unterdrückte und, wie er ein anderes Mal bemerkt, mit Hülfe des Schießpulvers, neben der Buchdruckerkunst des Antichrists auserlesenen Rüstzeugs, die natürliche politische Ordnung zu Fall brachte,[1]) — „eine Richtung, welche sich in Preußen in dem Ausspruch Friedrich Wilhelms I. verkörperte: Ich etabliere die Souveränität comme un rocher de bronze" (24. Oktober 1849).[2])

Überhaupt interessiert Bismarck die innere Entwicklung des alten Reiches doch eigentlich nur insofern, als dadurch der Grad seiner Einheit oder sein fortschreitender Zerfall und infolgedessen seine wechselnde Stellung in dem europäischen Staatensystem bedingt war. Erstreckte sich die alte deutsche Kaiserherrschaft des heiligen römischen Reiches von der Nordsee bis nach Apulien, so daß theoretisch, wenn auch nicht immer tatsächlich, auch Italien dazu gehörte, so deckte sie sich nach der Aussonderung von Gallien, des heutigen Frankreich, ungefähr mit dem Dreibunde der späteren Zeit, so daß sich das gewaltige Gebiet von ganz Mitteleuropa, nachdem es durch Schicksalsfügungen und viele Kämpfe getrennt und zerrissen war, schließlich wiederum zusammengefunden hat, eine Tatsache, in der der Altreichskanzler den Beweis sieht für das Vorhandensein von imponderablen Verbänden und Beziehungen zwischen diesen ganzen großen Ländermassen.[3]) Die Auflösung dieses mächtigen Reiches der Mitte, das einst unter der alten „anspruchsvollen Kaiserherrschaft der Nachfolger Karls des Großen" beschlossen gewesen ist und Deutschland die größte Aussicht zu öffnen schien, ein einiges Reich zu bleiben, ist nach seiner Ansicht vor allem herbeigeführt durch „einen gewissen Überschuß an

[1]) Vgl. oben S. 100. [2]) Polit. Reden I, S. 1 46, 47.
[3]) Dehn S. 191.

dem Gefühl männlicher Selbständigkeit, welcher in Deutschland den einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlaßt, sich mehr auf die eigenen Kräfte zu verlassen als auf die der Gesamtheit.[1]) Insbesondere macht er dafür den Abfall der Welfen und den Sieg der Ultramontanen verantwortlich.

Mit dem Untergang der Hohenstaufen begann für Deutschland eine sechshundertjährige Leidensgeschichte, in der es Erfahrungen gemacht hat, welche die deutschen Regierungen sich ebenso zu Herzen genommen haben wie die Lehren, die aus den verfehlten Einigungsversuchen zu Frankfurt und Erfurt gezogen werden mußten.[2]) Betrachtet Bismarck das vielgescholtene Raubrittertum zur Zeit des Interregnums als das augenfälligste Symptom für die Zersetzung des Reiches, so nimmt er es doch vorzugsweise in Anspruch als eine Folge des unglücklichen Ausgangs, der die deutsche Geschichte im Mittelalter erfüllenden Kämpfe zwischen Kaisern und Päpsten. Diese, „älter als die Erscheinung unseres Erlösers in dieser Welt" und bereits entbrannt in dem Konflikte zwischen Agamemnon und Kalchis in Aulis,[3]) fanden ihren Abschluß erst, als der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen Kaiserstammes auf dem Schaffot starb unter dem Beil eines mit dem Papste verbündeten französischen Eroberers (10. März 1873).[4]) Ist Bismarck auch unbefangen genug, bei einer Beratung des Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund, wo namentlich die Todesstrafe für Fürstenmord der Gegenstand heftiger Debatten wurde,[5]) dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, unter dessen Schwert am 21. Juni 1208 der gute König Philipp von Schwaben zum Verderben des Reichs sein Leben gelassen hat, sehr

[1]) Polit. Reden III, S. 163, 64. [2]) Ebd. III, S. 164, 193.
[3]) Vgl. S. 187. [4]) Polit. Reden V, S. 384.
[5]) Vgl. S. 148.

viele Milderungsgründe zuzuerkennen,[1]) so hielt er doch andererseits die seiner realpolitischen Auffassung der deutschen Geschichte entsprechende Vorstellung fest, der ganzen Souveränität der deutschen Fürsten fehle, streng genommen, jede rechtliche und moralische Grundlage, da sie auf dem Wege der Eroberung gegen Kaiser und Reich entstanden sei.[2])

Den gleichen Standpunkt nimmt er auch der Geschichte der Reformation gegenüber ein. Ihre kirchliche Seite hat für ihn kein besonderes Interesse, und die in ihr wirksamen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Momente scheint er nicht hoch angeschlagen zu haben. Bezeichnend dafür ist es, daß er die Reformierten wenn nicht gerade für Reaktionäre, so doch für kleine Tyrannen erklärt und unter Hinweis auf Calvin, Servet und Luther meint, jeder Pastor habe ein kleiner Papst sein wollen.[3]) Auch hegt er die Vorstellung, selbst in den großen Exzessen des Bauernkrieges, wo die volle Herrschaft der gewalttätigen und ungebildeten Begehrlichkeit zum Durchbruch kam, sei das Eigentum der Ritter unangegriffen geblieben (9. Oktober 1878).[4]) Mit Karl V. sympathisiert er, weil unter ihm Deutschland sich eines Grades politischer Einheit und einer Autorität in der Diplomatie erfreut habe, wie seit den Hohenstaufen in keiner Periode seiner Geschichte.[5]) Um so höher rechnet er dem Habsburger die Milde an, die er nach der Schlacht bei Mühlberg gegen Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen bewies, indem er ihm die Gebiete der späteren herzoglich sächsischen Häuser ließ, das durch seinen Abfall verwirkte Kurfürstentum also um diese wertvollen Landschaften verkürzte. Im Gegensatz dazu gedenkt er aus Anlaß des be-

[1]) Polit. Reden IV, S. 379. [2]) v. Keudell S. 330.
[3]) Busch, Tagebuchblätter I, S. 78. [4]) Polit. Reden VII, S. 277.
[5]) Ebd. I, S. 128.

reitwilligen Anschlusses von Mecklenburg an Preußen 1866 der Herzöge Adolf Friedrich von Schwerin und Johann Albrecht von Güstrow, die ihren Bund mit König Christian IV. von Dänemark mit der Reichsacht und der Verjagung von Land und Leuten büßen, die Kaiser Ferdinand II. dem Herzog von Friedland als Reichslehen verlieh.[1]) Aus jener traurigen Zeit erwähnt er ferner die Teilung des Reichstages bei der Beratung die Religion betreffender Angelegenheiten durch die itio in partes[2]) und die Bildung eines besonderen corpus Evangelicorum.[3]) Eine der Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges, durch den Deutschland mehr als irgend eine andere Nation zurückgeworfen ist, sieht er darin, daß es in seiner wirtschaftlichen und geistigen Kultur namentlich weit hinter England zurückblieb.[4])

Bestritt Bismarck mit gutem Grund die Behauptung, in den Zeiten der Reaktion und des Konfliktes hätten allein die Männer auf der liberalen Seite und zwar im Widerspruch mit den Dynastien den deutschen Gedanken lebendig erhalten, und setzte er deren vermeintlichen, jedenfalls ungefährlichen Großtaten mit gerechten Stolze entgegen, was er selbst dafür gewagt, als er 1862 dem Rufe seines Königs folgte und auf einem scheinbar verlorenen Posten ausharrte, trotz des üblen Schicksals — „es gingen die Redensarten von Strafford und Polignac" —[5]) das seiner im Fall des Mißlingens wartete, so ist er doch unbefangen genug, anzuerkennen, daß andere für den nationalen Gedanken wirklich gelitten haben: „Man braucht nur an die Burschenschaft zu denken", von der er später sagte, sie habe „eine Vorahnung

[1]) Polit. Reden IV, S. 224.

[2]) Ebd. X, S. 32. Vgl. v. Poschinger, Ansprachen S. 70.

[3]) Ebd. X, S. 291. [4]) Ebd. XI, S. 137.

[5]) Vgl. S. 195.

gehabt, doch zu früh"[1]) und an einige, die in irrtümlicher Auffassung der Mittel, weil ihnen das Verständnis für die politische Situation fehlte, anstatt zu suchen eine hinreichende Armee in Deutschland zu schaffen, dieses Mittel in ihrer schwachen Faust und auf der Barrikade suchten (14. Juni 1882).[2]) An welche Gattung begeisterter Leute er dabei dachte, ergibt sich aus einer anderen gelegentlichen Äußerung, wo er als solche Sand, Staps, Oskar Becker und Blind, dem er sogar eine „Römerseele" nachrühmte, ausdrücklich nennt.[3])

Natürlich nimmt in den historischen Rückblicken und den daran geknüpften politischen Betrachtungen Bismarcks die Geschichte Preußens einen besonders breiten und hervorragenden Platz ein. Daß er sich aber mit dem einen oder dem anderen auch nur der wichtigsten Abschnitte anders als durch gelegentliche Lektüre, die weder planmäßig ausgewählt noch systematisch betrieben wurde, eingehender beschäftigt hätte, wird hier ebenfalls nicht erkennbar. Auch nennt er von den epochemachenden Werken über preußische Geschichte, die in seiner Zeit erschienen, keins ausdrücklich als ihm bekannt oder gar von ihm benutzt. Nur einmal erwähnt er ein historisches Werk derart als ihm durch eigene Lektüre bekannt. Aus Versailles schreibt er am 21. Januar 1871 der Gattin: „Scherr gelesen, ist doch ein verlogener Geifersack".[4]) Es handelt sich augenscheinlich um die 1868 bis 1870 erschienene „Komödie der Weltgeschichte" (2. Auflage 1872). Im allgemeinen reichen seine positiven Kenntnisse nicht hinaus über die allerdings gute Grundlage, die

[1]) Dehn S. 167.

[2]) Polit. Reden IX, S. 422. [3]) Busch Tagebuchblätter S. 141.

[4]) Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Krieg 1870 bis 1871 S. 79.

er sich dank einem guten Unterricht auf der Schule zu eigen gemacht hatte und wie es besondere Anlässe und das durch sie erweckte besondere Interesse mit sich brachten, sozusagen nach Bedarf bald in dieser, bald in jener Richtung ergänzte und ausbaute. Daher liegt auch hier der Reiz, den die Aufdeckung und Verfolgung seines Gedankenganges darbietet, vornehmlich darin, zu sehen, wie er die Ereignisse und Zustände der Vergangenheit mit den Strömungen und Aufgaben seiner Zeit in Verbindung setzt, die einen an den andern mißt oder erklärt und so seinem starken realpolitischen Wollen und Können dienstbar macht. Bismarck hat nicht zu den Staatsmännern gehört, die aus der Geschichte nichts gelernt haben, vielmehr ging er auch bei seinen Exkursen in die preußische Geschichte mit der von ihm angewandten, gewissermaßen komparativen Methode geradezu darauf aus, Preußen vor dem Schicksal Österreichs zu bewahren. Sah er doch dessen Verhängnis in dem gewohnheitsmäßigen Versäumen der sich bietenden günstigen Gelegenheiten, das er dem unheilvollen Einfluß der Beichtväter auf die Staatsleitung zuschrieb. Dabei macht sich auch hier seine stark ausgeprägte Individualität geltend in dem Nachdruck, den er auf die historische Wirkung gewisser persönlicher Beziehungen legt. So sieht er eine spezifisch reichsdeutsche Eigentümlichkeit in dem Vorwiegen der dynastischen Anhänglichkeit und in der Unentbehrlichkeit einer Dynastie für das Zusammenhalten eines bestimmten Bruchteils der Nation unter dem Namen einer solchen, während doch die besonderen Nationalitäten, die sich auf der Basis des dynastischen Familienbesitzes in Deutschland gebildet haben, in den meisten Fällen heterogene Bestandteile in sich begreifen, deren Zusammengehörigkeit weder auf der Gleichheit des Stammes, noch auf der Gleichheit der geschichtlichen Entwicklung beruht,

sondern ausschließlich auf der Tatsache der in vielen Fällen anfechtbaren Erwerbung durch ein Fürstenhaus nach dem Recht des Stärkeren oder des erbrechtlichen Anfalls vermöge der Verwandtschaft, der Erbverbrüderung oder der bei Wahlkapitulationen von dem kaiserlichen Hofe erlangten Anwartschaft. In diesem Zuge des deutschen Wesens erblickt er ein für die nationale Entwicklung Deutschlands sehr wichtiges Moment, mit dem dauernd gerechnet werden müsse. Sein angeborener partikularistischer Trieb läßt den Deutschen sich in einem großen Verbande, einem starken Ganzen nur dann recht wohl fühlen, wenn dieses ihm das Behagen in dem eigenen Kreise nicht stört, in dem er sich zunächst häuslich einrichtet. So ist er einerseits eine Grundlage der Schwäche, andererseits der Blüte Deutschlands, welches dem hier entspringenden Reichtum an kleinen Mittelpunkten eine Bildung und einen Wohlstand der einzelnen Teile verdankt, wie er in zentralistisch organisierten Staaten selten ist, wo die Provinzen gegen das allgemeine Zentrum um Jahrhunderte im Rückstand bleiben.[1]) Auch in der Geschichte Preußens hat, so führt er aus, dieser deutsche Trieb nach Sonderung in engeren Verbänden, der in den Dynastien den Punkt fand, wo er seine Kristalle ansetzte, eine bedeutende Rolle gespielt. Er stellt die kurbrandenburgische Dynastie in dieser Hinsicht in eine Linie mit der bayerischen, welfischen und anderen. Sagt er doch geradezu: „Ich würde gegen das brandenburgische Fürstenhaus keine Waffen gehabt haben, wenn ich ihm gegenüber mein deutsches Nationalgefühl durch Bruch und Auflehnung hätte betätigen müssen; die geschichtliche Prädestination lag aber so, daß meine höfischen Talente hinreichten um den König und damit schließlich

[1]) Politische Reden IV. S. 188, 189.

sein Heer der deutschen Sache zu gewinnen. Ich habe gegen den preußischen Partikularismus vielleicht noch schwierigere Kämpfe durchzuführen gehabt als gegen den der übrigen deutschen Staaten und Dynastien, und mein angeborenes Verhältnis zu Kaiser Wilhelm I. hat mir diese Kämpfe erschwert".[1])

Die starke Betonung des landschaftlichen Charakters, welcher der deutschen Geschichte infolgedessen eigen ist, beeinflußt auch Bismarcks Auffassung der preußischen Geschichte. Für ihn ist und bleibt die Mark der Kern der Monarchie.[2]) So stark sein preußisches und sein deutsches Gefühl ist, es wurzelt doch in der besonderen Liebe, die ihn zunächst eng an seine märkisch-sächsische Heimat fesselt. „Ich bin in der Provinz Sachsen geboren", rühmt er sich bei der Überreichung des Ehrenbürgerbriefes von Magdeburg,[3]) „und bin mit Elbwasser getauft. Meine Vorfahren sind selbst Magdeburger gewesen, sie haben eine Kurie in Magdeburg besessen." Als Märker erinnert er sich auch gern des Wohlwollens, das die bayrische Dynastie zu der Zeit, wo sie dort regierte, während mehr als einer Generation seinen Vorfahren betätigt habe. Auch hat er bekanntlich nicht versäumt, als es sich um die entscheidende Anregung zur Errichtung des deutschen Kaisertums handelte, dieses historische Moment gegenüber einem Monarchen von der stark dynastischen Denkweise König Ludwigs II. von Bayern in ebenso feiner wie wirksamer Weise geltend zu machen.[4]) Aber seine selbstlose Vasallentreue gegen das angestammte Haus der Hohenzollern und die begeisterte Hingabe an seinen geliebten König machen ihn doch nicht blind gegen

[1]) Gedanken und Erinnerungen I. S. 293 bis 295.

[2]) v. Poschinger, Ansprachen S. 34. [3]) Ebd. S. 35.

[4]) Gedanken und Erinnerungen II, S. 118.

gewisse Fehler, die auch nach seiner historischen Kenntnis im Geschlecht der Hohenzollern erblich zu sein scheinen, insbesondere die Undankbarkeit gegen geleistete Dienste, von der ja selbst Heinrich von Treitschke[1]) nur Friedrich den Großen — und zwar diesen mit Unrecht[2]) — und Kaiser Wilhelm freisprechen zu können meint. Gelegentlich stellt er sogar die Hohenzollern in dieser Hinsicht den Habsburgern scharf gegenüber: „Die Habsburger," sagt er, „waren dankbar für geleistete Dienste und beschenkten ihre Leute reichlich. Bei uns war das anders. Da machte man sie klein, da nahm man dem, der große Güter besaß, was er hatte".[3]) Er dachte wohl an das Schicksal eines Eberhard von Dankelmann. Hat er seine Beobachtungen doch nachher innerhalb der durch die gegebenen neuen Verhältnisse vorgeschriebenen Grenzen an sich selbst als zutreffend erfahren müssen.

Die Selbständigkeit seines historischen Urteils gegenüber den in der landläufigen Schultradition herrschenden Vorstellungen beweist er übrigens auch, wenn er, gilt ihm auch die Mark als der eigentliche Kern der Monarchie, doch auch die Bedeutung höher anschlägt, als sonst im allgemeinen üblich ist, die das ehemalige Ordensland, das nachmalige Herzogtum und spätere Königreich Preußen im engeren Sinn, für die Entwicklung des Gesamtstaates zu beanspruchen hat, der nach ihm benannt ist. Besonders im Kampf gegen das Polentum kommt er wiederholt auf die ältere Geschichte dieses Landesteils zurück, läßt aber begreiflicherweise gerade auf diesem ziemlich entlegenen Gebiet die Sicherheit der Kenntnisse vermissen, deren es zu recht schla-

[1]) Deutsche Geschichte V, S. 385.

[2]) Prutz, Preußische Geschichte III, S. 109.

[3]) Busch, Tagebuchblätter II, S. 44.

gender Widerlegung der polnischen und der katholischen Ansprüche gerade hier bedurft hätte. In der Antwort auf eine huldigende Ansprache von den Bewohnern der Provinz Westpreußen bezeichnet er (23. September 1894)[1]) Preußen, von dem die Polen den Glauben verbreiten, es sei einst ganz von ihnen bevölkert und ein Teil ihres Reiches gewesen und nur durch das „mörderische Schwert des deutschen Ordens" hingeopfert und vernichtet worden, vielmehr als den Hort deutscher Kultur und speziell Westpreußen am rechten Weichselufer nimmt er dabei in Anspruch als ein deutsches Land, das die Polen bei der Eroberung verwüstet und eigentlich mehr durch Geld als Waffengewalt gewonnen hatten, da sie den aufrührerischen Söldnern des Ordens die Marienburg abkauften, die Stadt Marienburg aber erstürmten und den tapferen Bürgermeister Blume für die Treue gegen seinen rechtmäßigen Herrn unter dem Beil des Henkers büßen ließen. Er macht geltend, wie die Polen auch später noch in ihren Kriegen mit Schweden das Land östlich von der Weichsel unbarmherzig verwüsteten und auf den Brandstätten Nationalpolen aussetzten, Heerkorps, Regimenter mit Offizieren und Mannschaften. Nicht ganz klar sind ihm dagegen die Anfänge der Herrschaft des deutschen Ordens in Preußen, wenn er meint, Herzog Konrad von Masovien habe den Rittern, als er sie gegen die heidnischen Preußen zu Hilfe rief, einen kleinen damals polnischen Landesteil, das Dobriner Land, zu eigen gegeben.[2]) Vielmehr war die Burg Dobrin innerhalb des Gebietes, das der Herzog vor der Ordensberufung dem um die Mission unter den Preußen verdienten Bischof Christian verliehen hatte, der Sitz eines Ritterordens, den Christian nach dem

[1]) v. Poschinger, Ansprachen S. 42, 43.

[2]) Politische Reden III, S. 204.

Vorbild des livländischen Schwertbrüderordens zur Bekämpfung der Heiden errichtete, der aber bald darnach deren Übermacht erlag. Der deutsche Orden dagegen erhielt zunächst nur einen Teil des Kulmer Landes zugleich mit der Anwartschaft auf die Gebiete, die er von dort aus weiter erobern würde. Einwendungen ließen sich auch erheben gegen die Darstellung, die Bismarck gelegentlich von der Erwerbung des links von der Weichsel gelegenen Teiles von Westpreußen, Pommerellens, durch den deutschen Orden gibt, indem er sie durch die „rechtmäßigsten Verträge" geschehen sein läßt.[1]) Denn das kann man höchstens von dem schließlichen Ausgang der Verwicklung gelten lassen, die sich durch eine ganze Reihe von Jahren hinzog, während in ihren früheren Stadien das rucksichtslose Machtstreben des Ordens sich in seiner gewalttätigen Politik offenbarte. Wenn Bismarck den Verlust Westpreußens an Polen, das sich des Landes selbst nach dem Sieg bei Tannenberg 1410 nicht hatte bemächtigen können, der „damaligen preußischen Fortschrittspartei", den Städten und Landständen, schuld gibt, die sich mit dem Landesfeind in Verbindung setzten,[2]) so begegnet er sich darin im wesentlichen mit der Auffassung Heinrich von Treitschkes, der jene für ganz Deutschland so verhängnisvolle territoriale Einbuße mehr als dem Verfall des Ordens dem Abfall seiner verblendeten Untertanen zuschreibt.[3]) Aus der trostlosen Zeit, die dem unglücklichen Tage von Tannenberg folgte, kennt er, durch wiederholten Aufenthalt in der Provinz auch mit den dort herrschenden Lokaltraditionen bekannt, den „Nußkrieg", wo „die streitenden Parteien sich ganz in dem großen Walde verloren, der

[1]) Politische Reden III, S. 205.

[2]) Ebd. III, S. 205.

[3]) H. v. Treitschke, Historische und politische Aufsätze, S. 82 ff.

sich von Bütow bis tief nach Polen hinein erstreckt".[1]) Wirkungsvoll hebt er zum Beweis für die Bundesgenossenschaft des Polentums mit der katholischen Reaktion gelegentlich einen anderen Punkt aus der „Spezialgeschichte von Westpreußen" hervor, das sogenannte Thorner Blutbad vom 7. Dezember 1724, „wo die polnischen Herrscher es den Deutschen mit blutiger Schrift bewiesen haben, wie sie nationale Sonderbestrebungen zu behandeln entschlossen waren".[2]) Damals wurden nämlich wegen Unruhen der protestantischen Bevölkerung Thorns auf Befehl der polnischen Regierung der Bürgermeister Johann Gottfried Rösner und neun Bürger hingerichtet.

Aus der älteren preußischen Geschichte interessiert Bismarck natürlich besonders die Ausbildung der Grundlagen, die den Staat der Hohenzollern später vornehmlich tragen sollten. Auch dabei tritt das einstige Ordensland und Herzogtum bedeutsam hervor, insofern auf der dort gewonnenen Souveränität die spätere Großmachtsstellung zunächst beruhte. Auch nach Bismarcks Auffassung hat den Grund dazu der Große Kurfürst auf dem Schlachtfelde an der Brücke bei Warschau (28 bis 30. Juli 1656) gelegt.[3]) So hoch er die Verdienste anschlägt, die sich der preußische Adel, der von jenem ersten Kampfe bis unter die Mauern von Rastatt auf allen Schlachtfeldern die Wurzeln preußischer Freiheit reichlich mit seinem Blut getränkt habe, anschlägt im Hinblick namentlich auf seine Aufopferung in dem Kampf um Preußens Dasein während des Siebenjährigen Krieges, so findet er es doch nur recht und billig, daß der Große Kurfürst bei den Traktaten von Labiau (10. November 1656) und Wehlau (9. September 1657) nicht erst, wozu er nach dem Landesbrauch verpflichtet ge-

[1]) Busch, Tagebuchblätter S. 147. [2]) Politische Reden, V, S. 14.
[3]) Politische Reden I, S. 151.

wesen wäre, die Stände des Herzogtums berufen und ihre Zustimmung zu den getroffenen Vereinbarungen eingeholt hat: auch der gegenwärtigen Regierung sei es im Drange der Ereignisse nicht möglich gewesen den Landtag zu berufen und responsa prudentum über Schleswig-Holstein zu erbitten (8. Februar 1866).[1]) Andererseits mißt er der Schlacht bei Fehrbellin besondere Bedeutung bei, weil sie die deutsche Unabhängigkeit herbeizuführen geholfen habe, wenn auch nicht vollständig, so doch vorbereitend (18. Juni 1893).[2]) Besonders hoch schlägt er die kolonialen Versuche des Großen Kurfürsten an. „Wir haben schon einmal," sagt er in der Kolonialdebatte vom 10. Januar 1885, in der er den Mangel an Enthusiasmus für die von ihm eingeleitete Kolonialpolitik bei den Deutschen beklagt,[3]) „an der afrikanischen Küste zur kurbrandenburgischen Zeit Ansiedelungen gehabt — in der Zeit der Gamaschen und Perücken sind sie aufgegeben und verkauft worden."

Von den preußischen Königen schätzt er Friedrich Wilhelm I. namentlich wegen seines haushälterischen Systems und hätte nichts dagegen, wenn auch noch heutigentages besonders in bezug auf Staatsbauten darnach gehandelt und unnötiger Luxus vermieden würde (14. Juni 1882).[4]) Seinen Beifall findet auch das handelspolitische System dieses „großen Hausvaters seines Landes": die mit der altpreußischen Zollgeschichte nicht bekannten Reichtagsabgeordneten erinnert er daran, wie viel diesem Könige ebenso wie seinem großen Sohn daran gelegen habe, „reiche Leute ins Land zu ziehen, im Lande zu erhalten, reiche Leute zu machen" (13. März 1885).[5]) Um die Gefahren zu veran-

[1]) Politische Reden III, S. 21, 22.
[2]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 269. [3]) Polit. Reden X, S. 396.
[4]) Ebd. X, S. 397. [5]) Ebd. XI, S. 80.

schaulichen, welche eine allzu große Beredsamkeit der Förderung der rechten Erkenntnis bei den Hörern gelegentlich bereiten kann, beruft er sich (29. April 1881) auf die bekannte Anekdote von demselben König, „der zwei Advokaten hintereinander hörte und hinter jeder Ausführung ausrief: der Kerl hat recht! und dann so in Zorn geriet gegen die Wirkung der Beredsamkeit, daß nach der damaligen monarchischen Verfassung beide Redner vermöge der Übertreibung ihrer Gabe, zu überzeugen, in sehr üble Lage gekommen sind".[1]) Dem Grafen Andrassy gegenüber spielt er in einem Briefe (18. Dezember 1879) auf die Unterschrift an, die Friedrich Wilhelm I. unter die Ölbilder setzte, mit deren Anfertigung er sich die von Gichtschmerzen gestörten Stunden zu kürzen liebte: „In tormentis pinxi".[2])

Öfter kehren Bismarcks Gedanken zu der Geschichte des großen Königs zurück. Sind, wie er sich einmal ausdrückt, die Könige von Preußen niemals vorzugsweise Könige der Reichen gewesen,[3]) so wird in seinen Augen doch gerade Friedrich II. ganz besonders durch das Wort charakterisiert, das er schon als Kronprinz sagte: „Quand je serai roi, je serai un roi des gueux", womit er sich den Schutz der Armut vorgenommen habe, ein Programm, nach dem die preußischen Könige auch in der Folgezeit gehandelt haben, da an ihrem Thron immer dasjenige Leiden Zuflucht und Gehör gefunden, „welches entstand in Lagen, wo das geschriebene Gesetz in Widerspruch geriet mit dem natürlichen Menschenrecht". Zum Belege führt er an die Emanzipation der Leibeigenen, die Schaffung eines blühenden Bauernstandes und das frühe betätigte Streben nach Verbesserung der Lage

---

[1]) Ebd. IX, S. 57. [2]) Bismarck-Jahrbuch I, S. 125.
[3]) Bismarcks geflügelte Worte.

der Arbeiter (15. Februar 1865).[1]) Er sieht darin nur die natürliche Konsequenz des von dem großen König proklamierten Grundsatzes, daß er der erste Diener des Staates sein wolle.[2]) Andererseits ist es die auswärtige Politik Friedrichs, in der er vielfach Parallelen zu den Verhältnissen seiner Zeit findet. Er bekennt, nach dem Frieden von 1871 die Lage so besorglich gefunden zu haben, daß er darauf gefaßt gewesen sei, nach dem ersten französischen Krieg sofort einen zweiten führen zu müssen, wie Friedrich nach dem ersten schlesischen Krieg einen zweiten führen mußte (26. Juni 1884).[3]) Auch hält er es nicht für ausgeschlossen, daß die Vorsehung ihrerseits es für nützlich finden könne, „den deutschen Patriotismus noch einem Feuer europäischer Koalitionen größerer benachbarter anti-deutscher Nationen, noch einem härtenden und einem läuternden Feuer auszusetzen", Deutschland also in die Lage gebracht werde, ebenso wie Friedrich der Große nach dem ersten und zweiten schlesischen Krieg sich noch gegen Staatenkoalitionen zu verteidigen (28. Januar 1886).[4]) Denn er besorgt, die Kaunitzsche Politik könne unter Umständen wieder aufleben (14. Juni 1882).[5]) Einen solchen Kampf glücklich zu bestehen auch ohne Gewinn im Frieden, hält er für ehrenvoll, gerade wie der Hubertusburger Friede ein ehrenvoller war, „wenn er auch nur die volle Abwehr des auf Preußen gerichteten Angriffs bestätigte" (21. April 1887).[6]) Daß Friedrich solches möglich geworden, verdankte er seinem Verdienst um die Armee, in der die Offiziere aus geworbenen Abenteurern aller Länder gute Preußen zu schaffen gewußt hätten

[1]) Polit. Reden II, S. 317. Vgl. IX, S. 205, 218.
[2]) Ebd. IX, S. 231. Vgl. X, S. 44.
[3]) Ebd. X, S. 214. [4]) Ebd. XI, S. 446.
[5]) Ebd. IX, S. 398. [6]) Ebd. XII, S. 379.

(11. März 1851).[1]) Wenn man ihm bei der Bekämpfung der Mehrforderungen im Interesse des diplomatischen Dienstes das oft angeführte Wort Friedrichs entgegenhielt, der seinem die Mittel zur Anschaffung eines Wagens erbittenden Gesandten in England befohlen habe, zu Fuß zu gehen, aber zu sagen, es stünden 100000 Mann hinter ihm, d. h. bei der militärischen Macht Preußens bedürften seine Vertreter im Auslande keiner besonders kostspieligen Repräsentation, so ließ er des Königs angebliche Äußerung zwar als stolz gelten, bat aber, sie ein für allemal zu Grabe zu tragen, denn es sei ihm schwer glaublich, daß ein so geistvoller Herr im Ernst eine Äußerung getan haben sollte, die mit dem guten Geschmack so wenig in Einklang zu bringen sei, in jedem Falle aber mehr als in dem Sinne der auswärtigen Politik in dem seines Finanzministers gethan worden sein müsse, der ihm sehr am Herzen lag. Freilich bekennt er, in seiner Jugend sich ebenfalls an der oft gehörten Anekdote gefreut zu haben, allerdings nur so lange er nicht auswärtiger Minister war.[2]) Als besonders epochemachend und entscheidend für Preußens spätere Weltstellung erscheint Bismarck von den politischen Taten des alternden Königs, daß er zuerst von allen europäischen Fürsten der jungen Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika näher trat: seitdem seien die guten Beziehungen zwischen Preußen und Amerika ein preußisches Erbteil geblieben und auch auf das deutsche Reich übergegangen (13. März 1884).[3]) Des Königs bekanntes Wort: „Gazetten dürfen nicht geniert werden“ — bekanntlich in den ersten Tagen seiner Regierung in einem Schreiben des Kabinettministers Grafen Podewils

[1]) Politische Reden I, S. 337.

[2]) Ebd. III, S. 142, 336, V, S. 160, 167, 68.

[3]) Ebd. X, S. 12.

an einen Amtsgenossen als Willensmeinung des Königs ausführlicher dahin kundgegeben, daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht geniert werden müßten[1]) — wünscht Bismarck wenigstens auch für die offiziösen Blätter in Geltung gesetzt zu sehen. Amtlich eignet er sich auch des großen Königs Wort an, in Preußen könne jedermann nach seiner Façon selig werden (2. Februar 1870),[2]) wobei er inbetreff des Sinnes dieses Ausspruchs den Irrtum all der Unzähligen teilt, die ihn anzuführen lieben, indem er ihn ganz allgemein auf uneingeschränkte Glaubensfreiheit deutet, während er ursprünglich nur Schutz der Gewissensfreiheit verlangte für die Glieder einer Religionsgenossenschaft gegen Zwang von seiten ihrer Geistlichkeit. Wirksam stellte er Friedrich II., der mit der katholischen Kirche in Frieden lebte, dem mit ihr erbittert hadernden Josef II. entgegen.[3]) Sogar den Nutzen der Jesuiten habe der König ebenso wie Katharina II. von Rußland nicht verkannt.[4]) Sehr hoch schätzt Bismarck auch Friedrichs Wirtschaftspolitik: unter ihm hat Preußen einen hohen Schutzzoll gehabt.[5]) Er rühmt des Königs unermüdliche Sorge für die Industrie, durch welche die Lage der landwirtschaftlichen Provinzen gehoben sei, während der moderne Freihandel sie heruntergebracht habe. Damals habe jede kleine Stadt in Pommern, Posen und Westpreußen eine große Wollen- und Tuchindustrie gehabt, von der jetzt nur dürftige Reste bestehen (14. Juni 1882).[6]) Seinen Beifall findet ferner die Art, wie der König seine großen kolonisatorischen Unternehmungen durch Immediatkommissionen führen ließ: das gleiche Verfahren empfiehlt er namentlich zur Sicherung des Deutschtums in

[1]) Büchmann S. 567. [2]) v. Poschinger, Ansprachen S. 13.
[3]) Polit. Reden V, S. 381. [4]) Ebd. XI, S. 275.
[5]) Ebd. IX, S. 427. [6]) Ebd. IX, S. 387.

Posen (28. Juni 1886)[1]) So urteilt er schließlich über das Gesamtergebnis dieser Regierung und ihr Verhältnis zu den folgenden: „Friedrich der Große hinterließ ein reiches Erbe von Autorität und von Glauben an die preußische Politik und Macht. Seine Erben konnten, wie heute der neue Kurs von der Erbschaft des alten, zwei Jahrzehnte hindurch davon zehren, ohne sich über die Schwächen und Irrtümer ihrer Epigonenwirtschaft klar zu werden: noch in die Schlacht bei Jena hinein trugen sie sich mit der Überschätzung des eigenen militärischen und politischen Könnens.“[2])

Dementsprechend urteilt Bismarck abfällig über die Politik der Nachfolger des großen Königs, obgleich Friedrich Wilhelm II. nach seiner Meinung „nicht übel gewesen wäre, wenn er nicht durch die Weiber erweicht worden wäre“.[3]) Nach seiner Auffassung lag nämlich 1786 für Preußen das stärkere Interesse noch nicht auf deutsch-nationalem Gebiete, sondern in dem Gedanken polnischer territorialer Erwerbungen, und bis in den Krieg von 1792 hinein entsprang das Mißverhältnis zwischen Preußen und Österreich weniger aus der deutschen als der polnischen Rivalität beider Mächte. Demgemäß habe sich der preußische Staat denn auch neue polnische Untertanen mit gleicher, wenn nicht größerer Bereitwilligkeit wie deutsche angeeignet, wenn es eben nur Untertanen waren. Daher bezweifelt er es denn auch, daß bei der damaligen Lage nach Maßgabe der Ansichten und Fähigkeiten der in Betracht kommenden Persönlichkeiten in Wien und Petersburg der preußischen Politik wirklich die Möglichkeit geboten gewesen wäre, nützlichere Wege einzuschlagen als den des veto gegen die Orientpolitik seiner beiden öst-

[1]) Polit. Reden XI, S. 444.
[2]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 278.
[3]) Busch, Tagebuchblätter II, S. 572.

lichen Nachbarn, wie es durch die Konvention von Reichenbach (27. Juli 1790) geschah. Er kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dieses veto sei ein Akt unfruchtbaren Selbstgefühls gewesen nach Art des französischen prestige, in welchem die von Friedrich dem Großen geerbte Autorität zwecklos verpufft wurde, ohne daß Preußen einen andern Vorteil von dieser Kraftleistung gehabt hätte als den einer befriedigten Eitelkeit über Betätigung seiner großmächtlichen Stellung den beiden Kaisermächten gegenüber.[1])

Als eine festgeschlossene lebendige Einheit, die in kontinuierlicher Folge unmittelbar in die Gegenwart ausmündet und die unerläßliche Voraussetzung bildet für das Handeln in dieser, begreift Bismarck die Entwicklung Preußens seit der Katastrophe, die 1806 und 7 den Fridericianischen Staat zertrümmerte. Allerdings waren ihm die Bedeutung jenes verhängnisvollen Jahres und sein schließlich doch segensreicher Einfluß auf die Entwicklung Preußens und Deutschlands verhältnismäßig spät klar geworden. Er bekannte selbst gelegentlich,[2]) erst in reiferen Jahren eingesehen zu haben, „welchen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung für die Entwicklung unseres deutschen Vaterlands die Schlacht bei Jena gebildet hat". Auch macht er für das Unglück, das damals Preußen an den Rand des Abgrunds brachte, nicht die Armee allein verantwortlich, wenn er auch einmal meint, Altersschwäche und Verblüfftheit höherer Offiziere hätten hingereicht, die an sich ausgezeichnete Armee Friedrichs des Großen zu demoralisieren[3]) — er vergleicht damit die ähnliche Wirkung, welche die Haltung einiger höherer Offiziere 1849/50 auf die hessischen Truppen ausgeübt habe. Ins-

[1]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 271.

[2]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 235.

[3]) Polit. Reden I, S. 332.

besondere sieht er den Fehler darin, daß die in der Schule des großen Königs gebildeten Generale nicht bereit waren zur Übernahme eigener Verantwortlichkeit bei fehlender Deckung durch zweifellose Instruktion. „Wir züchteten schon damals," sagt er, „das Offiziersmaterial bis zum Regimentskommandeur in einer Vollkommenheit wie kein anderer Staat, aber darüber hinaus war das eingeborene preußische Blut nicht mehr fruchtbar an Begabungen wie zur Zeit Friedrichs des Großen selbst. Unsere erfolgreichen Feldherren, Blücher, Gneisenau, Moltke, Göben, waren keine preußischen Urprodukte, ebensowenig im Zivildienste Stein, Hardenberg, Motz und Grolmann."[1]) Zum mindesten die gleiche Schuld wie der Armee mißt er der verknöcherten Bureaukratie jener Zeit bei, die 1807 dem französischen Siegeszuge ebenso die Wege ebnete, wie sie 1848 vor den Barrikaden haltlos zusammenbrach.[2]) So sehr er bei dem Rückblick auf die rettende Reformzeit die Emanzipation der Bauern, die sich an die Namen Stein, Hardenberg und Friedrich Wilhelm III. knüpft, als eine ewig denkwürdige Tat anerkennt[3]) und zugibt, „die dem Bauernstand damals verschaffte freie Stellung habe ihm ermöglicht zu prosperieren und stark und unabhängig zu werden,[4]) so hat er doch das Vorurteil eigentlich nie ganz überwunden, das die Mehrheit seiner Standesgenossen gegen die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung hegte, und schrieb dieser auch später noch insofern eine auflösende Wirkung zu, als ein großer Teil der preußischen Bureaukratie, von dem erfüllt, was er „Geheimratsliberalismus" nennt, allzu sehr zur Nivellierung und Zentralisierung geneigt ge-

[1]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 5.
[2]) v. Poschinger, Ansprachen, S. 286.
[3]) Polit. Reden IX, S. 206.
[4]) Ebd. IX, S. 205.

wesen sei.[1]) Von diesem Gesichtspunkte aus behauptete er sogar geistreich, als es gilt, Leopold von Gerlach davon zu überzeugen, das erneute französische Kaisertum sei doch nicht einfach eine erneute Verkörperung der Revolution, daß der Bonapartismus in Preußen älter sei als Bonaparte, nur sei die mildere deutsche Form, in der er da ursprünglich geherrscht, abgestreift, als er sich in Gestalt der aus dem königlich westfälischen Bulletin übersetzten Hardenbergschen Gesetzgebung in mehr französischer Form introduzierte.[2])

Auch in Bismarcks Auffassung der Freiheitskriege findet sich manches Eigentümliche. Ohne Forschung läßt ihn da ein glücklicher Instinkt aus einer unbefangenen Auffassung der Verhältnisse bereits im wesentlichen richtig erkennen, was im Gegensatz zu der umlaufenden irrigen Meinung die Wissenschaft erst in unseren Tagen durch archivalische Studien als historisch erwiesen hat. Wenn z. B. Leopold von Gerlach ihm bemerkt hatte, wie kolossal Rußlands Macht nach dem Sieg von 1812 gewachsen sei, so macht er demgegenüber mit Recht geltend, das sei tatsächlich doch nur der Fall gewesen durch den Wegfall der gegnerischen Armee und durch den Zuwachs der äußersten Kraftanstrengung Preußens.[3]) Zwar unterschätzt er nicht das Verdienst, das sich Rußland damals um Preußen erworben hat: dessen Herstellung auf dem alten Fuße sei wesentlich dem Wohlwollen Kaiser Alexanders I. zuzuschreiben gewesen, der ebenso gut an der polnischen Grenze umkehren und Frieden schließen oder Preußen später fallen lassen konnte.[4]) Diese 1813 gemachte Erfahrung läßt auch ihm die Anlehnung an Rußland in der folgenden Zeit noch als die sicherste erscheinen.[5]) Aber

[1]) Politische Reden I, S. 135. [2]) Briefe an Gerlach, S. 13.
[3]) Ebd. S. 254. [4]) Politische Reden I, S. 458.
[5]) Ebd. VII, S. 458. Gedanken und Erinnerungen I, S. 290.

er gibt zu, daß die infolgedessen begründete Familienverbindung des preußischen Königshauses mit dem russischen Zarenhause gelegentlich auch nachteilig auf Preußens Politik Rußland gegenüber eingewirkt habe.[1]) Daß er die einst vielfach ausgesprochene Meinung, die Preußen wären 1813 in den Krieg gezogen, um eine Verfassung zu erlangen, als auf einer Legende ruhend bezeichnet,[2]) versteht sich von selbst und trifft auch historisch das Richtige. Den oft angeführten Wunsch, die Feder möge nicht verderben, was das Schwert gewonnen, der glaubwürdiger Überlieferung nach von Blücher in einem Toaste nach der Schlacht bei Waterloo in der Form ausgesprochen ist: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht verderben, was das Volk mit so großen Anstrengungen errungen", nimmt er im Gegensatz zu den „altpreußischen" Quellen, auf welche, die Sache ebenso darstellend, nach seiner Meinung der Abgeordnete Richter zurückgegangen sein soll, vielmehr für Gneisenau in Anspruch: „Aber das ist einerlei. Blücher nannte ja Gneisenau seinen Kopf."[3])

Wiederholt kommt Bismarck auch auf die Betrachtung der Vorgänge zurück, welche für die Abgrenzung der 1815 Preußen zugewiesenen ehemals polnischen Landesteile entschieden wurden und ihre staatsrechtliche Stellung bedingten. Das Jahr 1815 hat dem preußischen Staate, so führt er im Januar 1886 aus,[4]) im Osten eine Grenze geschaffen, hinter die er unter keinen Umständen zurückgehen kann, da er ihrer bedarf zur Verbindung seiner Provinzen, zur Verbindung zwischen Breslau und Königsberg, zu seinem Verkehrsleben sowohl wie zu seiner Verteidigung und seiner Sicherheit. Die Schwierigkeit der dadurch geschaffenen Situation sei 1815 nicht erkannt worden, weil man auf die

---

[1]) Ebd. I, S. 274. [2]) Ebd. I, S. 18.
[3]) Polit. Reden XI, S. 91. [4]) Ebd. XI, S. 410, 11.

Stimmung der Einwohner weniger Gewicht legte als auf die der Staatsmänner. Hardenberg und der erste Oberpräsident der Provinz Posen von Zerboni hätten — letzterer vielleicht wenigstens zum Teil bestimmt durch die Rücksicht auf seine großen Güter im ehemaligen Südpreußen, die nun endgültig von Preußen getrennt wurden — unter dem Eindruck der voraufgegangenen Verhandlungen gestanden, durch die Preußen noch größeres polnisches Gebiet zu erwerben gestrebt hätte. Künftige Vergrößerungen nach dieser Seite hin zu erleichtern und bei der polnischen Bevölkerung der zum Königreich Polen geschlagenen Landesteile für Preußen Propaganda zu machen, sei auch die Absicht der Sprache gewesen, die Hardenberg Friedrich Wilhelm III. bei der Besitznahme von Posen seinen neuen Untertanen gegenüber habe führen lassen. Doch habe die betreffende Proklamation nur die Grundsätze dargelegt, nach denen der König regieren, und die Absichten entwickelt, die er dadurch zunächst erreichen wollte, von einem Vertrage aber, wie die Polen behaupten, oder gar von der Übernahme einer Verpflichtung, die damals kundgegebenen Grundsätze niemals zu ändern, wie auch immer die polnischen Untertanen sich benehmen können, ist dabei, wie er treffend bemerkt, nicht die Rede gewesen.[1])

Weit entfernt bleibt Bismarck von dem so vielen seiner ursprünglichen Parteigenossen geläufigen Kultus der heiligen Allianz als des vornehmsten Hortes der Ordnung in Europa und ihrer Erhaltung in den einzelnen Staaten. Wie man noch jetzt für sie schwärmen kann, begreift er nicht, „nachdem sich in der letzten Zeit zur Evidenz herausgestellt hat, daß sie nichts mehr als eine russische Mausefalle war und

[1]) Ebd. XI, S. 414, 457, 459.

das Adjektivum „heilig" nur noch als ein unpassender Scherz erschien".[1]) Die souveränen Kleinstaaten Deutschlands erkennt er, so hoch er Verdienst und Bedeutung der Dynastien in mancher Hinsicht anschlägt,[2]) irgendwelche historische Berechtigung natürlich nicht zu: sie sind souverän von des Rheinbunds und der Bundesakte Gnaden, und deshalb kann sich ihr Partikularismus auch nicht auf die Dauer gegen den Strom der Zeit halten. Wie er über die Karlsbader Beschlüsse urteilte, läßt die Entschiedenheit erkennen, womit er die Möglichkeit ähnlicher Maßnahmen durch den Bundesrat des Norddeutschen Bundes für ausgeschlossen erklärt, so lange er auf seinem Posten sei.[3])

In dem Dienste, den Preußen 1829 Rußland durch die Vermittelung des Friedens von Adrianopel geleistet hat, ohne dafür irgend einen Gegendienst zu verlangen, obgleich die unfreundlichen Machenschaften, die kurz vorher zwischen Kaiser Nikolaus und König Karl X. von Frankreich stattgefunden hatten, dem Berliner Kabinett nicht unbekannt waren, erscheint ihm als eine von den üblen Folgen der Gemütlichkeit der fürstlichen Familienbeziehungen, die in der Regel in Preußen stark genug war, um die russischen Sünden zu decken.[4]) Durch die Ereignisse von 1830 und 1848 erachtet er die Ergebnisse des Wiener Kongresses und des zweimaligen Einmarsches in Paris als vernichtet.[5]) Hatte er sich einst entrüstet dagegen ausgesprochen, daß das Frankfurter Parlament alle Mittel aufgewandt, um Preußen in Deutschland die Rolle aufzudrängen, die Sardinien in Italien gespielt hat, es nach seiner Meinung dahin zu

---

[1]) v. Poschinger, Bismarck u. die Parlamentarier I, S. 110.
[2]) Vgl. S. 227. [3]) Polit. Reden IV, S. 19.
[4]) Gedanken und Erinnerungen I, S. 273.
[5]) v. Poschinger, Ansprachen S. 297.

bringen, wo Carlo Alberto vor der Schlacht bei Novara war, wo ihm der Sieg den Untergang der Monarchie. seine Niederlage schimpflichen Frieden bringen mußte,[1]) so mag ihm später wohl in der Stille der Gedanke aufgestiegen sein, daß der von ihm so entschieden porhorreszierte Vergleich Preußens als des Staates der deutschen Zukunft mit Sardinien als dem der Zukunft Italiens historisch und politisch doch recht treffend war. Sehr abfällig urteilt er in einem Brief an seine Schwester, Frau von Arnim (17. Januar 1862), über die unlängst erschienenen Tagebücher Varnhagens, kann aber doch den Aufwand von sittlicher Entrüstung nicht begreifen, mit dem man sie verdammt. Vielmehr erkennt er ausdrücklich ihren historischen Wert an, da 1836—1845 „gerade so gemein geredet wurde und noch schlimmer": sie seien also aus dem Leben. „Varnhagen ist eitel und boshaft, wer ist das nicht? Es kommt nur darauf an, wie das Leben die Natur des einen oder des anderen reift, mit Wurmstichen, mit Sonne oder mit nassem Wetter, bitter, süß oder faul".[2])

Zu den Früchten, von denen hier die Rede ist und deren schließliche Beschaffenheit von Wind und Wetter und den sie etwa heimsuchenden Insekten abhängt, hat jedenfalls Bismarck selbst nicht gehört. Wer sich einigermaßen in das Wesen dieses großen Deutschen hineinempfunden und hineingedacht hat, der wird sich der Vorstellung nicht entschlagen können, daß diese kerngesunde Kraftnatur mit dem tief in ihr begründet liegenden idealen Trieb seinem Vaterlande unter den vielfach wechselnden inneren und äußeren Verhältnissen doch stets die denkbar beste Stellung und das größte erreichbare Glück zu gewinnen, von dergleichen Ein-

[1]) Polit. Reden I, S. 91. [2]) Dehn S. 530.

flüssen wohl vorübergehend unbequem berührt und in der Weiterentfaltung momentan aufgehalten, aber niemals zur Verkümmerung oder zum Verkommen habe verurteilt werden können.

Bismarck mit Varnhagen zu vergleichen liegt zunächst freilich kein Anlaß vor. In gewisser Weise aber provoziert der erstere es doch, indem er der abfälligen Beurteilung des unermüdlichen Tagebuchschreibers und dem gegen ihn erhobenen Vorwurf der Eitelkeit und der Bosheit dadurch einigermaßen den Stachel nimmt, daß er mit diesen Eigenschaften eigentlich jeden Menschen behaftet sein läßt — ein Zug jener Bescheidenheit und jenes ernsten Strebens nach Selbsterkenntnis und eigener moralischer Läuterung, die an ihm auch sonst nicht selten wohltuend zu Tage treten. Selbst auf der Höhe seiner welthistorischen Erfolge findet sich bei ihm keine Spur von Eitelkeit oder auch nur von Stolz auf das von ihm Vollführte. Sein Lebenlang ist er seinen Gegnern ein offener, oft leidenschaftlicher Widersacher gewesen, hat aber daraus auch niemals ein Hehl gemacht, sondern gerade in dieser Hinsicht stets mit rückhaltloser, oft verblüffender Offenheit Farbe bekannt. Am wenigsten aber war er eitel auf die weit über die nächsten Ansprüche des Berufes hinausgehende geistige Ausrüstung, die er sich in einer in der Jugend breit und fest begründeten und dann im Leben absichtslos, aber unermüdlich und erfolgreich gepflegten allgemeinen Bildung erworben hatte und die er unbewußt jeden Augenblick in den Dienst der gerade zu vertretenden besonderen Sache zu stellen verstand. Gerade gegenüber dem gespreizten Bildungsstolz eines Varnhagen berührt dies besonders sympathisch. Der früh aus der gehofften Laufbahn herausgeschleuderte Diplomat paradiert gewissermaßen mit seiner umfänglichen, aber auch mit be-

flissener Selbstgefälligkeit gepflegten Bildung, obgleich er niemals Gelegenheit erhielt, sie in der politischen Praxis im Dienste seines Vaterlandes nützlich zu verwerten. So bietet er Mit- und Nachlebenden nur allzu oft das fragwürdige Schauspiel eines geistreichen, aber zwecklos verpufften Feuerwerks. Dagegen fehlte es dem großen Realpolitiker, der ohne theoretische Vorbildung in einer riesenhaften Praxis zum Staatsmanne, ja man könne sagen zum Staatskünstler geworden ist, auch bei der Behandlung der schwierigsten, der allerrealsten, ja der materiellsten Angelegenheiten vermöge des reichen Schatzes, den er von Jugend auf in Geist und Herzen barg, niemals an einem Wort, einer Wendung, einem Zitat oder an einer Reminiszenz an ein Dichterwort, niemals an der Beziehung auf einen Spruch der Volksweisheit oder eine geschichtliche Tatsache oder Persönlichkeit, um die Gedanken seiner Hörer alsbald mit der ganzen reichen Fülle des historisch gewordenen Geisteslebens seines Volkes unmittelbar in lebendige Fühlung zu bringen und von da aus wirksam an den idealen Sinn der Deutschen zu appellieren.

So erscheint er, fest wurzelnd in dem Geist des klassischen Altertums, vertraut mit seines Volkes Liedern und Sprichwörtern und heimisch in den unsterblichen Werken seiner Klassiker, dabei aber auch empfänglich für alles, was das Geistesleben der modernen Kulturvölker für das deutsche Denken Interessantes und Wertvolles hervorgebracht hat, auch auf diesem Gebiete als eine Verkörperung der besten Eigenschaften der Deutschen und hat gezeigt, daß das Volk der Dichter und Denker neben seinen altbewährten kriegerischen Tugenden auch zu großen politischen Schöpfungen Beruf und Fähigkeit hat. Möge er in dieser Hinsicht nicht der einzige Deutsche bleiben!

DATE DUE			



